This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

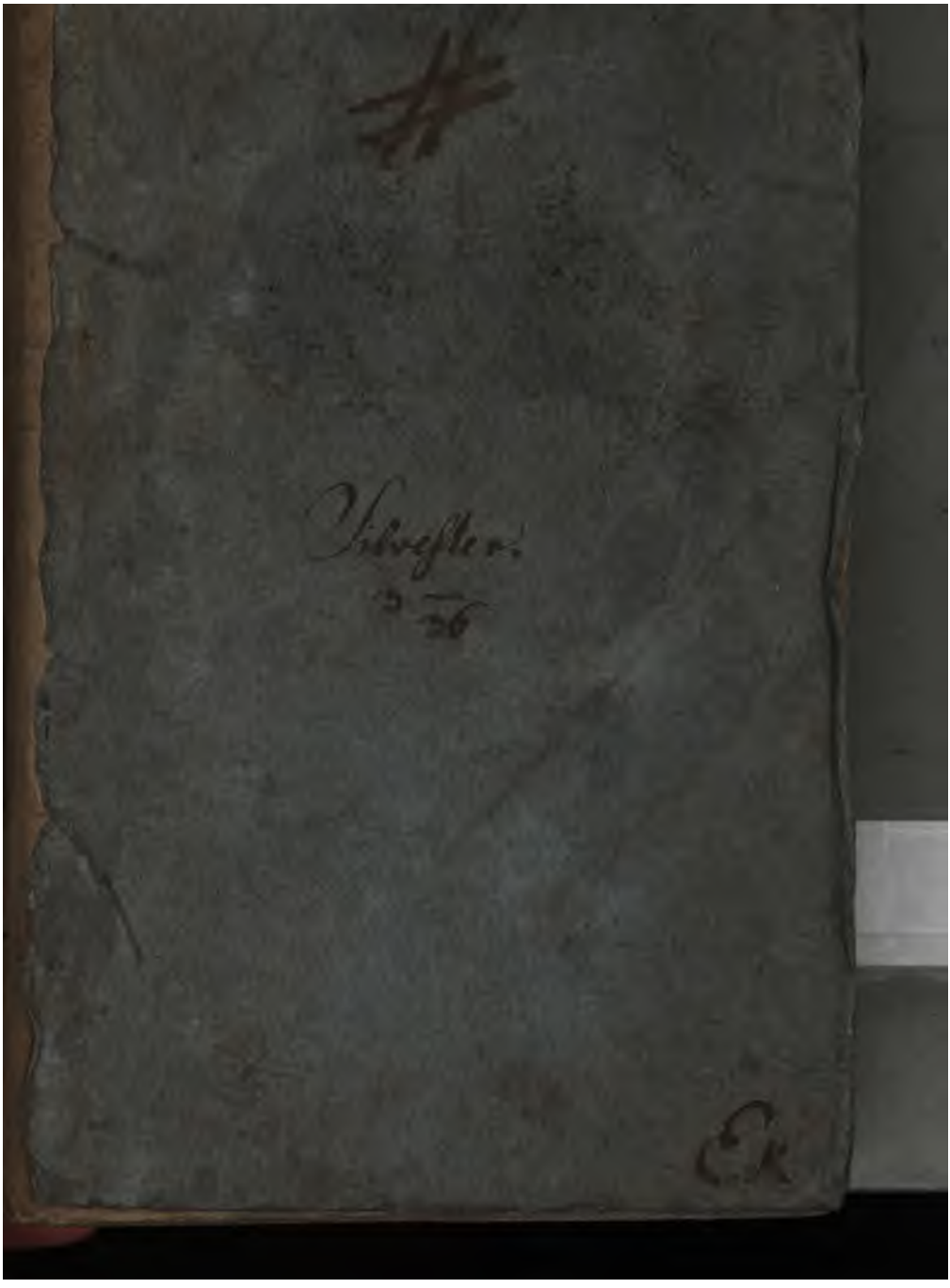
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



184270

4 Bde

Heiligen

nach den

Volksbegriffen.

Erſter Band.

Zweyte Auflage.

Leipzig, 1813.

Wenn Sie die Religion im Gro
betrachten, ſo wie ſie betrachtet
rden ſoll, ſo werden Sie alle die
indereyen nicht darin finden, wel
e die pöbelhafte Andachteley hinein
zet. Schlagen Sie niemals jene
yſtiſche oder apogryphiſche Bücher
f, welche unter dem Vorwande die
ömmigkeit zu unterhalten, die
eele mit nichts bedeutenden tändel
ften Ausübungen beſchäftigen, und
deſſen den Verſtand ohne Aufklä
ng, und das Herz ohne Gefühl laſſen.
ie **wahre Andacht** wird Sie
ch dem Zeugniſſe des berühmten
uratori vor allen Gefahren einer
lſchen Leichtglaubigkeit bewahren.
ch rathe ihnen dieſes Werk mehrmal
ch einander zu leſen, um Nutzen

daraus zu ziehen. — Ich gebe ihnen weder Legenden, noch mystische Bücher. Sie werden die vorzüglichsten Heiligen in der Kirchengeschichte finden, und die Erzählung so wie sie in den unglaubwürdigen Büchern vorkömmt, wurde sie vielleicht nur an den Wundern, die sie gewirkt haben, zweifeln machen, und die ihnen schuldige Ehrerbietung schwächen. Die grossen Leute müssen nur in Grossen gesehen werden; und die Wahrheit hat nur sich selbst nöthig, um Ehrfurcht zu erwecken.

Pabstes Klemens XIV. Brief
I. Th. 30, 40 B.

Inhalt

des erſten Bandes.

I. Der Author, und ſein Hausherr.
II. Der Bibliothekar, und der Pater Priszilian. 91.
III. Teufeln, denen es übel bekommen, die es aber nicht eingeſtehn. 205.
IV. Das auferbauliche Stein- Pflanzen- und Thierreich. 241.
V. Die betrübte Mutter. 301.
VI. Die Schweſter Bibiana. 3[illegible].
VII. Das Altarblatt. 451.

I.

Der Author und ſein Hausherr.

Haush. Da haben ſie, was ſie verlanget haben. Sehen ſie: Verbeſſerte Legende der Heiligen, das iſt, eine ſchöne, klare, und anmuthige Beſchreibung des Lebens, Leidens, und Sterbens von den lieben Heiligen Gottes auf alle und jede Tage des ganzen Jahres, ſo durch P. Dionyſium von Lüzenburg der rheiniſchen Provinz Kapuziner geſetzt, und ausgetheilt; nach deſſen gottſeligen Ableben aus Geheiß der Obern von gar vielen Fehlern gereiniget, mit zierlicherem Stylo verbeſſert, auch mit hundert und dreyßig neuen ſchönen Legenden anſtatt der gar kurzen, und zu ſchlecht beſchriebenen Leben der Heiligen gezieret, vermehret, und viel beſſer als jemals zuvor eingerichtet, und ausgearbeitet worden; auch zu Anfang eines jeden Monats mit einem

nem Kupfer verſehen, durch P. Martin von Kochem der rheiniſchen Provinz Kapuziner Jubilarium & Seniorem Augsburg verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1767.

Auth. Schönſten Dank, Hausherr! unverletzt ſoll ihnen dieſes Buch nach vier Wochen wieder zurückgeſtellt ſeyn.

Haush. Hierum will ich wohl auch gebethen haben? denn es ließ hart, daß ſich meine alte Muhme bequemte, ihr Lieblingsbuch herzulaſſen, worinn ſie eben noch mit der Brille auf der Naſe las, als ich zu ihr kam. Sie ſah immer, da ich hinweggieng, nur das Buch, und nicht mich an, und gewiß dreyßigmal mußte ich hören: **Aber daß ich mein Buch bald wieder zurückbekomme.** Ich werde ihr nun auch bis zur Zurückſtellung mehr, denn ein Schuldner ſeinen Gläubigern ausweichen müſſen.

Auth. Seyn ſie unbeſorgt, Hausherr! ſetzen ſie ſich daher zu mir! noch vor vier Wochen

chen ſollen ſie es zurückhaben! damit ſie aus aller Foderung und Klage bei ihrer Muhme kommen. Ich weiß zu gut, daß ein Legend der Heiligen beſonders vom Kochem der alten Mütterchen ihre Nahrung iſt.

Haush. Das wundert mich nicht! denn in welchen anderen Büchern ſollten wohl die alten Frauen Zeitvertreib und Troſt, als eben in den Legenden ſuchen?

Auth. O! da gäbe es ſchon beſſere Erbauungsbücher zu einem wahren Troſt, wenn die guten alten Frauen eine Weiſung bekommen hätten, ſich an beſſere, als frömmelnde Fabelbücher zu gewöhnen.

Haush. Was ſagen ſie von Fabelbüchern? ſind denn die Legende der Heiligen Fabelbücher?

Auth. Nicht viel anders. Die Legendenſchreiber giengen wirklich mit den Heiligen ſo um, wie zu Zeiten der Helden die Dichter und heidniſchen Prieſter mit den Göttern und Halbgöttern.

Haush. Verzeihen sie mir, nun reuet es mich, daß ich ihnen Kochems Legende gebracht habe. Mein, sagen sie mir, zu was brauchen sie dieselbe? haben sie diese Legende nicht ehe schon gelesen?

Auth. Freilich habe ich sie schon gelesen, und sie hat mir gute Dienste gethan, da sie mir das Zwerchfell erschüttert. Allein ich habe sie auch damal nur ausgelehnt, und lehne sie itzt wieder aus, damit ich ein und anderes darinn nachlesen kann.

Haush. Sie haben gewiß nichts anders im Sinne, als die Heiligen nicht in Ruhe zu lassen, und über diesen Punkt ein Religionswidriges Buch herauszugeben?

Auth. Habe ich schon etwas Religionswidriges herausgegeben?

Haush. Ich meinerseits bin zwar über ihre bisherige Schriften beruhiget, und hauptsächlich deßwegen, weil mich unser gute, ehrliche, und verständige Pfarrer hierüber beruhi-

get hat. Der nimmt immer ihre Parthei, und stehet jedem Trotz, der ihm in ihren Schriften etwas gegen die Reinigkeit des Glaubens und der Sittenlehre zeigen wollte; aber —

Auth. Nun was aber?

Haush. Aber das Lächerlichmachen, und die satyrische Schreibart, dächte ich, sollte doch bei ernsthaften und Religionssachen hinwegbleiben.

Auth. Mein bester Haushere! Sie selbst sagten mir doch schon öfters, daß sie meine Schriften lieber, denn andere lesen, welche zu gelehrt, und zu finster aussehen. Ein Prediger würde freilich sehr fehlen, wenn er mit seinen Zuhörern satyrisch redete. Aber ein Schriftsteller, der hauptsächlich die Volksklasse zum Lesen reizen will kann keine schicklichere, als eine launigte und satyrische Schreibart wählen. Ein für seine Religion eingenommener Schriftsteller wird auch niemals gegen die Glaubens- und Sittenlehren, sondern er wird nur gegen die Albernheiten, die einige zur

Glau-

Glaubens- und Sittenvorschrift rechnen wollen, mit der Satyre losziehen. Sagen sie mir, verläßt man nicht das am geschwindesten, dessen man sich zu schämen anfängt?

Haush. Sicher; denn kein vernünftiger Mensch, und keiner, der ein wenig auf seine Ehre sieht, behält gern das, dessen er sich schon bei sich selbsten schämen muß, und wegen dessen er noch mehr bei anderen vernünftig Denkenden lächerlich wird.

Auth. Nun bester Hausherr! so ist ja die Satyre gut, und sogar der Religion vortheilhaft, wenn sie zuwegen bringt, daß sich die Leute schämen, Albernheiten zu ihrer Religion zu machen.

Haush. Ist alles recht; aber dabei wird unsere katholische Kirche doch dem Gelächter unserer Glaubensgegner und der Religionsspötter ausgesetzet.

Auth. Weit gefehlt. Wenn uns diejenigen, welche nicht unserer Religion sind, vor-

wer-

werfen, daß ſo viele ſchädliche Vorurtheile und Mißbräuche, ſo viele unächte Andachten, ſo viele ungegründete Meinungen, ſo viele fabelhafte Erzählungen, ſo viele abergläubiſche und ſittenwidrige Lehren in unſerer katholiſchen Kirche herrſchen; iſt nicht dieſes dagegen unſer ſicherſter Schild, daß wir ſagen können: alles dieſes iſt nicht der Glaube, nicht die Sittenlehre der katholiſchen Kirche ſelbſt, ſondern dummer einzelner, oder auch einiger dummen Gemeinden, die von dummen Lehrern ſo unterrichtet worden ſind.

Hausb. O! damit bin ich verſtanden, daß man unſerer heiligen Kirche nichts aufbürden laſſen müſſe, was nicht von der Kirche ſelbſt, ſondern nur in der Kirche von einigen zu einer verderblichen Richtſchnur des Glaubens und der Handlungen genommen wird. Da wäre unſere Kirche wohl ſehr herabgeſetzet, wenn man es gelten laſſen wollte, ihr ſo widerſinnige Dinge zuzuſchreiben.

Auth. Iſt nicht alſo das Beſte, daß wir denen, die unſerer Kirche Vorwürfe machen wollen, beweiſen, wie ſehr wir ſelbſt ſolche Leu-

Leute verabſcheuen, die ſich Glieder unſ
Kirche nennen, und die gröſten Albernheit
zu Glaubens- und Sittenvorſchriften die
Kirche machen wollen?

Haush. Allerdings! ſolche Leute verdien
auch derb hergenommen zu werden, die
nämlichen Kirche, wovon ſie Glieder ſind,
viele Unehre machen, und zur Verderbniß
Begriffe und Sitten unter dem Vorwande
Religion beitragen.

Auth. Mich freut es, daß wir nun ſch
einerlei Meynung ſind. Solche Leute werde
alſo derb hernehmen; aber zu ihrem eigen
Vortheil, welchen die beſchämende Satyre
verläßlichſten wirken kann.

Haush. Ganz recht, ganz recht! Aber
vergeſſen, daß wir von Legenden der Heili
geredet haben. Die Heiligen verdienen d
wohl nicht derb hergenommen, lächerlich
macht, und den heidniſchen Göttern und H
göttern verglichen zu werden. Das iſt ja
verfluchte Vergleichung!

Au

Auth. Langſam, Hausherr! die Heiligen Gottes ſind nicht minder, als die heiligen Engel würdig, von uns geehret, und verehret zu werden. Sieht der Hausherr da mein Lieblingsbuch, den **Muratorius von der wahren Andacht des Chriſten**, und wie ich eben darinn das zwanzigſte Kapitel **von der Andacht zu den Heiligen** bemerket habe. Das Buch ſoll die alte Frau Muhme ſtatt Kochems Legende leſen! das Buch ſoll in jedem Hauſe ſeyn.

Haush. Das werde ich mir gleich beiſchaffen. Aber wenn das Buch ſo gut iſt, und ſo, wie es den Titul führt, von der wahren Andacht des Chriſten handelt, ſo kann doch unmöglich die Vergleichung unſerer Heiligen mit den heidniſchen Göttern und Halbgöttern darinn ſtehn. Meine alte Muhme ſchmieß es ſogleich in Ofen.

Auth. Ich habe ſchon geſagt, daß die Heiligen geehret und verehret werden müſſen, und daß auch Muratorius eigens hievon handle. Weder Muratorius vergleicht, weder auch ich

ver-

vergleiche unſere Heiligen mit den heidniſchen Göttern und Halbgöttern. Meine Worte, die ſie nicht recht eingenommen haben, waren dieſe: Die Legendenſchreiber giengen mit den Heiligen ſo um, wie zu Zeiten der Heiden die Dichter und heidniſchen Prieſter mit den Göttern und Halbgöttern.

Haush. Hierinn kann ich noch nicht einſtimmen. Mein Purſche hat eben heuer in ſeiner Klaſſe die fabelhafte Götter- und Halbgöttergeſchichte zu lernen, und aus Neugierde habe ich bei müſſigen Abendſtunden dieſe ganze Geſchichte nach und nach mit Bedacht geleſen. In ſo weit iſts immer auch für unſereinen gut, wenn man hierüber Malereyen und Bildhauerarbeiten ſieht, und ſodann gleich weiß, was ſie vorſtellen. Aber eine Gleichheit der Legenden mit dieſer Geſchichte habe ich doch nicht gefunden.

Auth. Gar keine?

Haush. Nicht die mindeſte. In der fabelhaften Götter- und Halbgöttergeſchichte ſind ja

lau-

lauter Erdichtungen, abscheuliche Schweinereien, und die sträflichsten widersinnigsten Handlungen, wodurch man sich nicht einmal den Namen eines gesitteten Menschen, zu geschweigen eines Halbgottes, und noch weniger eines Gottes verdienen könnte.

Auth. Wenn ich ihnen aber beweisen werde, daß von den Legendenschreibern ganze Leben einiger Heiligen erdichtet; bei anderen Heiligen selbst das Wahre durch fabelhafte Zusätze, und handgreifliche Lügen entehrt, und verdächtig gemacht; bei manchen Heiligen einige Thaten, die der Vernunft, der evangelischen Sittenlehre, dem Entzwecke des Menschen, und den Pflichten einzelner Gesellschaften sowohl, als dem Wohl ganzer Staaten und Nazionen entgegen gesetzet sind, als verdienstvolle und nachahmungswürdige Handlungen, ja als solche aufgestellet werden, wegen welcher eben dieser oder jener Heilige seine besondere Glorie im Himmel erlanget hat; wenn ich ihnen ganz leicht zeigen werde, wie den Heiligen verschiedene Bestimmungen und Geschäfte von Legendenschreibern eben so zugeschrieben werden, wie solches die Dichter und

heidnischen Priester in Ansehung ihrer Götter und Halbgötter thaten; werden sie auch sodann nicht hierinn eine Gleichheit der Legenden mit der fabelhaften heidnischen Götter und Halbgöttergeschichte finden, und meiner Meinung beistimmen?

Haush. Da nehmen sie etwas schweres über sich, wenn sie alles dieses beweisen wollen.

Auth. Gar nichts schweres.

Haush. Ungezweifelt werden sie sich mit Büchern der Protestanten behelfen wollen. Mit diesen (verzeihen sie mir) werden sie aber umsonst aufgezogen kommen! denn wenn die Quellen schon verdächtig sind, so finden sie gewiß nicht einmal ein Gehör, zu geschweigen daß sie jeden gemeinen Menschen überreden sollten, dort lauteres und gesundes Wasser schöpfen zu können.

Auth. Mein lieber Hausherr! das weiß ich nur gar zu gut, daß ich auf Bücher der Protestanten mich hierinn nicht beziehen kann. Ich wür-

würde beim Volke übel ankommen, wenn ich nur soviel sagen wollte, daß auch Protestanten in der geistlichen und weltlichen Geschichte sehr vieles mühsam und gründlich aufgekläret haben, und daß dieses von frommen, gelehrten, und in geistlicher Würde stehenden Katholiken erkannt, und angerühmet worden. Nein! ein protestantisches Buch solle in meinem Werke, welches ich gegen die Legende der Heiligen vorhabe, zu keinem Zeugniß, zu keiner Bestättigung, zu keiner Erklärung oder Erläuterung, zu keinem Beweis angeführet werden. Nur die Arbeiten und Schriften solcher Katholiken, welche immer orthodoxe Katholiken geblieben sind, welche man in der katholischen Kirche für fromme, gelehrte, und einsichtsvolle Schriftsteller und Lehrer immer gehalten hat, und halten muß, nur die Arbeiten und Schriften solcher Männer sollen mir gegen die Legenden dienen.

Haush. Also wollen sie wirklich gegen die Legenden schreiben?

Auth. Ich bin nicht mehr beim Wollen, sondern schon wirklich beim Schreiben, und

zwar in vollem Eifer; denn beim Herumſehen, durch was noch ſo viele Katholiken verleitet werden, eine Menge Albernheiten zu ihrem Glauben, und eine Menge vernunftwidrige Handlungen zu ihrer Sittenvorſchrift zu nehmen, habe ich mit wahrem Herzensleide gefunden, daß dieſes auch hauptſächlich von den Legenden herkomme, die die Hauslectur unter dem Volke ausmachen.

Haush. Tauſend hinein! tauſend hinein! Die Religion, fürchte ich, wird dabei doch nicht ſo ganz ohne Stöſſe davon kommen.

Auth. Sie ſind mir ein lieber, aber ein wunderlicher Mann: Wenn ſie meine Arbeit werden durchgeleſen haben; ſo werden ſie weder mehr die Achſel zücken, weder den Kopf ſchütteln, weder die Naſe rümpfen, weder den Mund und die Augen verdrehen. Die Religion theilet ſich in Glaubens- und Sittenlehren. Weder einer Glaubens- noch einer Sittenlehre werde ich zu nahe treten. Vielmehr wird mich immer auch der Eifer begleiten, die Sätze unſeres Glaubens, die reinſte Sittenleh-

re,

ze, ja ſogar die Achtung heilſamer Zeremonien unſerer Kirche bei mir und bei meinen Nebenmenſchen zu befeſtigen. Wie ſoll denn alſo die Religion bei meiner Arbeit in ein Gedräng, und zu Stöſſen kommen?

Hausch. Ihr Vorſatz iſt gar ſchön und löblich. Aber die Heiligen gehören doch auch zur Religion?

Auch. Ja mein Freund! und deswegen werde ich auch die Ehre keines Heiligen, ſondern nur die Unehre, die ihnen die Legendenſchreiber machen, angreifen. Nicht die Heiligen, die im Himmel ſind, ſind der Gegenſtand der Geiſel, die ich jetzt in die Hand nehme; ſondern die Heiligen, die ſich die Schaare mönchiſcher Legendenſchreiber in ihren Büchern, hiernach das Volk in ſeinen Begriffen, und hiernach die Maler, die Kupferſteher, und die Bildhauer in ihren Arbeiten erſchaffen haben, und die von jenen Heiligen, deren Namen ſie führen, ganz verſchieden ſind.

Hausch.

Haush. Werden ſie alſo den Leuten abrathen, die Handlungen nachzuahmen, die die Legendenſchreiber von den Heiligen anrühmen?

Auth. Ich werde die angerühmten Handlungen nach der vernünftigen, evangeliſchen, und von unſerer heiligen Kirche allgemein für rein und richtig erkannten Sittenlehre abmeſſen. Stimmen ſie damit überein; ſo werde ich die Nachahmung mit den in eben den natürlichen, evangeliſchen, und kirchlichen Geſetzen enthaltenen Klugheitsregeln mehr empfehlen, als abrathen.

Haush. Was wollen ſie denn mit ihren Klugheitsregeln?

Auth. Nun ich kann ja keinem Mädchen rathen, dem heiligen Chriſoſtomus dergeſtalt nachzuahmen, daß ſie die Kirchenkanzel beſteige, und mit ſeinem Eifer predige. Dieſe Handlungen können nur von dieſen, jene nur von jenen nachgeahmet werden. Es iſt bei der Nachahmung auf die eigenen Kräfte des Verſtandes, des Körpers, auf die äuſſerlichen Umſtände, und auf die Hauptpflichten eines jeden Standes zu ſehen.

Hausb. Ganz recht; ich verſtehe ſie ſchon. Sie werden alſo nur gegen ſolche Handlungen losziehen, welche, ob ſie gleich in den Legenden angerühmet werden, der Vernunft, dem Evangelium, und dem reinen Lehrbegriffe der Kirche entgegen geſetzt ſind. Giebt es denn aber ſolche?

Auth. Ich habe ihnen ſchon vorher geſagt, daß ich es gründlich erweiſen werde, wie viele ſolche widerſinnige Handlungen den Heiligen von den Legendenſchreibern angedichtet worden; und ich ſage ihnen noch mehr, daß wirklich einige Heiligen ſelbſt ſo ſonderbare Handlungen begangen, und ſelbe zur Tugend gerechnet haben, die man unmöglich für Tugenden halten kann.

Hausb. Nein! das iſt zuviel! Eine ſolche Rede ſchüttelt einem die Ohren ärger, als ein Kannonenſchuß. Da haben wir's ſchon. Es geht ſchon über die Heiligen ſelbſt los.

Auth. Langſam, Hausherr! langſam!

Hausb. Mit ihrem verzweifelten langſam; und nun ſind wir doch ſchon geſchwind genug bei dem, daß die Heiligen ſelbſt ſollen herabgemacht werden, die ſie doch verſprochen haben, ehren und verehren zu wollen.

Auth. Auch ſolche Heilige werde ich als Heilige ehren, und verehren, und die ihnen ſchuldige Ehre und Verehrung jedem empfehlen. Aber da eben dieſe Heiligen nicht Gott, ſondern fehlbare Menſchen waren, und da ihnen gewiß nicht wegen ſolcher Handlungen, ſondern wegen anderer Werke die ewige Belohnung zu Theil geworden; ſo ſind ſie nun, da ſie die Anſchauung Gottes genieſſen, gewiß ſelbſt nicht dagegen, daß man die Nachahmung ihrer begangenen Fehler gegen die Legendenſchreiber, welche ſolche zur Nachahmung und zum Verdienſt anrühmen, mit allem Eifer für die Ehre Gottes, ſeiner Heiligen, und unſerer heiligen Kirche abrathe. Der Heilige bleibt heilig und verehrungswürdig, wenn auch nicht eben alle ſeine Handlungen heilig und verehrungswürdig ſind.

Haush. Das läßt ſich freylich recht gut hören; aber mir rinnet doch noch der kalte Schweiß über den Rücken.

Auth. Uiberlegen ſie es nur recht; es wird ſie der Schauder vollkommen verlaſſen. Ich ſehe ſchon, ich muß ihnen die Richtigkeit meiner Worte anſchaulich machen. Ich muß ſie von ihrem jetzigen Schauder in einen heftigeren bringen, um die Krankheit zu wenden, und dieſelbe ſodann leichter zu kuriren. Sagen ſie mir, die Freude geht ihnen ja vom Herzen, die ſie nun ſeit acht Tagen darüber zeigen, daß ihre Tochter durch ihre Schönheit einen ſo rechtſchaffenen Bräutigam erhalten, mit dem ſie nächſtens wird vermählet werden.

Haush. Dieſe Freude geht mir gewiß vom Herzen; aber meine Tochter und ihr Bräutigam gehört zu unſerer jetzigen Unterredung nicht. Jetzt reden wir von Heiligen, und ihren Handlungen; und ich will und wünſche, daß meine Tochter und ihr künftiger Gemahl die Heiligen nachahmen.

Auth.

Auth. Nun ſo werde ich ihrer Tochter rathen, die heilige Brigida nachzuahmen.

Hausb. In was?

Auth. Die heilige Brigida, wie der Jeſuit Ribadeneira in ſeiner Legende erzählet, hätte auch heurathen ſollen, und ihr Vater hätte es auch gern geſehen. Sie war von einer ausnehmenden Schönheit, beſonders hatte ſie ſchöne Augen, welche gleich zween hell leuchtenden Sternen eine ausbündige Annehmlichkeit vorſtellten, alle Herzen raubten, und an ſich zohen, ſo wie die Augen der ſchönen Tochter meines Hausherrn.

Hausb. Sie ſind zu gütig. Augen hat ſie ſchöne, das kleine Thierchen, das iſt war.

Auth. Die ſchöne Brigida bath aber Gott inſtändig, und mit vielen Zähren, ihr die Schönheit zu benehmen, worüber ihr Gott das eine Aug im Kopfe dergeſtalt verkehret, daß es ihr ausgefloſſen und verdorret; und aus dem Heurathen wurde nichts, ſondern ſie gieng

ins

ins Kloſter. Ich werde alſo auch ihrer Tochter dieſes ſchöne Gebeth und die Nachahmung Brigida anrathen.

Haush. Bedanke mich gar höflich für ein ſolches Gebeth; da würde freilich auch bei meiner Tochter aus der Heurath nichts. Meinetwegen kann ſich einaugig bethen, wer immer will; meine Tochter thut's gewiß nicht, und ſie wäre eine Närrinn, wenn ſie es thäte. Laſſen ſie meiner Tochter ihre Augen im Kopfe. Das glaube ich mein Lebtag nicht, daß die heilige Brigida ſo gebethet, ich glaube auch nicht, daß ihr Gott deßwegen hat ein Aug ausrinnen laſſen. Das wäre mir eine hübſche Freude, wenn meine Tochter einäugig würde.

Auth. Sorgen ſie nichts; ſobald ſie ſodann im Kloſter iſt, bekommt ſie wieder ihr Aug ſo (wie Ribadeneira erzählt) daß auch die Brigida wieder ihr Aug im Kloſter bekommen hat, weil Gott das Aug nur indeſſen in Verwahrung genommen.

Haush.

Haush. Hören sie; ich glaube, sie haben mich zum Besten, oder die ganze Sache ist eine Erdichtung. Sind so viele mit zweyen Augen in Klöster gegangen; so hätte Brigida auch mit zwei Augen sich vom Klosterleben nicht abhalten lassen dürfen, und nicht nothwendig gehabt, sich deßwegen ein Aug hinwegzubethen. Das ganze Beispiel, sey's nun erdichtet, oder wahr, paßt nicht mehr auf die Zeiten, wo die Klöster aufgehoben werden, und die Mädchen also ihre Augen weiter brauchen.

Auth. Nun so werde ich ihrem Hrn. Sohn anrathen. Er solle nichts lernen, aus der Schule gar austreten, Kapuzinerbruder werden; und wenn er sodann auf der Gasse geht, mit der Demuth des heiligen Felix schreien: Macht dem Esel Platz!

Haush. Hören sie, jetzt wird's mir z'viel. Mein Sohn soll sich befleißen, zu seinem und seines Nebenmenschen Besten nützliche Wissenschaften zu erlernen, statt ein demüthiger Esel zu werden. Er wird auch gewiß kein Esel; denn eben gestern erst machte mir sein Professor

die

die Versicherung, daß er der beste aus den Schülern sey, und daß ich dieses morgen selbst werde in der Prüfung hören können, welche öffentlich vor einer Menge Zuhörer gehalten werden wird. Von dieser Prüfung bleib ich auch um alles in der Welt nicht hinweg.

Auth. Nun so erlauben sie mir, daß ich ihnen nur noch eine einzige Nachahmung aus einer Legende anrathen darf, und gerade eine solche, die auf die morgige ihnen ganz billig schon vorhinein so viele Freude verursachende Prüfung passet.

Haush. Aber was geschcideres und wahrhafteres bitte ich mir aus, als ich bisher gehöret habe.

Auth. Kann denn in einer Legende, und in einer darinn angerühmten Handlung eines Heiligen was ungeschcides, was unrichtiges seyn?

Haush. Ich verstehe alle Worte; reden sie also meinetwegen nur fort.

Auth. Nun hören ſie alſo: Der böſe Feind brachte dem heiligen Makarius von Alexandria den Gedanken bei, nach Rom zu reiſen.

Haush. Das paßt ſchon nicht auf mich, und auf die morgige Prüfung meines Sohnes; denn ſein Pater Profeſſor, nicht der böſe Feind hat mich hiezu eingeladen.

Auth. Geduld! das macht nichts zur Sache. Der böſe Feind gebraucht ſich verſchiedener Perſonen und Hilfsmittel, ſeine Abſicht zu erreichen. Er hatte einmal die Abſicht, den Makarius nach Rom zu bereden, um eine weitere Abſicht zu erreichen. Er dachte nemlich, wenn Makarius in Rom ſeyn wird, da wird man ihn mit Lobſprüchen, Ehren, und Glückwünſchen überhäufen, und dann wird den guten Makarius Eitelkeit und Hochmuth anwandeln.

Haush. Ha! ha! ſie denken, daß auch mich morgen Eitelkeit und Hochmuth anwandeln könnte, wenn man mich wegen meines Sohnes mit Lobſprüchen und Glückwünſchen beehren wird. Daß mich die Ehre ein wenig kitzeln

wird,

wird, das mag wohl seyn; allein ich hoffe zu Gott, daß der Kitzel gar so üble oder sündhafte Folgen nicht haben wird.

Auth. Das können sie nicht wissen. Man muß sich nicht selbst zuviel zutrauen; man muß die Heiligen nachahmen, und gegen alle Gefahr des Hochmuths und der Eitelkeit die Mittel anwenden, die sie angewendet haben.

Haush. Nun, wie hat sich denn Makarius dagegen bewahret.

Auth. Statt nach Rom zu gehen, legte er sich nach aller Länge auf den Boden, und ließ sich einen Korb mit zween Mezen Sand auf den Rücken henken, um nicht weiter kommen zu können.

Haush. Das würde ich klug machen, wenn ich, statt zur Prüfung meines Sohnes zu gehen, mich unterdessen nach aller Länge auf den Boden legte, und mir noch dazu zween ganze Mezen Sand auf den Rücken henken ließ. Ich sehe schon, ich kann mich nicht mehr erwehren,

wenn

wenn ich nicht zulasse, daß einige Heilige sehr sonderbar gehandelt haben, und daß ihnen von Legendenschreibern auch manches angedichtet worden.

Auth. Dem Himmel sey gedankt, daß sie einsehen, nicht jede Handlung sey deßwegen heilig, weil sie von einem Heiligen begangen worden, sondern die Heiligkeit sey vielmehr nach solchen Handlungen zu messen, die das Gepräg vernünftiger und evangelischer Begriffe haben; und nun werden sie mir es ja erlauben, daß ich gegen die Erdichtungen, und gegen die Anrühmung widersinniger Handlungen, so in den Legenden vorkommen, meine Feder spitze.

Haush. Spitzen sie ihre Feder in Gottesnamen zu. Sie werden aber immer dabei eine harte Nusse aufzubeissen haben.

Auth. Wo solle denn diese so harte Nusse herkommen?

Haush. Dort kommt's her, wo der heilige Makarius nicht hat hinreiſen wollen, von Rom her. Sie, mein Herr! bedärfen gar keines Mittels gegen eine Eitelkeit über römiſche Lobſprüche; denn dieſe werden ihnen dort gewiß nicht zu Theil.

Auth. Seyn ſie verſichert, in Rom ſelbſt gibt es gelehrte Leute, die für die Legenden geringe oder gar keine Hochſchätzung haben.

Haush. Rom wird niemal die, welche dort heilig geſprochen worden ſind, verdächtig machen laſſen, und gleichſam ſelbſt bekennen, daß die Kirche mit den Heiligſprechungen ſich ſelbſt und andere betrogen habe.

Auth. Mein beſter Hausherr! ſie haben von den Heiligſprechungen niemal wahre Begriffe bekommen, wie leider ſo viele hievon noch keine wahren Begriffe haben.

Haush. Wie ſo? Steht nicht dem Papſten allein die Heiligſprechung zu? Darf wohl auch das nur gedacht werden, daß einer, der nicht

wirklich heilig iſt, für einen Heiligen werde öffentlich ausgeruffen, auf die Altäre geſtellet, zur Verehrung anempfohlen, und hiemit die ganze Chriſtenheit werde betrogen werden; da ſie nemlich mehrere verehren würde, die gar nicht ſind, oder nicht die ſind, für welche ſie in den Lebensbeſchreibungen ausgegeben werden? Und ſollen ſich auch Biſchöfe ſamt allen ihren Kleriſeien betrügen laſſen, da ſie Kirchen zu Ehren ſolcher Heiligen einweihen, zu Ehren ſolcher Heiligen Meſſe leſen, in ihren Brevieren ganze Auszüge aus den Leben der Heiligen bethen, wie unſer alte Herr Benefiziat meine Muhme in meiner Gegenwart verſichert hat? Würde der Papſt, würden die Biſchöfe, würden die weltlichen Obrigkeiten den Druck und den Umlauf der Legenden angehen laſſen, wenn Heilige die gar nicht ſind, oder Thaten, die ſie nicht begangen haben, oder widerſinnige Thaten darinn angeführet würden? Es werden doch zur ſelbigen Zeit, von welcher ſich die Heiligen und ihre Thaten herſchreiben, auch glaubwürdige Männer gelebt haben, von denen alles aufgezeichnet worden, und denen man erſt beweiſen müßte, daß ſie Lugen und Fabeln geſchrie-

ſchrieben, und bei einem Heiligen etwas ſolches, was ein Heiliger nicht thun ſolle, angerühmet haben.

Auth. Sie ſind wieder ganz in ihrem Fieber darinn, und zwar mit Hitze; haben ſie keinen Durſt dabei? Bei einem ſolchen Fieber ließ ſich immer auch ein Glas Wein trinken; befehlen ſie?

Haush. Sie machen immer Spaß darein. Ich trinke nichts von einem Mittagmahl bis zum anderen, ausgenommen ich muß Geſellſchaft leiſten, wenn mich der alte Herr Beneſiziat beſuchet. Antworten ſie mir lieber auf das, was ich geſagt habe.

Auth. Sie haben viel geſagt, den Worten nach; aber nichts in der Hauptſache. Ich werde ihnen alles Punkt vor Punkt ganz leicht beantworten.

Haush. Punkt vor Punkt? Da wird wohl der eine und der andere Punkt ausbleiben; denn ich wüßte nicht mehr alles wieder ſo da-

her zu ſagen, was ich ihnen aufgeworfen habe.

Auth. Ich weiß ein jedes Wort, was ſie geredet haben. Die erſte Frage (denn alle ihre Einwürfe waren fragweiſe) die erſte Frage war: Steht nicht dem Papſten allein die Heiligſprechung zu?

Hausb. Ja, ja! das war das erſte.

Auth. In alten Zeiten der chriſtlichen Kirche, mein beſter Hausherr! waren keine päpſtlichen Heiligſprechungen, ſondern das Volk verehrte ſelbſt mit Zutrauen diejenigen, welche in groſſem Ruhm der Heiligkeit ſtanden; und dieſe Volksverehrungen ſind von Biſchöfen genehmiget worden. Erſt im zwölften Jahrhundert —

Hausb. Im zwölften Jahrhundert? da alſo die chriſtliche Kirche ſchon über 1100 Jahr alt war?

Auth. Ja, ja! das heißt im zwölften Jahrhundert. — Erſt im zwölften Jahrhundert wurde vom Papſt Eugenius dem III. eine feyerliche Heiligſprechung, und zwar die Heiligſprechung des Kaiſers Heinrich vorgenommen.

Haush. Was das ſchönes iſt, wenn man beleſen iſt!

Auth. Und erſt der Papſt Alexander der III. hat der erſte behauptet, daß die Heiligſprechungen nur vom Papſte ſollen vorgenommen werden.

Haush. Das wird den Biſchöfen wohl in die Naſe geraucht haben. Haben ſie es gleich ſo gelten laſſen?

Auth. Einige; wie überhaupt nach und nach die Biſchöfe bei ihrem Amte ſchläfriger geworden, bis ſie die Ausübung ihrer weſentlichen Rechte gar verſchlafen haben.

Haush. Werden's wohl nicht allein verſchlafen, ſondern wohl verſpielt, verjagt, vereſſen,

essen, ertrunken, und verzeih mir's Gott! auf andere Art vernachlässiget haben. Aber wir haben jetzt doch wieder schon einige wakere Bischöfe, die so geschwind von Rom nichts leiden würden. Also nach dem Papst Alexander der wievielte war's?

Auth. Der dritte.

Haush. Also seit dem Papst Alexander dem dritten sind alle Heilige von Päpsten heilig gesprochen worden?

Auth. Nein! einige Bischöfe (wie es selbst Papst Benedikt der XIV. bekennet) haben auch nach derselben Zeit noch einige Heiligsprechungen vorgenommen; und solche bischöfliche Heiligsprechungen, die sich durch hundert Jahre verjähret haben, wurden auch nachhin noch von Rom für gut gehalten.

Haush. Bravo! das waren standhafte Bischöfe. Geht es denn aber mit der Heiligkeit, wie mit den Wiesen und Aeckern, daß sie sich mit der Verjährung bestättiget? oder wächst

die

die Heiligkeit eines Verſtorbenen geſchwinder herzu, wenn der Papſt Hand anleget? Man ſoll keinen heilig ſprechen, wenn's nicht gewiß iſt; denn die Verjährung macht ihn nicht zum Heiligen; und kann man einen vom Biſchof heilig geſprochenen nach hundert Jahren für heilig erkennen; ſo könnte man ihn auch ehe dafür erkennen; ſo viel begreif ich doch.

Auth. O ſie fangen ſchon wieder an, ganz richtig zu denken, und zu urtheilen.

Haush. Aber warum ſprechen den unſere jetzigen Biſchöfe keinen heilig?

Auth. Geduld! Papſt Urban der VIII. hat im Jahre 1634 den Biſchöfen das Recht, jemanden heilig zu ſprechen, ganz benommen; und ſeit dem haben die Biſchöfe ſich nicht mehr getrauet, eine Heiligſprechung vorzunehmen.

Haush. Ich ſollte Biſchof ſeyn, ich ließe es mir gewiß nicht wehren. Das iſt ja ſo klar, wie die Sonne bewieſen, daß das von Päpſten eine bloſſe, und zwar eine nicht gar ſo alte Anmaſſung iſt.

Auth.

Auth. Mich erfreut ihr Geſtändniß, und ich bin auf ihre erſte Frage: **wie den Päpſten die Heiligſprechung allein zuſteht,** der weiteren Antwort ſchon entlediget.

Haush. Die Biſchöfe haben bei dieſer päpſtlichen Anmaſſung nicht wenig verloren.

Auth. Wie man's nimmt. Wenn ſie auf das Geld ſehen, was Rom bei den Heiligſprechungen ſeither bezogen; ſo macht das freylich viel aus, und viele Biſchöfe hätten damit ſehr viel Gutes thun können. Aber in Rückſicht auf die Heiligſprechung ſelbſt haben ſie keine groſſe Gewalt verloren, weil die Heiligſprechung blos in der geäuſſerten Meinung beſteht, daß dieſer und jener, der im Rufe der Heiligkeit verſtorben iſt, der öffentlichen Verehrung würdig ſey; gleichwie die erſten Heiligſprechungen beſagtermaſſen ihren Grund in der Meinung und im Zutrauen des Volkes hatten.

Haush. Wenn die Heiligſprechung alſo in ſolchen bloſſen Meinungen beſtehet; ſo ſind wir ja doch betrogen, wenn etwa einer nicht wirklich

lich heilig iſt, den wir für einen Heiligen verehren?

Auth. Wir ſind deßwegen nicht betrogen. Wir verehren ihn ja nur bedingt, wenn er wirklich heilig iſt. Und in Nachahmung guter Handlungen, die wir von ihm leſen, können wir uns nie betrügen.

Haush. Alſo das iſt kein Glaubensartikel, daß dieſer oder jener Heiliggeſprochene wirklich heilig iſt, und daß er die Handlungen, die ihm zugeſchrieben werden, alle begangen habe?

Auth. Sehen ſie da herein in dieſes Buch: Franciſci Veronii **Richtſchnur des katholiſchen Glaubens**, ein Buch das ſogar zur Bekehrung der Ketzer für bewährt gehalten, und geſchätzet wird: **Wir lernen** (heißt es hier) **weder aus dem geſchriebenen noch ungeſchriebenen Worte Gottes, daß je eines in Gott entſchlaffenen Chriſten Heiligkeit eine uns von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit wäre. Keines**

von

von den Wunderwerken (merken ſie wohl) keines von den Wunderwerken.

Hausb. Tauſend hinein, nicht einmal die Wunderwerke.

Auth. Keines von den Wunderwerken, welche nach der Apoſtel ihrer Zeit geſchehen ſind, iſt in dem Worte Gottes geoffenbaret worden; mithin fodert keines den Gott ſchuldigen Glauben. Wie ſollte nun die nach demſelben gemachte Heiligſprechung, oder der Spruch der Kirche (merken ſie abermal wohl) oder der Spruch der Kirche.

Hausb. Ich ſeh' es ſchon, es heißt richtig ſo: oder der Spruch der Kirche.

Auth. Oder der Spruch der Kirche, daß dieſe oder jene heilig ſind, ein Gegenſtand dieſes Glaubens werden! Mithin macht keine Heiligſprechungsbulle, welche meiſtens von Päpſten erlaſſen worden ſind, und nur eine Geſchicht-

frage

frage entſcheiden, einen Glaubensartikel.

Hausv. So geht's, wenn man nichts ſtudirt hat. Woher ſolle unſereiner wiſſen, daß es ſo, und nicht anderſt iſt?

Auth. Warten ſie; da haben wir ein anderes Buch; iſt auch vom Muratorius, deſſen Buch von der wahren Andacht ich ihnen vorher angerühmet habe. Es handelt von der Mäſſigung des natürlichen Verſtandes bei Religionsgegenſtänden.

Hausv. Was ſie für ſchöne Bücher haben; und lauter katholiſche?

Auth. Die ſind gewiß hauptkatholiſch, und von allen verſtändigen Katholiken geehret.

Hausv. Nun was ſteht in dieſem Buche zu unſerer Sache?

Auth. Hören ſie: Alle Schriftausleger ſagen einmüthig, daß uns von Gott nicht

nicht alle Wahrheiten geoffenbaret worden ſind, ſondern daß uns der heilige Geiſt nur alle die Wahrheit lehret, welche zum Heil der Menſchen, und zur Vollkommenheit und Aufrechthaltung des Glaubens und der katholiſchen Kirche nothwendig iſt. Wie können wir aber ſagen, daß irgend eines neuen Heiligen Verehrung, und der Glaube an ſeine himmliſche Seligkeit für die Menſchen und für die katholiſche Kirche nothwendig ſey?*

Haush. Es wird ja aber vor einer jeden Heiligſprechung wider denjenigen, der heilig geſprochen werden ſoll, ein ganzer Prozeß geführet, wo eigens einer, wie ich immer gehöret habe, des Teufels ſeine Parkey nimmt, und ſich bemühet; alles hervorzubringen, was zur Verhinderung der Heiligſprechung wie immer dienen könnte. Und erſt nach genaueſter Unterſuchung wird vom Papſte die Heiligkeit zu oder abgeſprochen.

Auth.

* Murat. de Ing. moder. in Relig. neg. c. 17.

Auth. Mein beſter Hausherr! die Heilig-ſprechung, wie ich ihnen ſchon geſagt habe, iſt eigentlich nichts anders, als eine Erlaubniß zu einer öffentlichen Verehrung dieſes oder jenes, der im Rufe der Heiligkeit verſtorben iſt. Ob er wirklich heilig ſey, daß hat Gott nicht geoffenbaret; und der Papſt kann Niemanden heilig machen, wenn er's nicht iſt. Die Menſchen (wie denn auch der Papſt ein fehlbarer Menſch iſt) urtheilen nur nach den frommen Werken, äußerlichen Tugendübungen, und auſſerordentlichen wunderbaren Thaten, die von den Verſtorbenen vorkommen. Alles dieſes gründet ſich nun auf Ausſagen, Urkunden, und andere dergleichen menſchliche Beweismittel. Menſchliche Beweismittel können trügen, wenn auch die Unterſuchung noch ſo vorſichtig geführet wird. Selbſt der Papſt erkennet, daß er ſich hierinn irren könne, und verwahret ſich deßwegen bei einer jeden Heiligſprechung vor allen Anweſenden mit der öffentlichen Betheurung, daß er mit dieſer feyerlichen Handlung nichts zu thun gedenke, was dem Glauben, oder der katholiſchen Kirche, oder der Ehre Gottes zuwider wäre. Wäre wohl dieſe Proteſtazion noth-

nothwendig, wenn die Heiligkeit des Heiliggesprochenen eine so ausgemachte Wahrheit wäre. Eine schon ausgemachte Wahrheit kann dem Glauben, der katholischen Kirche, und der Ehre Gottes ohnehin nicht zuwider seyn. *

Haush. Jetzt geht es mir aber immer ärger in Kopf, wie man denn sogleich einen jeden Heiligen auf den Altar stellen, oder ihm gar die Kirche weihen könne?

Auth. Mein bester Hausherr! auf den Altären sollte es freilich anders aussehen, als es noch bis itzt aussieht. Wir sagen zwar (schreibt Muratorius in der wahren Andacht der Christen) daß diese oder jene Kirche dieses heiligen Martyrers oder Beichtigers, dieser oder jener heiligen Jungfrau sey; aber in Wahrheit werden die Kirchen und Altäre dem wahren Gott allein zum Gedächtniß seiner se-

* Van Espen Tom. III. p. 574. Christ. Lupus Tom. IV. Scarl. in Can. p. 573.

ſeligen Diener gewidmet und geheiliget. Wir pflegen gleichfalls zu ſagen; die Meſſe dieſes Heiligen, und dennoch iſt es allzugewiß, daß Gott allein dieſes unblutige Opfer dargebracht werde, zwar mit der Meinung, das Gedächtniß ſeiner ſeligen Diener zu verehren, weit mehr aber den Allerhöchſten, deſſen Gnaden und Gaben wir in den heiligen Innwohnern des Himmels verehren, zu loben und zu preiſen. — Wir ſehen öfters (ſagt er weiter von den Bildern der Heiligen) daß dieſer groſſe Gott zur allgemeinen Anbetung mit wenigen brennenden Kerzen ausgeſetzet iſt, und daß auf dem nemlichen Altar das Bild eines Heiligen oder einer Reliquien mit gröſſerer Pracht von Lichtern umgeben ſind. Geziemet es ſich denn, daß der Herr der Heerſchaaren einen Knecht ſeiner Diener abgebe? — Er unterſtützet auch dieſe ſeine richtige Lehre mit der Verordnung, durch welche Papſt Klemens der XI. den 20ten Jänner 1705. in Rom befohlen, daß wenn das hochwürdige Gut

zur

zur Anbetung ausgesetzet wird, alle Bilder auf jenem Altare bedecket, keine Reliquien oder Bilder darauf gesetzet werden, und noch viel weniger die Abbildungen der armen Seelen des Fegfeuers, auf was Art sie immer vorgestellet werden möchten, oder könnten, allda zu sehen seyn sollen.

Haush. Bei meiner Treu: so soll es seyn. Die Bilder der Heiligen, in soweit sie aus vermischten, und auf Tuch, Holz, oder Mauer angebrachten Farben, oder meinetwegen aus Gold, Silber, Marmor, Holze, oder Gips bestehen, verdienen gewiß nach dieser ihrer Eigenschaft keine Verehrung, sondern nur der ist zu verehren, auf den uns die Bilder und die Reliquien erinnern. Sie könnten also mit vernünftigen und nützlichen Vorstellungen der Heiligen und solcher Thaten, die wahrhaft, und zugleich nachahmungswürdig sind, auf den Seitenwänden der Kirche angebracht werden. Der Altar ist einmal der Ort, worauf man nichts, als ein Kruzifix, und das ausgesetzte Hochwürdige sehen solle; statt dessen, daß unter

ter dem Hauptbilde der Kirche und des Altars das Hochwürdige oder das Kruzifix dergestalt zu stehen kömmt, daß ein Teufel von denen, die der heilige Michael herabstürzet, oder der Drach des heiligen Georgius mit aufgespertem Rachen, oder das Schwein des heiligen Antonius mit seinem Rüssel, oder das Rindvieh des heiligen Leonhards sich ober dem Hochwürdigen und dem Kruzifix den Augen des Volkes zeiget.

Auch. Lassen sie sich küssen, Hausherr!

Haush. Es ist schon gut! küssen sie mir nur meine Perücke nicht vom Kopf, sie steht ohnedieß immer überzwerch. Aber sagen sie mir nur, wie ich mit dem alten Benefiziaten übereinkommen werde?

Auch. Lassen sie den guten Alten mit Ruhe. Solche Leute sind nicht mehr zu bekehren. Sie haben ihre Köpfe mit dem Gewirre angefüllet, welches man ihnen in den Schulen, die vormals so schlecht bestellet waren, und in den Kongregazionen beigebracht hat. Gründlich geschriebe-

ne Bücher zu lesen, war niemal ihre Sache. Die schlechten Schulbücher, eine Legende, andere alberne Andachtsbücher, dumm zusammgeschmierte Predigten, und ihr Brevier machen ihren ganzen Büchervorrath aus. Sogar die Bibel ist bei ihnen ein entbehrliches Buch; und es ist gleich besser, sie lassen dieselbe im Staube liegen; denn sie verstehen eben selbe nicht, und wissen weder die biblische Geschichte, weder die biblischen Lehrtexte zu beurtheilen, weil ihr Verstand hiezu niemal ausgebildet worden. Seyn sie versichert, Hausherr! daß ich eher den Kopf eines gemeinen Mannes, als den Kopf manchen Seelsorgers zu recht bringen will; denn der gemeine Mann, dessen Kopf noch nicht mit so vielem zusammgepreßten Unsinne überschoppet ist, hat jene selige Armut am Geiste, wo man Platz findet, die Wahrheit mit Nutzen hinzulegen.

Haush. Sie schildern den Benefiziaten wirklich so, wie er ist. Er will gar von keinem anderen Buche etwas hören, als von einer Legende, und von seinem Breviere; darinn (sagt er) ist die Wahrheit, die trotz aller Freygeister

ſter und Büchelſchreiber ſich unveränderlich erhalten hat.

Auth. Sehen ſie, daß der gute Alte nicht einmal ſein Brevier verſteht, und daß er nicht das mindeſte von dem weis, was den Legenden und den Brevieren ſchon widerfahren iſt. Die Regiſter der Martyrer, die man Martyrologien nennt, die Legende, und die Brevière haben ſchon auf Befehl der Kirchenverſammlungen, der Päpſte, der Biſchöfe öfters die Muſterung paſſirt, und werden noch mehr gemuſtert werden. Es kann nicht alles auf einmal geſchehen.

Haush. Ei! was ſagen ſie?

Auth. Was das Brevier betrift; ſo haben ſogar der Kirchenrath zu Trient, der Papſt Paulus der IV., und beſonders Papſt Pius der V. ſchon auf die Reformazion deſſelben Bedacht genommen. Pius der V. hat ſich zwar eingebildet, daß das von ihm herausgegebene Brevier keiner Verbeſſerung mehr bedärfe, und hat deßwegen auch alle Abänderung deſſelben

verbothen. Allein sein Brevier ist nicht einmal von allen Bischöfen, besonders in Frankreich angenommen worden, weil noch unschickliches und fabelhaftes darinn stehen geblieben. Deßwegen ist wieder unter dem Papst Klemens dem VIII. eine Verbesserung, und sodann unterm Papst Urban dem VIII. eine abermalige Verbesserung des Breviers herausgekommen. Und ungeachtet dessen haben gelehrte und fleißige Männer unserer katholischen Kirche alle die unschicklichen und fabelhaften Stellen, welche noch im Breviere aus menschlicher Schwachheit und aus Mangel richtiger Prüfung gelassen worden sind, stattlich und dergestalt bewiesen, daß der allgemeine Wunsch verständiger und ehrlich denkender Geistlichen ist, daß doch einmal das Brevier von so vielen unschicklichen Gebethsformeln, und von so vielen unwahrhaften Erzählungen, die aus den fabelhaften Legenden hineingebracht worden sind, möchte gereiniget werden. * Der Herr Benefiziat könnte sich schon aus dem Titelblatt des

Bre-

* Van Espen edit. lovar. T. II. pag. 671 & sequ.

Breviers von den geſchehenen Veränderungen deſſelben überzeugen.

Haush. Von allem dem weiß unſer alte Benefiziat kein Wort. Er bekümmert ſich auch bei ſeinem Brevier gewiß wenig um's Titelblatt; denn er ſagt: er ſey allzeit froh, wenn er mit dem Brevier bald fertig iſt.

Auch. Was wollen ſie weiters? ſelbſt in römiſchen Kirchengeſetzen * wird ſchon dem Papſt Gelaſius eine Verordnung zugeſchrieben, daß in der römiſchen Kirche die Thaten und Peinen der heiligen Martyrer nicht ſollen geleſen werden; weil ſolche theils von Ungläubigen, theils von Idioten, theils von Unbekannten mit Fabeln und unſchicklichen Erzählungen zuſammengeſchrieben worden. Und die heilige konſtantinopolitaniſche Kirchenverſammlung vom Jahre 692 befahl gleichfalls; die mit abentheuerlichen Gedichten und unerhörten Märchen angefüllten Legenden im Rauch aufgehen zu laſſen, um ſolche der chriſtlichen Gemeinde zu entziehen.

Haush.

* Gratiam diſt. 15. can. 3.

Haush. Warum hat man ſie denn alſo nicht verbrennet?

Auth. Mein lieber Hausherr! an dem, daß wir ſolche Legenden haben, ſind vom Anfange die Mönche die Haupturſache geweſen, und ſie ſind es noch.

Haush. Ich kenne aber doch rechtſchaffene Mönche, die gerade ſo, wie ſie gegen alle Mißbräuche und Fabeln, die ſich bei Katholiken eingeſchlichen haben, von der Bruſt wegreden.

Auth. Sie haben recht. Ich kenne ſelbſt einige ſo rechtſchaffene Mönche; aber ſie ſind nur dem Kleide nach Mönche, weil ſie es nun ſo ſeyn müſſen, aber nicht nach der Geſinnung. Dieſe werden auch nicht in Abrede ſtellen, daß die Mönche an dem Daſeyn und an dem Umlaufe der falſchen Legenden den vorzüglichſten Theil haben. Es hat freilich anfangs Ketzer gegeben, die ſogar die Geſchichte Chriſti verfälſchet haben, wider welche der heilige Lukas bewogen worden, ſein Evangelium zu ſchreiben.

ben. * Aus gleicher Urſache ſchrieb auch nachhin der heilige Johannes ſein Evangelium gegen die Ebioniter, Cerinthier, und andere dergleichen Ketzer. **

Haush. Die Lebensbeſchreibungen, die die Ketzer geſchrieben, hätten ohnedieß niemal einen Glauben gefunden.

Auth. Die Ketzer haben ſolche Lebensbeſchreibungen nicht unter ihrem Namen, ſondern als Evangelien unter dem Namen der Apoſteln herausgegeben. Man ſah Evangelien von zwölf Apoſteln, vom heiligen Petrus, heiligen Paulus, heiligen Jakob, heiligen Philipp, heiligen Bartholomäus, heiligen Thomas, heiligen Judas Thaddeus, heiligen Mathias, heiligen Barnabas, auch vom Nikodemus, ja ſogar eines vom Judas, der der Verräther Chriſti geworden. ***

Haush.

---

* Maldonat comment. in Luc. c. I.

** Richard Simon Tom. I. c. 3. hiſt. crit. nov. teſt. Hieronimi viri illuſtr. c. 9. Euſebius hiſt. eccleſ. l. 2. C. 2.

*** Euſeb. hiſt. eccl. l. c.

Haush. Des Verräthers Judas ſein Evangelium mag ſauber ausgeſehen haben.

Auth. Eben ſo ſind unter dem Namen des heiligen Johannes, Jakobs, und Mattheus falſche Lebensbeſchreibungen von der heiligen Jungfrau Maria herausgekommen, die mit kindiſchen Fabeln angefüllet waren; beſonders wurde ein ſolches unter dem Titul: der Tod der Jungfrau Maria * überall ausgeſtreuet. Leider hat es ſogar unter den alten Kirchenvätern einige gegeben, wie der Klemens von Alexandrien, welche dem Anſehen falſcher Lebensbeſchreibungen zuviel getrauet haben; und da ihnen hierinn auch einige in ſpäteren Zeiten gefolget ſind, wie der heilige Gregorius von Nyſſa, der heilige Epiphanius, der heilige Gregorius von Tours, und der heilige Johannes von Damaskus; ** ſo iſt kein Wunder, daß ſo viele

* Baron. anal. año 48. Biblioth. patrum VII. B. p. 579.

** Clemens Alexand. ſtromat. Gregorius Niſſenus de Nativ. Chriſti Tom. 3. Epiphanius hæreſ. 78. 79. Gregor. turonenſis l. 1. gloria martyrum. Joannes Damascus orat. de dormitoriis.

viele Fabeln von der Kindheit Christi, von der Familie und Kindheit der heiligen Jungfrau Maria bis auf die letzten Verfälscher der Geschichte der Heiligen gekommen sind.

Haush. Den Nachrichten von dem Leben der Apostel wird es wohl auch so gegangen seyn. Zuletzt weiß man also nicht mehr, was man glauben solle.

Auth. In Ansehung des Lebens unseres Heilandes, der heiligen Jungfrau Maria, und der heiligen Apostel ist das, was in der heiligen Schrift von ihnen steht, zu glauben, und mehr ist weder nothwendig zu glauben, weder auf verläßliche Urkunden gegründet. Hausherr! sie würden Eckel und lange Weile bekommen, wenn ich ihnen alle falsche Nachrichten von dem Leben der Apostel, wie sie herausgekommen sind, mit den Namen derjenigen, von welchen solche geschrieben worden, daher nennen wollte. * Aber hier muß ich wieder

mit

* Sieh Hadrians Baillet Abhandlung von den Geschichten der Martyrer, und Heiligen und verschiedenen Sammlungen.

mit Leider ausruffen. Leider waren nicht Ketzer allein, ſondern auch Katholiken, und katholiſche Prieſter, die ſich an die falſchen Nachrichten von dem Leben der Apoſteln hielten, und hiernach ihre eigene Schriften einrichteten. Ein aſiatiſcher Prieſter war es, der einen ganzen Roman von den Reiſen und Begebenheiten des heiligen Paulus und der heiligen Thekla verfertigte.

Haush. Iſt dieſer noch zu haben?

Anth. Ein Auszug oder eine Nachahmung davon unter dem Namen Baſilii von Seleuzia. Man nennt ſie gegenwärtig das Leben der heiligen Thekla, und ſie befindet ſich in der Sammlung des Surius. Warum luſtet ſie gerade um dieſen Roman?

Haush. Ich hätte ihn meiner Tochter angeſchaft; man kann dem Weibsbild keine gröſſere Freude machen, als wann man ihr einen Roman bringet.

Anth.

Auch. Seyn ſie verſichert, wenn ein Roman vernünftig und ſittlich geordnet iſt; ſo wird ein Frauenzimmer hieraus nie ſolchen Nachtheil ziehen, als aus einer fabelhaften und widerſinnigen Legende. Der heilige Johann der Evangeliſt hat auch den Verfaſſer der Begebenheiten des heiligen Paulus und der heiligen Thekla der prieſterlichen Würde entſetzet, obwohl ſich dieſer Verfaſſer entſchuldiget hat, * er wäre in der Meinung geweſen, dem heiligen Paulus mit dieſer Erdichtung eine Ehre zu machen. Ein Beweggrund, der ebenfalls die Mönche nachhin belebt hat, Legenden voll von Erdichtungen heraus zu geben, weil ſie nicht minder geglaubt haben, hiedurch die Ehre Gottes und ſeiner Heiligen zu befördern, und der Kirche mit einem ſolchen ihrer Denkart nach frommen Betruge einen beſonderen Dienſt zu leiſten. Mit den Lebensbeſchreibungen der Martyrer iſt die Sache gar auf das äuſſerſte des Widerſinnes und der Unwahrheit getrieben worden.

Hauſch.

* Tertulianus de baptismo. cap. 17.

Haush. Wie so?

Auth. Erstens verfaßten sie falsche Geschichten von wahren Martyrern. Hernach brachten sie falsche Martyrer und falsche Heilige dahar. Bischöfe und selbst Päpste wurden darüber aufmerksam, wollten genaue Register der wahren Martyrer herstellen lassen; allein bei Mangel verläßlicher Urkunden kam nichts verläßliches zu Stande, und bei den meisten wehrte die falsche Meinung fort: man könne in der Sache nicht zuviel thun, weil doch alles zur Erbauung der Gläubigen gereichen würde.

Haush. Nach meiner wenigen Einsicht hätte man trachten sollen, die Akten von Prozeßen zu bekommen, die den Martyrern gemacht worden sind; denn wenn jemand hingerichtet wird, so fragt man ihn ja um die kleinsten Umstände seiner Herkunft, seines geführten Lebenswandels, seines Glaubens, seiner Handlungen, und seine eigenen Aussagen werden genau und wörtlich aufgeschrieben. Ich war ja auch Rathsherr vorhin, und war recht gern

bei

bei den Verhören und Konstituten, die mit den Arreſtanten ſind vorgenommen worden.

Anm. Die Chriſten erſterer Zeiten kamen auch zur Einſicht ſolcher Prozeßakten; allein der eine machte ſich davon nur eine Abſchrift, wie er es für gut fand, der andere machte nur einen kurzen Auszug davon. Die, welche ſolche Abſchriften und Auszüge aus einer Sprache in die andere überſetzten, ſchrieben ſo, wie ſie der einen und der anderen Sprache mächtig waren. In den meiſten hieraus verfaßten Lebensbeſchreibungen wurden bald eigene Betrachtungen, bald Zieraten der Beredſamkeit angebracht. Wenige Martyrer hatten die Gelegenheit, ihre Begebenheiten ſelbſt aufzuzeichnen; und wenn ſie auch ſolche eigene Aufzeichnungen machen konnten, ſo gieng es mit dieſen, wie mit den gerichtlichen Prozeßakten. Sogar von denen, die den Prozeßen der Martyrer zugehöret haben, hörte einer ſo, der andere anders; wie es allgemein geſchieht, wo mehrere Zuhörer ſind, da ein jeder etwas anderes gehöret haben will, oder auch die Erzählung deſſen, der richtig gehöret hat, nachhin beiwei-

weiterer Verbreitung durch andere mit Zusätzen und Unrichtigkeiten vollkommen verändert wird. Und gesetzt, es wären einige Nachrichten von dem Leben der Martyrer ganz unverdorben aufbewahret worden; so ist doch nach so langen Jahren die Entscheidung der wahren von der falschen nicht so leicht und verläßlich. Der Kaiser Dioklezian ließ im Jahre 303 dergleichen Nachrichten und Urkunden strenge aufsuchen, und ins Feuer werfen; und diejenigen, welche in den Kirchen aufbewahret wurden, wurden unter dem Schutte derselben vergraben. * Auch die gerichtlichen Prozeße der Martyrer wurden verbrennet, und Niemanden wurde eine Abschrift mehr hievon gelassen. ** Kurz! in Italien, Afrika, Griechenland, und in dem ganzen Orient wurde unter dem Dioklezian auf die Vertilgung der christlichen Schriften gedrungen; und hundert Jahre nachher wurde theils

* Eusebius hist. eccl. l. 8. c. 2. Basilius Miscel. c. 2. Augustinus coll. d. 3. c. 15.

** Ruinart præfat in act. Apost. pag. 3.

theils durch die abgöttiſchen Barbaren, theils durch die Arianer auch das verwüſtet und vertilget, was bis dahin in Gallien und in anderen Oertern noch ſicher war.

Haush. Auf dieſe Weiſe ſieht es freilich ſchlecht aus mit ächten und wahren Urkunden vom Leben der alten Martyrer. Iſt denn nach der Zeit gar nichts hervorgekommen, welches davon wäre gerettet worden?

Auth. Der heilige Martyrer Pamphilus ein Prieſter von Cäſarea im gelobten Lande hat wirklich einige Geſchichten der Martyrer gerettet, und man weiß ſoviel, daß ſie unter Konſtantin dem groſſen durch den Fleiß des Euſebius wieder an das Licht gekommen. Allein der Papſt Gregorius der Groſſe ließ dieſes Werk in Rom, Alexandrien, und anderer Orten vergeblich ſuchen; es iſt bis itzt noch nicht vorgekommen.

Haush. Da haben wir's, iſt das auch wieder weg. Woher haben denn alſo die Le-

gen-

gendenschreiber ihre Erzählungen vom Leben und Peinen der Martyrer hergenommen?

Auth. Das muß ich ihnen gerade aus der Abhandlung des berühmten Baillet * herauslesen: **Das Unglück der Kirche wollte, daß man auch noch die wahren Martyrergeschichten, die sich wieder gefunden, verfälschte unter dem Vorwande, sie zu verbessern.**

Haush. Eine schöne Verbesserung!

Auth. **Es hat sich gefüget, daß die ächten Urkunden, indem sie durch die Hände dieser Verbesserer gegangen, nur schlechter geworden, und nichts als falsche Schriften hervorbringen können.**

Haush. Erlauben sie mir die Feder. Das Wort **Verbesserer** streichen wir aus, so oft's vorkömmt.

Auth.

---

* l. c. § 10.

Auth. Hinweg mit der Feder; ich laſſe mir in meinen Büchern keine Striche hinein machen. Er nennt ſie ja nicht im Ernſte, ſondern nur ſpottweiſe Verbeſſerer.

Haush. Nun, ſo leſen ſie weiter!

Auth. Viele, bei welchen die Liebe zu Fabeln und Wundern die Liebe zur Wahrheit überwog, bekümmerten ſich nicht einmal darum, ob die Uibereinſtimmung der Zeit und des Ortes beibehalten würde, die doch zu ihren Abſichten, um der Sache einige Wahrſcheinlichkeit zu geben, unentbehrlich geweſen wäre. Sie gaben denen Namen, welche keine hatten; ſie ſtellten ganz neue Perſonen auf; ſie dichteten den Richtern neue Arten der Grauſamkeit, und neue Kunſtgriffe an; den Tyrannen und Scharfrichtern neue Erfindungen, ſie lieferten uns Diſputen, und andere ausgedachte öffentliche Reden, die oft ſehr ſchlecht abgefaſſet waren; ſie erfüllten ihre Schriften mit einer groſſen Menge

Wunder, deren die Heiligen nicht bedurften; sie waren nicht damit zufrieden.

Haush. Was? noch nicht zufrieden? ist das nicht schon Betrug genug?

Auth. Sie waren nicht damit zufrieden, daß sie die Sammlung der Geschichte der Martyrer mit vielen fremden Sachen angefüllt, sondern sie machten noch lange Anhänge dazu, Sie setzten nemlich die Geschichte der darinn vorkommenden Heiligen nach ihrem Tode dadurch fort, daß sie eine Reihe von Wundern erzählten, welche sich blos auf ein ungewisses Gerücht unter dem Volke gründeten.

Haush. Also haben müssen Mirackel auch noch dazu gelogen werden. O ihr Fikermentsleute! Aber wie beweisen sie, daß an den falschen und unschicklichen Legenden, die von Katholiken herausgegeben wurden (denn um die, welche von Ketzern geschrieben worden sind, bekümm-

bekümmere ich mich gar nicht) meiſtens die Mönche Urſach geweſen.

Auth. Im ſechſten, ſiebenten, achten, und neunten Jahrhunderte wimmelte ja ſchon alles von Mönchen. Die Mönche wurden bei immer zunehmender Finſterniß damaliger Zeiten für die einzigen Gelehrten gehalten. In ihre Kirchen und Klöſter wollte Jedermann nach ſeinem Tode begraben werden, und auch die Reliquien deren, welche anderer Orten im Rufe der Heiligkeit geſtorben, und in römiſchen oder anderen Kirchhöfen ausgegraben worden, wurden dahin gebracht. Nebſtdem beſtand ſtatt der groben Handarbeiten, mit welchen ſich die Mönche der erſten Zeiten beſchäftigten, nachhin die Hauptbeſchäftigung der Mönche in Abſchreibung und Verfertigung der Bücher. Das Gerücht der Wunder, welches unter dem Volke von dieſem oder jenem Heiligen herumgieng, und von Mönchen mündlich beſtättiget wurde, wurde von ihnen ſodann zur Gelegenheit, und gleichſam zur Nothwendigkeit genommen, auch ſchriftlich zu lügen; denn die Neugierde und fal-

ſche Andacht des Volkes wollte einmal eine vollſtändige Lebensbeſchreibung von denen haben, deren Verehrung man ihm anpries.

Haush. Das iſt ja eine erſtaunliche Bosheit!

Auth. Wir müſſen billiger denken, und die Urſachen in mehrere Klaſſen eintheilen, nemlich in Dummheit, in die Folgen der monaſtiſchen Beſchäftigungen, in unächten Religionseifer, in Eigenliebe und Ehrſucht, und endlich in Begierde, ſich zu bereichern.

Haush. Dieſe Beweggründe ſind weiter alle nicht hübſch. Das Ende davon iſt doch dieſes, daß die Leute angelogen, betrogen, bei der Naſe herumgeführet, um ihren Verſtand, um die wahren Religionsbegriffe, und auch um ihr Geld gebracht worden ſind. Dummheit! Dummheit! Iſt denn alles ſo dumm geweſen, daß ein ſolcher Betrug hat überhandnehmen können?

Auth.

Auth. Das Verderben der wahren Nachrichten von den Leben der Heiligen, wie ich schon gesagt habe, war so allgemein, daß die gelehrtesten Männer nicht im Stande waren, der Wahrheit einen durchaus verläßlichen Dienst zu leisten. Wie die Wissenschaften abnahmen, und die Finsterniß der Köpfe zunahm; so nahmen auch die Fabeln zu, dergestalt, daß (wie Baillet erinnert) fast alle Geschichten unter den Händen derer, die sie abhandelten, zu Fabeln wurden. Mönche, welche die Volkslehrer wurden, wollten das neugierige Volk statt mit der Wahrheit, die sie bei Abgang ächter Urkunden, und aus Mangel der Einsicht und Kritik selbst nicht inne hatten, mit Beredsamkeit und mit Erzählungen befriedigen. Hiezu richteten sie (wie der Kardinal Valerias Bischof zu Verona bemerket) schon ihre jungen Mönche ab. Diese mußten sich in der Redekunst hauptsächlich mit Erweiterung und Schmückung der Geschichte der Heiligen üben. Hiedurch entstanden also mehr mit Zieraten und Erfindungen, als mit Wahrheit ausgearbeitete Lebensbeschreibungen, wovon die witzigsten

zwar

zwar nur als ausgezeichnete Arbeiten junger Schüler aufbehalten, nach langer Zeit aber nicht mehr von den wahren Geschichten unterschieden worden. * Von dem unächten Religionseifer, vermög welchen die dummen Mönche und ihre Anhänger sich berechtiget, ja verbunden zu seyn glaubten, auch mit Lügen und Betruge die Ehre Gottes und seiner Heiligen zu befördern, schreibt Bosquet Bischof von Montpellier: ** **Noch die neueren Zeiten überweisen uns, wie die Mönche getrachtet haben, die Heiligen, welche ihres Ordens waren, oder für welche sie aus anderen Ursachen vorzüglich eingenommen waren, über alle andere Heiligen mit der grösten Beredsamkeit zu erheben; und wir wissen ja, was die ausgeposaunten Mirackel der Heiligen ihrer Orden und ihrer Kirchen ihnen vom Vol-**

* August Valer. Rhetorica eccles. Seu de modo concionandi.

** Hist eccles. gall. præf. pr. edit.

Volke an Geld und Ehrfurcht eingetragen habe.

Haush. Es blieb also nicht allein bei der Verfälschung der Martyrergeschichte, sondern Mönche machten es auch bei den Leben der Väter, Einsiedler, und übrigen Beichtiger auf die nemliche Art?

Auth. Arnold von Andylli hat wirklich in der französischen Uibersetzung der Lebensbeschreibungen der morgenländischen Väter, welche Heribert Rosweida mit Anmerkungen bekannt gemacht hat, verschiedenes weggelassen, was gegen die Reinigkeit des Glaubens, und zur Beleidigung eines zärtlichen Lesers gewesen wäre. An die Lebensbeschreibungen der abendländischen Väter haben sich zwar genauere Schriftsteller gemacht; allein die mittere Klasse der Legendenschreiber, welche es sich nur zum Ziel setzte, dem Volke etwas zu lesen zu geben, wurde gleichfalls durch unächten Religionseifer, durch Ehrsucht in Emporhebung ihrer Lieblingsheiligen, und durch andere ungleiche Nebenabsichten

ten verleitet, auch in die Geſchichte der Väter, Einſiedler, und Mönche Erdichtungen einzuſchieben, und darinn beſonders ſolche Handlungen anzurühmen, bei denen die Nachahmung, oder wenigſtens der dem Leſer zurückgelaſſene Eindruck zur Verbreitung des Mönchgeiſtes, und zum Kunſtgriff, die Leute in der von ihnen ſogenannten heiligen Einfalt vortheilhaft zu erhalten, beitragen könnte.

Haush. Durch das, daß ſie die Leute immer in der Dummheit erhalten haben, hat ihnen freylich der Betrug immer gelingen können. Aber bei meiner Treu, es macht ihnen eine Ehre; und Kunſt und Mühe hat es weiter auch nicht viel gebraucht, dumme Leute zu betrügen.

Auth. Daran ſind ſie irrig, Hausherr! die Mönche haben Kunſt und Mühe genug anwenden müſſen, um diejenigen nicht aufkommen zu laſſen, die von Zeit zu Zeit nicht nur unter den Weltlichen, ſondern auch unter den Geiſtlichen, und ſelbſt unter den Ordensgeiſtlichen mit Kritiken hervorgekommen ſind, um den Leuten

ten die Mönchsbinde von Augen hinwegzunehmen. Auſſer dem waren ſie auch öfters bei der einen und anderen Lebensbeſchreibung in Rückſicht auf Erdichtungen in groſſer Verlegenheit; denn das Stroh im Kopfe giebt nicht ſo gute Düngung, wie das Stroh auf dem Felde. Bei ausgetrocknetem Gehirne wußten ſie ſich wirklich öfters nicht anders zu helfen, als die nemliche Urkunde, die ſie ſchon bei der Lebensbeſchreibung des einen Heiligen zum Grund genommen haben, auch bei der Lebensbeſchreibung des anderen Heiligen nur mit Veränderung des Namens zum Grund zu nehmen. Es verſteht ſich von ſelbſten, daß, wenn die Urkunde falſch war, ſodann aus derſelben ſchon zwey falſche Legende entſtanden ſind. Eine Lebensbeſchreibung davon mußte ſchon immer falſch ſeyn, weil doch eine wahre Urkunde, die ſich nur auf einen Heiligen beziehet, nicht auch für einen anderen wahr ſeyn kann; ſondern in Anſehung des anderen ſo viel, als ein entlehnter oder geſtohlener Paß iſt.

Hausb. Ich bleibe doch bei dem, daß sie wenigstens in Verfertigung der Legenden nicht viel Kunst und Mühe gebraucht haben, die Leute zu betrügen, weil sie das nemliche Leben gleich auf mehrere Heilige ungewendet haben. Auf solche Art wollte auch ich bald eine Legende zusammschreiben. So lehnen die Trödler ihre Kleider heut dem, morgen einem anderen aus. Sagen sie mir zu Gefahlen nur einige Heilige, die ihre Lebensart nach Vorschrift der Legendenschreiber so haargleich haben einrichten müssen.

Auth. Die heilige Priska, die heilige Martina, die heilige Tatia haben alle drey nur ein Leben. Der heilige Piatus von Dornick, der heilige Luzian. —

Hausb. O! den kenne ich! meine Tochter hat sich unlängst seine Schriften gekauft, wie sie jetzt vom Wieland sind herausgegeben worden; der macht die Götter und Halbgötter der Heiden recht herab, der verdient wirklich ein Legend.

Auth.

Auth. Nein, Hausherr! der Luzian, deſſen Schriften ihre Tochter ſich angeſchaft hat, iſt nicht heilig. Der Luzian, von dem ich rede, iſt der heilige Luzian von Beauvais; dieſer; und der heilige Piatus von Dornick, und der heilige Yon von Chartres haben bis auf geringe Veränderungen auch ein gleiches Leben. Die Geſchichte der heiligen Margarita, und der heiligen Lanigia, die Geſchichte der heiligen Honorina von Konflans, und der heiligen Dorothea, die Geſchichte des heiligen Alexis; und des heiligen Johann Calybites, die Geſchichte des heiligen Douchards, und des heiligen Lie, die Geſchichte des heiligen Deſiderius von Bourgis, und des heiligen Ouein von Rouen ſind alle beinahe einerlei.

Haush. Ich höre ja von ihnen itzt Heilige daher nennen, wovon ich die meiſten in meinem Leben nicht nennen gehöret habe.

Auth. Der heilige Sergius aus Kappadozia, und der heilige Saturninus aus Kagliari in Sardinien, die heilige Albina, und die hei-

heilige Reparata, der heilige Gengon und der heilige Julian der Hospitalar haben gleichfalls eine gemeinschaftliche Lebensbeschreibung, so wie die Geschichte des heiligen Sekundianus zur Lebensbeschreibung des heiligen Florens von Perusa, zur Lebensbeschreibung des heiligen Gratignon, und des heiligen Enlin den Stoff gegeben hat.

Haush. Sind sie nicht bald fertig mit ihren Heiligen, die der Lebensbeschreibung nach einander so gleich sehen, als Zwillinge?

Anth. Die Lebensbeschreibungen der heiligen Saturnina, der heiligen Benedikta von Origny im Laonischen, und der heiligen Romana von Beauvais sind gleichfalls nicht unterschieden; die Lebensbeschreibungen des heiligen Venantius vom 18ten May, und des heiligen Agapetus vom 18ten August sehen ungeachtet aller gemachten Verbesserung sich noch gleich. Eben so entdeckt man die gleiche Quelle bei den Lebensbeschreibungen des heiligen Marzialis von Limoges, Fronto von Perigneux, Menge von Chalon, Eucharius von Trier — —

Haush.

Haush. Ich bitte sie, hören sie auf! ich kann's nicht mehr aushalten.

Auth. Sie haben ja selbst verlanget, daß ich ihnen die Heiligen nennen solle, für die die Legendenschreiber ein gleiches Maaß genommen haben?

Haush. Mich reut's genug; denn der Kopf ist mir schon dick geworden von lauter Heiligen; zum Glück sind sie mir alle gleich wieder ausgefallen. Ich weiß ihnen wirklich keinen einzigen mehr von allen denen, die sie daher genennet haben. Wenn ich diese Namen alle auswendig lernen müßte, ich würde auf der Stelle ein Narr.

Auth. Ich könnte ihnen die Wunder auch alle hererzählen, welche dem einen Heiligen für den anderen abgeborget worden sind.

Haush. Nein! ich bitte sie um alles in der Welt, verschonen sie mich nur heut. Ich habe die höchste Zeit, daß ich gehe. Briefe

schrei-

schreiben, im Hauswesen nachsehen, eine Menge muß heut noch geschehen.

Auth. Nun ich will sie nicht aufhalten; aber ich hätte ihnen noch eine Menge über die Legende zu sagen.

Haush. Mein lieber Gott! sie schreiben ja ohnedem wider die Legenden; dann werde ich recht mit Begierde und Vergnügen das Geschriebene lesen, und von den Erdichtungen, und unschicklich angerühmten widersinnigen Handlungen, so sie aus den Legenden aufweisen wollen, noch mehr und mit Bedacht mich überzeugen.

Auth. Ich glaube aber doch, daß ich bei ihnen schon heut ein zimliches Fundament geleget habe, um darauf das weitere Gebäud führen und befestigen zu können.

Haush. Eben recht mahnen sie mich mit ihrem **Befestigen**, daß ich jtzt gleich gehen, und nachsehen muß, ob über unserer Hausthüre

der

der heilige Florian, der etwas locker geworden iſt, ſchon befeſtiget ſey. Wie jetzt ſo ſtarke Winde gehen, ſo könnte er wohl gar hingedrehet werden. Gott verhüte es, daß er auf Jemanden falle; daß wäre eine gräßliche Zerſchmetterung derer, die er träfe, er wiegt gegen zween Zentner, das Haus allein, was er auf dem Arm trägt, hat zwölf, und der ſteinene Waſſeramper acht Pfund.

Auth. Das iſt wohl ganz leicht zu begreifen, daß er auf dieſe Art eher etwelchen das Lebensfeuer, als das in einem Hauſe ausgebrochene Feuer auslöſchen würde.

Haush. Still! freveln ſie nicht!

Auth. Nicht im mindeſten. Ich habe ihnen ja verſprochen, zu beweiſen, daß nur die Legendenſchreiber den Heiligen ſolche Aemter und Beſchäftigungen angewieſen haben, wie es die Dichter und heidniſchen Prieſter bei ihren Göttern und Halbgöttern thaten.

Haush.

Haush. Nun beweiſen ſie es in Gottes Namen, ich muß jetzt gehen.

Auth. Behüte ſie alſo Gott! laſſen ſie ſich aber doch bald wieder ſehen.

Haush. Werde nächſter Tage mir die Freyheit nehmen, mich wieder einzufinden. Empfehle mich ganz höflich!

Auth. Leben ſie wohl!

II.

Der Bibliothekar, und der Pater Priszilian.

Biblioth. Willkommen, Pater Priszilian; wie verlieren ſie ſich in die Bibliothek hieher?

Prisz. Der Herr Bibliothekar halten mich alſo für einen Feind der Bibliotheken, der, ohne ſich zu verirren, niemal dahin gebracht werden könnte?

Biblioth. O, das weis ich wohl, daß ſie eben noch kein Manifeſt gegen die Bibliotheken herausgegeben, und ſich als Feind erkläret haben. Aber ſo lange ich hier bei dieſem Amte bin, habe ich ſie doch noch nicht in unſerer Bibliothek geſehen. Sie werden aber ungezweifelt einen eigenen guten Büchervorrath haben!

Prisz. Mit dem ſteht's ſehr ſchlecht.

Biblioth. Es kömmt eben nicht auf die Menge der Bücher an, wenn man nur nach ſeinem Fache, Amt, und Berufe mit einem Kern der dahin gehörigen beſten Bücher verſehen iſt, und allenfalls mit einer guten Nebenlektur ſich zu erwehren weis, daß man in der Welt auch ſonſt für keinen Idioten paſſirt.

Priesz. Mein Herr Bibliothekar! die Welt ficht mich nichts an; ſonſt wäre ich in kein Kloſter gegangen.

Biblioth. Verzeihen ſie mir; die Klöſter ſind ja auch in der Welt.

Priesz. Sehr wenige mehr.

Biblioth. Nun, wenn ſie auch noch alle ſtünden; ſo blieb doch der Satz wahr, daß die Kloſtergeiſtlichen in der Welt ſind, daß ſie ſogar Lehrer und Gewiſſensräthe derer machen müſſen, die in der Welt ſind, und daß ſie alſo die nöthigen Kenntniſſe haben müſſen, mit den Weltlichen umzugehen, um in Anſehung der

Reli-

Religion und der Sittlichkeit Nutzen zu ſchaffen.

Prisz. Itzt iſt die Welt allzugelehrt, als daß mehr eine Lehre oder ein Rath bei einem Kloſtergeiſtlichen eingeholet werden ſollte.

Biblioth. Vergeben ſie; Kloſtermänner von Gelehrſamkeit, von Einſicht, von Beſcheidenheit, von ehrlichem und auferbaulichem Betragen werden gewiß noch immer geſchätzet.

Prisz. Nicht wahr; das haben's geſtern geſehen, wie man einen Kloſtergeiſtlichen achtet. Ich habe mich nur vor ihnen geſchämt, weil ich das erſtemal die Ehre gehabt habe, mit ihnen zuſamm zu kommen. Waren wir anfangs nicht recht geſcheid luſtig? Des Lachens wäre ja kein End geworden, wenn ich mit meinen Räthſeln und bäuriſchen Liedern nicht aufgehöret hätte. Der Herr Bibliothekar allein ſind noch der ernſthafteſte geblieben, haben ſich auch nach der Tafel gleich zum Fenſter geſetzet, und ſind ſo ganz einſam bei ihren Zeitungsblättern ſitzen geblieben. Ich habe

schon geglaubt, es sey ihnen nicht recht wohl, oder es habe sie gar etwas verdrossen, bis mir die Tochter vom Hause gesagt hat, daß man sie ungestört lassen müsse, und daß das schon ihr Brauch sey, gleich nach der Tafel sich zu den Zeitungsblättern hinzusetzen, und nicht eher vom Lesen aufzuhören, bis Zeit zum Nachhausgehen ist.

Biblioth. Wirklich ist das schon mein Brauch; darum gehe ich auch gern in das Haus dieses Herrn Buchhändlers, weil er die meisten und die besten Journalien sich kommen läßt, und man daselbst ungestört lesen kann.

Priez. Mich wundert's aber, daß sie etwas haben lesen können; denn wir haben ja einen Lärm gehabt, der erstaunlich war.

Biblioth. Wenn ich einmal beim Lesen bin, da macht mich nicht leicht etwas irre. Ich höre und sehe nicht.

Priez. Nun so haben's also die Hochachtung nicht gesehen, die ich vom Kassier der Buchhandlung erfahren habe? **Biblioth.**

Biblioth. Ich ſah wirklich nichts.

Prisz. Was? ſie ſahen nicht, wie beim kurzen Spielen, als die Pfänder ausgetheilet, und die Buſſen vorgenommen worden ſind, er ſein Schnupftuch zuſammgedreht, und ſich angeſtellet, als wollte er mich ganz gelinde auf den Rücken ſchlagen, dabei mir aber den unglücklichen Streich zwiſchen die Ohren hinein verſetzet hat, daß mir auch beide Ohren gleich aufgeſchwollen ſind? Nun, ſo ſehen ſie nur jetzt her, wie groß meine Ohren noch ſind.

Biblioth. Ich bedaure ſie vom Herzen, mein beſter Pater Priszilian! Haben ſie denn dem Kaſſier eine Urſache gegeben, ſich ſo zu vergehn?

Prisz. Hätte ich es gewußt, daß der dumme Menſch die Dienſtmagd, der ihr Herr und Frau doch ſelbſt erlaubt haben, die kurzen Spiele mitzumachen, bis auf's Heirathen karreſirt; ſo hätte ich keinen Spaß mit ihr gemacht. Was war's denn nöthig, gleich einen ſolchen Grobian zu machen. Ich hätte maustod ſeyn kön-

können; und ich lasse es mir nicht nehmen, er hat nochdazu in das zusammgedrehte Schnupftuch etwas eingefüllt. Mir war alles grün und gelb vor den Augen. Ich glaube, wenn sie mich nicht gleich in die Küche hinausgeführet hätten, wo mich hernach die Köchin mit warmem Weine gewaschen hat, ich hätte mich vergriffen; denn ich muß es gestehen, der Oedenburgerausbruch vom Mittag war mir auch noch ein wenig im Kopfe.

Biblioth. Es ist besser, daß dieses von ihrer Seite nicht geschehen. Auch den Kassier wird es schon gereuet haben; ich kenne ihn sonst immer als einen herzguten Mann.

Prisz. Freylich hat er mir heut früh zwey Gulden auf heilige Messen, vier Pfund Koffee, acht Pfund Zucker, zwey Pfund Tobak, und ein halb Dutzet Schnupftücher von der schönsten weissen Leinwand geschickt. Allein den Schmerzen hat er mir doch nicht damit bezahlt, den ich heut Nacht wegen dieses Schlages ausgestanden habe.

Biblioth. Nun dieſer läßt ſich doch auch noch überſtehen. Iſt ihnen denn nicht ſchon leichter?

Prisz. O! um vieles; die Ohren hätte ich nicht geachtet, die hätten meinetwegen noch gröſſer werden können; aber der Schmerz hat ſich in Hals herabgezohen.

Biblioth. Sie hätten ſich ſogleich über den Hals ein warmes Tuch auflegen ſollen.

Prisz. Ich wußte ein ſicheres Mittel. Ich ſtand vom Bethe auf, nahm meine Blaſikerzen, welche mir noch lange dauren werden, weil man jetzt anderen Leuten keinen Blaſiſegen geben darf, und bethete den Blaſiſegen über mich ſelbſten; ſodann legte ich mich wieder nieder, und ſchlief wie ein Ratz.

Biblioth. Ich gratuliere ihnen, daß der Halswehe ſo vorbeigegangen, wozu hauptſächlich die Wärme vom Bethe und der gute Schlaf mag beigetragen haben. Aber vergeben ſie meiner Aufrichtigkeit, daß ich es unter die

uns

uns durch die gesunde Vernunft bekannt gemachten Pflichten gegen sich selbst rechne, die natürlichen Heilmittel einer ungegründeten Andächtelei nicht aufzuopfern.

Prisz. Das ist ja keine ungegründete Andächtelei, oder eine blosse Erfindung der Geistlichkeit. Der uralte griechische Leibarzt Aerius (wie der Jesuit Ribadeneira im Leben des heiligen Blasius schreibt) dieser uralte Leibmedikus bezeugte selbst, daß das bewehrteste Mittel wider den Halsweh sey, wenn man den heiligen Blasius anruft, den schmerzhaften Hals anrührt, und zugleich spricht: **Blasius der Martyrer und Diener Christi befiehlt es, weiche entweder über oder unter sich.**

Biblioth. So wollte ich nicht bethen; denn da käm mir ja der Schmerz entweder ober sich in den Kopf, oder unter sich ins Gedärm. Wär's nicht also besser zu bethen: Weiche gerade bei einer Seite, und zwar ohne auch nur die Achseln zu berühren. Sie scheinen mir viel auf die Legenden zu halten.

Priez. Die Legende des Ribadeneira iſt die einzige, die ich nebſt Kochems Legende habe; und ſie müſſen mir verzeihen, daß ich ihnen eben deßwegen heut meine Aufwartung mache, und ſie bitte, mir noch mit einer und anderer Legende zu meiner Abſicht an Hand zu gehen.

Biblioth. Was haben ſie denn für eine Abſicht? Wollen ſie etwa ſelbſt eine neue Legende ſchreiben?

Priez. Kann's nicht läugnen. Wie Gott wunderbarlich die Menſchen zu gewiſſen Unternehmungen leitet, ſo erkenne ich auch, daß Gott den Kaſſier, und das Schnupftuch, und was darinn etwa eingefüllet war, nur zum Inſtrument gebraucht hat, mich zu dieſer Unternehmung zu führen, und daß er mich wirklich bei'n Ohren dazu geführet habe.

Biblioth. Es muß freilich wunderbar zugehen, daß durch einen Schlag mit einem zuſammgedrehten Schnupftuche die Luſt, Legenden zu ſchreiben rege gemacht werde, und dieſelbe ſich gleich ſo feſt in geſchwollene Ohren einhenke.

Prisz. Muß man nicht beim heiligen Ignaz, wenn man der von ihm unternommenen Ordensstiftung bis auf den ersten Grund nachgehen will, auf seinen blessirten Schenkel hinsehen? Wäre Ignaz nicht blessirt worden; so wäre er nicht so lang im Bette gelegen; so wäre ihm nicht die Zeit lange geworden; so hätte er nicht zum Zeitvertreib eine Legende der Heiligen gelesen, wie denn auch in der ganzen dortigen Gegend kein gescheides Buch anzutreffen war; und so wäre er nie auf den Gedanken gekommen, in die Fußstapfen der lieben Heiligen zu treten, und einen Orden zu stiften. Und eben so wäre auch mir nicht eingefallen, eine neue Legende zu schreiben, wenn ich nicht wäre zwischen die Ohren geschlagen worden, und wenn ich nicht eben deßwegen im Bette, da ich durch eine ganze Stunde vor Schmerzen nicht einschlafen konnte, den Peinen und Martern der Heiligen nachgedacht hätte.

Biblioth. Ich kann aber noch nicht abnehmen, wie sie hiedurch zur Lust, eine neue Legende zu schreiben, geleitet worden, da diese Peinen

der

der Heiligen, denen ſie nachgedacht haben, ſchon in ſo vielen Legenden beſchrieben ſind.

Prisz. Es iſt wahr, ſie ſind ſchon in mehreren Legenden beſchrieben, und ſie ſind auch recht zierlich beſchrieben, aber doch nicht ſo, wie es das Verderbniß heutiger Zeiten fodert.

Biblioth. Wie wollen denn alſo ſie ihre neue Legende einrichten?

Prisz. Auf Kathechismusart, welche jetzt die Lieblingsart iſt; denn da giebt eine Frage die andere, und ſo kann man alles in Fragen und Antworten anbringen; was man bei den heutigen Freigeiſtern gern angebracht haben will.

Biblioth. Mein lieber Pater Prisziliant die Freidenker bekümmern ſich um gar keine Legende. Die, welche den Legenden ſo vieles auszuſtellen wiſſen, ſind gelehrte Katholiken, die ſich eigens mit der Kritik abgegeben haben, und ſowohl einige Thaten der Heiligen, als auch ſelbſt einige Heilige wegen Mangel richtiger Urkunden nicht gelten laſſen wollen.

Prisz.

Prisz. Gelehrt hin, gelehrt her! der mir die Thaten und Wunder der Heiligen und nur einen einzigen Heiligen, welcher in Legenden ſteht, bezweifelt, der kann ein gelehrter Freidenker oder Ketzer, aber kein gelehrter Katholik ſeyn. Ein gelehrter Katholik muß nichts bezweifeln, was die Heiligen Gottes, und das Anſehen unſerer Kirche groß machen kann.

Biblioth. Sie wollen doch, daß die Heiligen und unſere Kirche ein wahres und dauerhaftes Anſehen vor jederman behaupten ſollen?

Prisz. Das will ich, und deßwegen ſchreibe ich meine neue Legende.

Biblioth. Nun, ein wahres Anſehen muß eben deßwegen, weil es ein wahres und kein eingebildetes iſt, ſich auf lautere Wahrheiten und unwiderlegliche Urkunden gründen; ſonſt iſt ein ſolches Anſehen nicht dauerhaft. Bei der erſten Lüge wird ſodann auch das verdächtig, was wahr iſt.

Prlsz. Ich weis nicht, ob ſie mich recht verſtehn. Alle Leute ſind noch nicht verführt; bei dieſen will ich alſo hauptſächlich das Anſehen der Heiligen dauerhaft machen. Wenn ich ſoviel erhalte, daß dieſe meine Legende fleißig leſen, und die Schriften der Zweifler gar nicht in die Hand nehmen; ſo höret die Gefahr ohnehin auf, daß mir jemand auf eine Lüge komme. Damit ſie aber die Schriften der Zweifler gar nicht einmal in die Hände nehmen; ſo muß man eben dieſe Zweifler recht herabmachen, ſie geradehin Ochſen und Eſel heißen; denn das überweiſet den gemeinen Mann am erſten. Ja ich werde die Zweifler noch dazu einladen, daß ſie zu mir zu kommen belieben wollen, wo ich ihnen die Zweifel mit meiner Gürtel auflöſen will. Sie werden ſehen, wie die gemeinen Leute ſchon vorhinein lachen, und ſagen werden: Jetzt hat ſich einmal ein Konragirter über das Teufelsgepäck hergemacht.

Biblioth. Vergeben ſie mir, Schimpfwörter und Schläge halte ich für kein Mittel, jemanden eines beſſeren zu überzeugen. Ich fürchte, ich fürchte, auch unter gemeinen Leuten werden

ſie

ſie darüber ausgelacht, und gering geſchätzet werden.

Priosz. Seyn ſie verſichert, Herr Bibliothekar! wenn man die Kritiker jetziger Zeiten, ſtatt ſie zu widerlegen, wacker abprügeln dürfte, ſie würden bald eines beſſeren überzeuget ſeyn, und ihr Schreiben bei Seite laſſen. Sogar die unſchuldige heilige Katharina Tochter der heiligen Brigitta iſt nur deßwegen, weil ſie im ſiebenten Jahre ihres Alters noch mit anderen ebenfalls unſchuldigen Kindern das Puppenſpiel trieb, aus Verhängniß Gottes einmal bei der Nacht vom böſen Feinde erbärmlich mit Ruthen geſtrichen worden. — Ja, ja! ſie mögen lachen, wie ſie wollen; der Teufel hat ihr wegen des Puppenſpiels einen rezenten * Schilling herabgehaut (wie es Ribadeneira gar ſchön beſchreibt) und ſodann hat ſie das Puppenſpiel gar gern bei Seite gelaſſen. So würden alſo die Kritiker jetzi-

* Provincialismus, derer mehrere dergleichen vorkommen.

jetziger Zeiten, die jungen Lecker gewis auch von ihrem kritiſchen Puppenſpiel abgebracht werden.

Biblioth. Aber mein lieber Pater Priszilian! wenn ſie wirklich dieſes Märchen glauben wollen; ſo glauben ſie doch nicht, daß diejenigen, von welchen die Legenden der Heiligen ſtattlich kritiſiret worden ſind, junge Lecker geweſen. Sie waren gelehrte, fromme, bejahrte, in geiſtlichen Würden und geiſtlichen Orden ſtehende Männer; die Jahre und Jahre in ihrer Kritik mühſam gearbeitet, und die in den Legenden enthaltenen Falſchheiten gründlich bemerket haben.

Priſz. O! ich werde mir auch keine Mühe zuviel ſeyn laſſen; ich werde einen Heiligen nach dem andern, ohne einen auszulaſſen, hernehmen; eines jeden Heiligen alle ſeine Lebensumſtände in Fragen und Antworten bringen, bei einer jeden Antwort den Beweis beiſetzen, das iſt, alle zitiren, die ſchon das nämliche vor meiner geſchrieben haben, und zuletzt bei einem jeden Heiligen den Schluß machen,

chen, daß jeder Mensch verpflichtet sey, demselben in allem ohne Ausnahme nachzufolgen.

Biblioth. Ihr Werk wird auf viele Bände hinaus laufen.

Prisz. Das wüßte ich eben nicht warum?

Biblioth. Darum, weil die Heiligen, wie sie im Kalender angeführet werden, schon so viele sind. Nun hat jede Provinz, jeder geistliche Orden, jeder Stand viele besondere Heilige; betrachten sie also, auf wie viele unzählige Bände ihr Werk wird hinausgehen müssen.

Prisz. Meinetwegen auf 40 Bände. Ich bin erst 35 Jahr alt, fester Komplexion, kann leicht 75 Jahre alt werden; kömmt also auf jedes Jahr ein Band; denn zu thun hab ich sonst nichts.

Biblioth. Ich wollte mich ja aber lieber, wenn ich in ihrer Stelle wäre, auf seelsorgliche Verrichtungen, und auf Lesung gutes zur Seelsorge dienlicher Bücher verwenden.

Prisz.

Prisz. Das ist bei mir schon vorbei; ich habe mich zwar zur Seelsorge so gut gemeldet, wie andere; denn ich bin gesund und stark, und könnte unter meinen Pfarrkindern, wenn die Pfarre auch noch so groß wäre, trotz anderen herumsteigen. Aber beim Konsistorium — nun! wir wissen, wie's zugeht — bin ich auf immer für untauglich erkläret worden. Ich habe geglaubt, ich muß den Kursor, wie er mir das Dekret gebracht hat, niederschlagen. Habe mich aber gefaßt, und jetzt sehe ich, daß mich der Himmel eben zu der Arbeit, die ich vorhabe, aufbehalten wollte; denn jetzt habe ich Zeit zu schreiben.

Biblioth. Hören sie; man muß nicht alles gleich für einen göttlichen Beruf halten. Man muß die Sache bis auf weitere Uiberlegung verschieben.

Prisz. Nein, nein! ich laß es wohl bleiben, diesen Beruf im mindesten zu verschieben. Der heilige Felix hat seinen Beruf auch so lange verschoben, bis ihn zween Ochsen haben darauf mahnen müssen, die ihn nämlich aus

göttlichem Verhängniß zu Boden gestossen, und ihn also bewogen haben, auf der Stelle seinem Herrn den Dienst aufzusagen, und Kapuziner zu werden. Wenn sie aber glauben, daß ich mich bei Ausarbeitung meiner Legende kürzer fassen solle; nun diesem Rathe will ich schon folgen.

Biblioth. Kurz und gut wäre immer das Beste; aber eben auf das kömmt's an, daß ein Werk gut werde.

Priez. Nun, deßwegen habe ich mir ja die Freiheit genommen, mich hieher zu begeben, ihnen meinen Vorsatz zu entdecken, und von ihnen als einem gelehrten Manne, und alten Kenner der wahren Quellen, woraus man schöpfen kann, mich Raths zu erholen. Wie wäre es denn, wenn ich von einem jeden Heiligen nur soviel schrieb, was von einem jeden auf den sogenannten Monatheiligen, die bei Bruderschaften und Kongregazionen ausgetheilet wurden, geschrieben stand.

Biblioth. Nachdem ſie ſich mir ſchon anvertrauen, und doch werden haben wollen, daß ich als ein ehrlicher Mann aufrichtig reden ſolle; ſo müſſen ſie nicht zörnen, wenn ich ſage, daß ſie auch hierüber für einen Thoren werden ausgeſchrieen werden.

Prisz. Das achte ich nicht; für einen Thoren bin ich ſchon öfter gehalten worden. Das iſt einigen Heiligen auch geſchehen, und ſie ſind ſich ſelbſt darum ausgegangen. Hat nicht der heilige Johannes von Gott (wie Ribadeneira alles haarklein erzählet) durch innerlichen Geiſt angetrieben, und aus Begierde, als wahnſinnig behandelt zu werden, zu Granata ſich auf den größten Platz der Stadt begeben, dort ſich in einer Kothlacke herumgewalzen, den Kopf mehrmal ganz in einen Miſthaufen geſteckt? Iſt er nicht ſodann voll vom Unflath, welchen die loſen Buben mit Kothwerfen an ihm noch vermehret haben, und mit Bitte um Schläge durch alle Gäſſen herumgelaufen, damit er nur für einen Narren gehalten werde; wie er denn auch gleich in das Tollhaus gebracht worden iſt? Hat er nicht auch ſodann

im Tollhauſe, wo man ihn nur hat ſäubern, und gelinde zu recht bringen wollen, die Krankenwarter mit ſo tollen Gebärden, und ſo biſſigen Reden, und ſo lange durch drey ganze Monate gehetzet, daß ſie ihn gebunden, derb abgeprügelt, und ihm einmal gar eine Porzion von tauſend Streichen, wobei einem jeden unmirackuloſen Menſchen die Seele ausgefahren wäre, tüchtig angemeſſen haben. Wegen Chriſtus vor der Welt für einen Thoren gehalten zu werden, muß ein eifriger Chriſt nicht achten.

Biblioth. Mein beſter Prisilian! Unternehmungen, die noch ſo richtig nach der Vernunft, nach dem wahren Geiſt des Evangeliums, nach den richtigſten Grundſätzen, nach dem allgemeinen Beſten abgemäſſen ſind, werden oft von Unverſtändigen und Kurzſichtigen für Thorheiten gehalten; und da bin ich verſtanden, daß man ſich hiedurch nicht irre machen laſſen ſolle, rechtſchafene Unternehmungen fortzuſetzen. Aber daß man wirkliche tolle Streiche begehen ſolle, um für einen Thoren gehalten zu werden, und daß dieſes heiße we-

wegen Christus zum Thoren werden, das wird keiner sagen, der vom Geiste des Evangeliums, und von der Sittlichkeit einen ächten Begrif hat. Die Demut, das Bekenntniß seiner Fehler, und alle andere Tugenden bekommen in einem vernünftigen, wohlständigen, und gesitteten Betragen bessere Richtung, als in einer Kothlacke. Eine bescheidene und vorsichtige Uiberwindung der Beschwerden, die sich immer bei Ausführung guter Handlungen ergeben, ist auch verdienstvoller, nützlicher, und sowohl dem vernünftigen Menschen, als der guten Sache mehr angemässen, als sich für einen Thoren auszugeben, und sich derb abprügeln zu lassen.

Prisz. Also das billigen sie mir auch wieder nicht, daß ich meine Legende nur gerade nach den Monatheiligen einrichten solle?

Biblioth. Ich kann es nicht billigen; denn die sogenannten Monatheiligen sind nichts, als Auszüge vieler Thorheiten und falscher Mirakel, die in grösseren Legenden enthalten sind.

Prisz. So glauben ſie an die Mirakel nicht, die in den Legenden enthalten ſind? Sind nicht alle durch ſo viele Zeugen beſtättiget worden?

Biblioth. Mein lieber Pater! zur Zeit des Kartouche —

Prisz. O! das war ein Hauptſpitzbub in Frankreich, und kein Heiliger.

Biblioth. Geduld, zur Zeit des Kartouche ließ ſich zu Elbeuf bei Rouen ein beſonderer Menſch ſehen. Er gab vor, er ſey von der adelichen Familie des heiligen Hubertus.

Prisz. Hubert, Hubert! das iſt was anderes, der war ein groſſer Heiliger. Wenn er den zum Vettern gehabt hat, da hat er leichs Mirakel wirken, und auch ein Heiliger werden können.

Biblioth. Er war gut gekleidet; hielt ſich Bediente; ſchien recht gut bei Mitteln zu ſeyn; gab häufig Almoſen; war in der Kirche ſittſam

ſam und andächtig, und kam in Ruf, daß er nur aus Liebe zu Gott und dem Nächſten herumirre, weil Kraft des Rechtes ſeiner Geburt auch ſeinen Händen die himmliſche Gnade zu Theil geworden, alle Krankheiten durch Anrühren zu heilen. Dieſer Ruf brachte aus allen Gegenden Leute herbei; welche entweder geheilet werden, oder Zuſeher und Bewunderer dieſer mirakuloſen Wirkungen ſeyn wollten. Er rührte keinen Kranken an, der nicht vorher beichtete, und das heilige Abendmahl nahm.

Prioz. Eben hiedurch hat er am ſicherſten bewieſen, daß er ein Heiliger und wahrer Wundermann ſey, und hiedurch hat er am geſchwindeſten auch den Philoſophen das Maul geſtopfet, daß ſie ſeine Wirkungen nicht weis Gott was für natürlichen Kräften haben zuſchreiben können.

Biblioch. Einige wollten wirklich ſo philoſophiren; die Frommen aber ruften Mirakel über Mirakel; und wirklich wurden viele wunderbar geheilet.

berichtet. Sehen ſie, daß man nicht ſogleich alles für Mirakel halten müſſe.

Prioz. Aber bei den Mirakeln der Heiligen iſt man niemal auf ſolche Streiche gekommen, ſondern ſie ſind von ſo vielen Zeugen beſtättiget, und bei den Heiligſprechungen anerkannt worden.

Biblioth. Mein lieber Pater! ſie ſcheinen mir noch nicht geleſen zu haben, was auch unter uns Katholiken die gelehrteſten und frömmſten Männer von Mirakeln der Heiligen geſchrieben haben. Haben ſie des Muratorius ſeine Werke nicht geleſen?

Prioz. In meinem Leben nicht; ich kenne ſie gar nicht.

Biblioth. Haben ſie des Lanoy ſeine Werke nicht geleſen?

Prioz. Die kenne ich auch nicht.

Prisz. Das habe ich mir ehe eingebildet. Es iſt viel, wenn ihn das Volk nicht gleich lebendig auf den Altar gehoben hat.

Biblioth. Er wurde gehoben, aber auf das Rad.

Prisz. Auf was für ein Rad?

Biblioth. Auf das Rad des Scharfrichters; denn er wurde lebendig gerädert.

Prisz. Gehn ſie! jetzt haben ſie ſich auch einmal nicht recht beſonnen. Damal war ja ſchon in Frankreich alles katholiſch; damal wurde keiner mehr wegen der Mirakel ein Martyrer.

Biblioth. Er wurde auch ..in Martyrer der Wahrheit, ſondern er wurde als Hauptſpitzbub und der laſterhafteſte Anhänger des Kartouche, welcher mit ſeiner Bande in wehrender Zeit der Mirakelwirkung bei Verübung der loſeſten Streiche unbemerkt blieb, hingerich-

Biblioth. Ja, ja! katholiſche Bücher ſind es, und ihre Verfaſſer waren gelehrte von allen Verſtändigen geſchätzte Katholiken.

Prisz. Da müßte ich mich erſt bei einem Jeſuiten anfragen; denn die waren unſtreitig die Gelehrteſten; und wenn mir ein Jeſuit einen von denen verdächtig macht, die ſie mir genennet haben; ſo haben ſie mir denſelben umſonſt genennet.

Biblioth. Mein guter Prisz̃ilian! ehe man noch von Jeſuiten etwas wußte, hat es ſchon in jedem Fache gründlich gelehrte, und in der katholiſchen Kirche geſchätzte fromme Männer gegeben. Aber ich werde ſie auch zu Büchern führen, die Jeſuiten zu Verfaſſern hatten, und worinn das nämliche anzutreſen iſt, was ich ihnen ſagte. Ich ſehe ſchon, ich muß ihnen vom Grunde die Luſt, eine Legende zu ſchreiben, aus dem Leibe hinauskuriren, weil ſie ſich mir ſchon einmal vertrauet haben.

Prisz. Aber eines bitte ich mir aus, Herr Bibliothekar! ich kann vor Müdigkeit keinen

Fuß

Fuß mehr rühren. Sie müssen schon gewohnt seyn, immer so auf und ab zu gehen, ja sie laufen recht dabei, so daß ich kaum nachkomme.

Biblioth. Nun wir können uns ja niedersetzen. Setzen wir uns!

Prisz. Gott sey Dank!

Biblioth. Hören sie; die erste Absicht bei einem ehrlichen Manne, der also auch mit der Religion und mit seinen Nebenmenschen in Ansehung der Religion jederzeit ehrlich umgehen wird, muß seyn, die Wahrheit zu schreiben. Guibert Abt von Nogent, welcher vor 600 Jahren lebte, hätte auch eine Legende schreiben sollen; allein er lehnte sogleich diese Arbeit von sich, weil er an dem Verlust der ächten Urkunden, an der Unwissenheit in denen Dingen, welche zur Kenntniß der Umstände der Materie, die man abhandeln will, erfoderlich wären, an den nachlässigen, unrichtigen, und mit Fabeln und Lügen angefüllten Ueberlieferungen, und an den Arbeiten seiner

Vor-

Vorfahrer, die in Zeiten des Verfalls der Wissenschaften mit schlechtem Geschmacke, mit dummer Leichtgläubigkeit, und mit übel angebrachtem Eifer für die Ehre Gottes eine Menge Unsinn dahin geschrieben haben, so viele Schwierigkeiten antraf.

Prisz. Haben doch der P. Kochem, Ribadeneira, und mehrere Verfasser der Legenden, die unter dem Volke herumgehen, alle diese Schwierigkeiten überwunden.

Biblioth. Ganz und gar nicht, mein lieber Pater. Die Legendenschreiber dieser Gattung haben eben am meisten nur jenen Unsinn nachgeschrieben, und sich wenig um die Wahrheit bekümmert. Nur eine Menge Mirakel, und eine Menge solcher Handlungen, die man ohne Vernachlässigung seiner Hauptpflichten, und ohne Verläugnung des göttlichen Vernunftlichtes nicht nachahmen könnte, den Leuten vor die Augen zu legen, war ihr Endzweck. Ich will so billig seyn, und will es ihnen nicht zur Bosheit, sondern zur Dummheit rechnen, da sie wie die Vorfahrer ihrer Klasse

geglaubt haben, mit ſolchen Lebensbeſchreibungen Gott und den Heiligen einen Dienſt zu erweiſen.

Prisz. Das iſt aber doch wahr, daß die Leute damal eine beſſere Religion gehabt haben.

Biblioth. So rechnen ſie Betrug und Lüge zur Religion, oder zu einem nothwendigen Mittel, unſere Religion zu befeſtigen? Merken ſie wohl, unſere Religion, deren Unterſcheidungszeichen die Wahrheit iſt, welche den, der die Wahrheit iſt, zu ihrem Stifter hat, hat dieſer befohlen, Märchen aufzuſchreiben, und dem Volke vorzuſagen? Die Heiden hatten nothwendig, ihre Religion mit Fabeln von Göttern und Halbgöttern zu unterſtützen. Sie erhielten ſich freilich hiedurch auch lange Zeit; allein fiel nicht die heidniſche Religion bei der mit Verbreitung des Evangeliums zunehmenden Aufklärung eben deßwegen zuſamm, weil ſie auf Fabeln und Unſinn gebauet war? Sehen ſie, daß Fabeln einer Religion keine Feſte, keine Dauer geben, und daß eben die Legendenſchreiber, und die ihnen ähnlichen

Prediger und Seelsorger so viele unserer Religion lau und wankend gemacht haben, weil das Fabelhafte und Unsinnige endlich zu auffallend, und zu eckelhaft wurde, und statt dessen von denjenigen, deren Amt es gewesen wäre, den Leuten nichts besseres vorgeleget wurde, durch welches sie auf das Wahre und Einfache der natürlichen und evangelischen Vorschriften wären aufrichtig zurückgeführet worden.

Prisz. In der Natur und im Evangelium steht freilich nichts von Legenden. Es hätten also auf diese Weise gar keine Legenden sollen geschrieben werden.

Biblioth. Mein Pater Priszilian! die ganze Natur ist eine Legende, aus der wir täglich die Werke Gottes, und das, was aus der Natur, guter Menschenhandlungen gutes, und aus der Natur böser Menschenhandlungen böses folget, entnehmen können. Die heilige Schrift ist gleichfalls eine Legende, welche uns die nothwendigen Glaubens- und Sittenlehren, die wahrhaftesten Thaten, und die richtigsten

Nach-

geglaubt haben, mit ſolchen Lebensbeſchreibungen Gott und den Heiligen einen Dienſt zu erweiſen.

Prieſt. Das iſt aber doch wahr, daß die Leute damal eine beſſere Religion gehabt haben.

Biblioth. So rechnen ſie Betrug und Lüge zur Religion, oder zu einem nothwendigen Mittel, unſere Religion zu befeſtigen? Merken ſie wohl, unſere Religion, deren Unterſcheidungszeichen die Wahrheit iſt, welche den, der die Wahrheit iſt, zu ihrem Stifter hat, Hat dieſer befohlen, Märchen aufzuſchreiben, und dem Volke vorzuſagen? Die Heiden hatten nothwendig, ihre Religion mit Fabeln von Göttern und Halbgöttern zu unterſtützen. Sie erhielten ſich freilich hiedurch auch lange Zeit; allein fiel nicht die heidniſche Religion bei der mit Verbreitung des Evangeliums zunehmenden Aufklärung eben deßwegen zuſamm, weil ſie auf Fabeln und Unſinn gebauet war? Sehen ſie, daß Fabeln einer Religion keine Feſte, keine Dauer geben, und daß eben die Legendenſchreiber, und die ihnen ähnlichen

Prediger und Seelsorger so viele unserer Religion lau und wankend gemacht haben, weil das Fabelhafte und Unsinnige endlich zu auffallend, und zu eckelhaft wurde, und statt dessen von denjenigen, deren Amt es gewesen wäre, den Leuten nichts besseres vorgeleget wurde, durch welches sie auf das Wahre und Einfache der natürlichen und evangelischen Vorschriften wären aufrichtig zurückgeführet worden.

Prisz. In der Natur und im Evangelium steht freilich nichts von Legenden. Es hätten also auf diese Weise gar keine Legenden sollen geschrieben werden.

Biblioth. Mein Pater Priszilian! die ganze Natur ist eine Legende, aus der wir täglich die Werke Gottes, und das, was aus der Natur, guter Menschenhandlungen gutes, und aus der Natur böser Menschenhandlungen böses folget, entnehmen können. Die heilige Schrift ist gleichfalls eine Legende, welche uns die nothwendigen Glaubens- und Sittenlehren, die wahrhaftesten Thaten, und die richtigsten

Nach-

Nachahmungsregeln zur Erfüllung unſerer Pflichten, und Erwerbung der Seligkeit dergeſtalt an Hand giebt, daß wir ſie für das Hauptbuch unſerer Religion anſehen müſſen. Ich ſage nicht, daß die Geſchichte der Heiligen niemal hätte aufgezeichnet werden ſollen. Allein dasjenige Wahre, was davon verlohren gegangen, mit Lügen zuerſetzen, ſogar Heilige und Mirakel zuerdichten, dem einen Heiligen von dem andern ſeine Thaten und Mirakel abzuborgen, das heißt von der Straſſe der Wahrheit und des Einfachen zu weit hinweggehen, und verurſachen, daß viele bei Entdeckung des Betruges auch das Wahre nicht mehr glauben wollen. Wahrheit, Wahrheit, mein Pater Priszilian! iſt das Fundament der vom Chriſto geprediget Religion, und ein Legendenſchreiber, der nicht die Wahrheit zur Hauptabſicht hat, iſt ein Marktſchreier und Quackſalber, der auf einige Zeit zwar viele Unverſtändige hintergehen, und verderben kann, zuletzt aber ſelbſt als ein unverſchämter Betrüger, oder als ein toller Narr von der Bühne hinabgejagt wird.

Prisz. Sie machen mir eine schöne Lust zum Legendenschreiben. Ich glaube aber doch, sie übertreiben die Sache. Nach dem, was sie sagen, hätten also die Legendenschreiber für den einen Heiligen bei dem anderen die Mirakel zu lehnen genommen, oder erbettelt?

Biblioth. Nichts anderes ist bei mehreren Lebensbeschreibungen geschehen. Halten sie nur den Stock des heiligen Petrus mit dem Stock des heiligen Gregorius Thaumaturgus zusamm; sehen sie auf die Heiligen hin, deren mehrere ihre abgehauenen Köpfe unter den Armen getragen haben. Sie werden bei mehreren Handschuhe oder Mäntel finden, welche an einem Sonnenstrahl aufgehenkt wurden. Ins Meer geworfene Kirchenschlüssel, welche wieder hervorgekommen; in Flüsse geworfene bischöfliche Ringe, welche von Fischen verschlungen, und wieder ausgespieen worden, treffen sie auch bei mehreren Heiligen an. Ich wollte ihnen eine ganze Beschreibung solcher Mirakel und Thaten machen, die in den Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen auf vollkommen gleiche Art angeführet werden.

Prisz. Kann denn aber das nicht seyn, daß in den guten so wie in den bösen Handlungen einige sich gleich kommen? ereignet sich das nicht alltäglich?

Biblioth. Mein Freund! es ist nicht die Frage, ob Leute in Handlungen sich gleich seyn können, sondern ob sie sich hierinn so durchaus gleich waren; und dieses muß durch unwiderlegliche Zeugnisse erwiesen seyn; denn Thaten müssen bewiesen werden. Fehlen die Beweise, so ist auch kein Grund, das sogleich für richtig zu halten, was von den Leuten gesagt wird. Dieses ist nun um so mehr in Ansehung längst verstorbener Heiligen und der Mirakel wahr; denn das werden sie mir ja doch zugeben, daß heroische Tugenden und Mirakel nicht so, wie gemeine Handlungen sind?

Prisz. Auf diese Weise glauben sie also vielleicht auch die Lebensbeschreibung nicht, die unser Pater Senior von dem heiligen Donat herausgegeben hat, dessen heiligen Leib wir unlängst von Rom erhalten haben?

Biblioth.

Biblioth. Mit den Lebensbeſchreibungen dergleichen Heiligen kommen ſie mir eben recht. Sind nicht dieſe Heilige ſo unbekannt, daß man nicht einmal ihre Namen weis; und werden ſie nicht eben deßwegen erſt nach der Ausgrabung ihrer Körper zu Rom mit willkürlichen Namen getauft? Wenn man nun nicht einmal den Namen weis, den ſie in ihrem Leben geführet haben; wenn Niemand wiſſen kann, wer ſie eigentlich geweſen; wie kann man denn mit Wahrheit und Aufrichtigkeit von ihnen eine ganze Lebensbeſchreibung machen? Leider hat man von ſolchen Heiligen, wenn ſchon in Jahrbüchern der Kirche andere Heilige gleichen Namens vorkommen, eben aus den Lebensbeſchreibungen dieſer, die Lebensbeſchreibungen jener zuſammgeſtoppelt, oder wenn in älteren Jahrbüchern keine Heilige gleichen Namens anzutreffen waren, ein ganz neues Leben geſchmiedet. Wahrheit, Aufrichtigkeit muß immer die erſte Abſicht bei jeder Geſchichte, und hiemit noch mehr bei ſolchen Geſchichten ſeyn, die zur Ehre der ewigen Wahrheit, und zur Ehre deren, die die

Martyrer und Bekenner der Wahrheit geweſen ſind, gereichen ſollen.

Prisz. Ich wollte ihnen noch zulaſſen, daß in Anſehung der alten Heiligen manches nicht mehr erwieſen werden kann; aber bei den neuen Heiligen haben wir unwiderlegliche Zeugniſſe von ſolchen Schriftſtellern, die mit den Heiligen gelebet haben. Deßwegen, unter uns geredet, habe ich auch immer auf die neuen Heiligen mehr, als auf die alten gehalten.

Biblioth. Sie werden nicht wiſſen, daß Fleury ſeine Kirchengeſchichte vom Jahre 600 ſo anfanget: **Die ſchönen Tage der Kirche ſind verſtrichen.**

Prisz. Wer iſt der Fleury?

Biblioth. Kennen ſie dieſen auch nicht? Ich werde ihnen die Betrachtungen leihen, die er über die Kirchengeſchichte geſchrieben, und die in das Deutſche überſetzet ſind; denn ſie würden ſich vielleicht nicht bequemen, ſeine Kirchengeſchichte ſelbſt zu leſen. Schon aus die-

dieſen Abhandlungen werden ſie entnehmen, wie in den Zeiten der verfallenen Wiſſenſchaften, der Kreuzzüge, der mit Feuer und Schwerd unternommenen Bekehrung oder vielmehr Zernichtung der Ketzer, der veränderten Kirchenzucht, der auf das Zeitliche ausgedehnten geiſtlichen Macht, der Vervielfältigung neuer Mönchsorden auch ganz neue Helden hervorgekommen ſind, die aber Fleury * mit den Heiligen der vier erſten Jahrhunderten der Kirche nicht zuſammenreimen kann, und verzeihen ſie mir, daß ich ihnen als einem Ordensmanne dasjenige wörtlich ſage, was Fleury von den Ordensſtiftern geſagt hat: **Wenn nicht die meiſten Erfinder der neuen Orden** (ſind ſeine Worte) **heilig geſprochen wären; ſo könnte man vermuthen, daß ſie ſich von der Eigenliebe haben verführen laſſen, und klüger als alle übrigen Menſchen haben ſeyn wollen. Man kann aber ohne Nachtheil ihrer Heiligkeit ihre Einſichten verdenken, und be-**

* Diſc. IV.

befürchten, daß ſie nicht etwa alles, was ſie hätten wiſſen ſollen, gewußt haben. *

Priez. Das heißt mit aller Höflichkeit ſagen, daß ſie bei aller Sehnſucht, in der Frömmigkeit ſich hervorzuthun, hübſch dumm waren, und nicht einmal gewußt haben, was zur wahren Heiligkeit gehöre.

Biblioth. Nicht doch mein lieber Pater! Fleury lobt immer das, was an den Ordensſtiftern und den neuen Heiligen zu loben iſt; nur mit übertriebenen Lobſprüchen, und mit erdichteten Thaten und Mirakeln ſchreibt er nicht ſo von ihnen, wie es ihre Legendenſchreiber oder ihre Lobprediger thaten.

Priez. Ich bleibe bei dem, was ich ſchon geſagt habe, daß diejenigen, die von den neuen Heiligen geſchrieben, in derer Leben beſſer, als in den Leben der alten Heiligen un-

* Diſc. VIII.

unterrichtet waren, daß ſie alſo auch mehr Wahres von den neuen, als von den alten Heiligen haben liefern können.

Biblioth. Nicht allemal ſind diejenigen Schriftſteller die aufrichtigſten, die am beſten unterrichtet ſind. Gewiſſe Verhältniſſe, in welche ein Schriftſteller, wegen Freundſchaft, Verwandſchaft, Nazion, gleicher Schullehre, gleichen Ordeninſtituts, und anderer Umſtände mit den Heiligen gebracht werden kann, können ihm auch die Aufrichtigkeit in dem, was er beſſer weis, als andere hemmen. Beides muß bei einem Schriftſteller zuſammkommen, Aufrichtigkeit, und ſicherer Unterricht; und wie ein ſicherer Unterricht die Begierde nach Wahrheit, die Neigung zum Einfachen, und in Rückſicht auf die zuprüfenden Thaten nicht nur eine gemeine gute Einſicht, ſondern eine beſondere Scharfſinnigkeit nebſt den nöthigen kritiſchen, diplomatiſchen, und antiquariſchen Kenntniſſen, und bei allem dem noch die genaueſte Sorgfalt, und eine mühſame Behutſamkeit vorausſetzet; weil ſonſt Urkunden, Zeugen, und eigene Augen betrügen können;

ſo muß die Aufrichtigkeit von Eigenliebe, Eigenutz, Partheilichkeit, unächtem Religionseifer, allen Nebenabſichten, und leidenſchäftlichen Geſinnungen in der weiteſten und unzugänglichſten Entfernung ſtehen.

Priez. O! wenn ſie dieſes alles fodern; ſo iſt gar keine Geſchichte richtig; ſo muß man die weltlichen Geſchichtsbücher auch alle hinwegwerfen.

Biblioth. Mein lieber Pater! dieſem übereilten Urtheile habe ich folgende Bemerkungen entgegen zu ſetzen. Richtig wird auch zu einem getreuen weltlichen Geſchichtſchreiber alles dieſes erfodert, und deßwegen iſt auch unter den weltlichen Geſchichtſchreibern der eine ſchätzbarer als der andere. Die alten Urkunden der weltlichen Geſchichte aber, ſo wie überhaupt die profanen Bücher ſind unverdorbener geblieben, als die Urkunden der Heiligen.

Priez. Wie beweiſen ſie das?

Biblioth. In den Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern und unglaubigen Barbaren gieng es ja nicht über die weltlichen Urkunden, nicht über die weltlichen Wissenschaften her, sondern über die Christen und ihre Religionsschriften. Bei hergestelltem Frieden der Kirche wurden die gut geschriebenen weltlichen Geschichtbücher auch nicht so sehr angefochten, sondern vielmehr von den christlichen Landesfürsten und Gelehrten forthin in Ehren gehalten, und wohl bewahret. Bei dem Verfalle der Wissenschaften blieben zwar gut geschriebene profane Bücher in Ruhe, aber eben deßwegen außer der Gefahr, so verfälscht zu werden; denn die Geistlichen, die damal die einzigen Lehrmeister waren, setzten ihre Wissenschaft in lauter aszetischen Grillen, in skolastischen Spitzfindigkeiten, und in der schwärmerischen Begeisterungskunst. Um profane Bücher bekümmerten sie sich nicht viel.

Priez. Geistliche haben sich auch in profanen Büchern gar nicht umzusehen. Haben sie nie gelesen, wie der heilige Hieronimus, der sogern den Cicero und Plautus gelesen, weil

er

er an den ungeſchickten Redarten der Prophe-ten (wie es Ribadeneira recht ſchön bemerket) Eckel hatte, noch bei lebendigem Leib vor den Richterſtuhl Gottes gefodert, hierüber ausgefilzet, ſtatt eines Chriſten ein Ciceronianer genannt, und endlich gleich in Gegenwart des göttlichen Richters dergeſtalt dick und dicht zergeißelt worden, daß er, wie er aus dem Schlafe und aus der Entzückung zu ſich gekommen, ſeine abgebläute Schultern noch gefühlet hat. Fein ſauber hat er das weltliche Bücherleſen bei Seite gelaſſen. Poeten leſen kann Gott bei einem Geiſtlichen ſchon gar nicht leiden. Deſiderius Biſchof von Frankreich, der ſich auch ſo ſehr auf die weltlichen Bücher, und beſonders auf die Poeſie verlegte, hörte gleich von dem heiligen Papſt und Kirchenlehrer Gregorius: **Gottes und Jupiters Lob reimen ſich nicht in einem Munde.** Es war alſo der Wille Gottes, daß die weltlichen Bücher von den geiſtlichen ſollten in Ruhe gelaſſen werden; und wer weis, wenn Gott nicht mit ſeiner auſſerordentlichen Gnade ſogleich vor ſeinem eigenen Richterſtuhle dem heiligen Hieronimus ſo tüchtige Stöſſe und

Schlä-

Schläge hätte herabmessen lassen, ob Hieronimus nicht durch die weltlichen Bücher wäre verführet worden, die weltliche Schreibart anzunehmen.

Biblioth. O mein Pater! eben die weltliche Schreibart war die Ursache, daß sich die guten profanen Bücher bis auf diese Zeit in ihrem ganzen Werthe erhalten haben. Lassen sie sich hierüber aus dem Melchior Kanus * etwas vorlesen, was ich unter meinen Notaten da eben bei Händen habe. Melchior Kanus war katholisch, Dominikaner und Bischof

Prisz. Schon wieder einer, den ich nicht kenne.

Biblioth. Von den weltlichen Schriftstellern kann man die Aufrichtigkeit, Glaubwürdigkeit, und natürliche Redlichkeit hochschätzen. Einige unter ihnen sind entweder durch eine uneigennützige Lie-

* Loc. theol. l. II. c. 6.

Liebe zur Wahrheit, oder durch eine gewissenhafte anständige Schamhaftigkeit bewogen worden, einen solchen Abscheu vor Lügen zu bezeugen, daß es uns zur Schande gereicht, daß heidnische Schriftsteller zuverlässiger und wahrhafter sind, als die von unserer Religion. Ein Diogenes Laertius ist weit richtiger und gewissenhafter in denen Lebensbeschreibungen der Weltweisen, die er verfertiget, als die meisten unserer christlichen Schriftsteller in den Lebensbeschreibungen der Heiligen. Ein Suetonius ist aufrichtiger und freier, und zeiget weniger Leidenschaft in seinen Leben der Kaiser, als unsere Schriftsteller in den Lebensbeschreibungen der Martyrer, der Jungfrauen, und der Bekenner des Glaubens. Diese Heiden suchen die Fehler nicht zu verstecken, die sie an denen rechtschafenen Leuten finden, von welchen sie reden, und verschweigen auch die scheinbaren Tugenden nicht, die sie an den Bösen entdecken. Aber die meisten unserer Schrift-

ſteller laſſen ſich faſt gänzlich von Leidenſchaft und Vorurtheil die Feder führen, und treiben die Freiheit zu erdichten ſo weit, daß man beinahe noch mehr Eckel als Scham dabei empfindet. Solcher Leute Schriften ſind der Kirche nur zur Laſt, verſchaffen ihr aber keinen Nutzen. Man kann diejenigen unmöglich rechtſchafene Leute nennen, welche den Leſer durch ihre Schriften von freien Stücken hintergehen, und die Wahrheit, die ſie erkennen, verſtellen. Nichts iſt gerechter, als die Klage des Vives über die fabelhaften Geſchichten, welche man in der Kirche eingeführet; und man hat groſſe Urſache, diejenigen zu verdammen, welche durch andächtige Lügen der Kirche einen Dienſt oder eine Ehre zu erweiſen geglaubt haben; denn anſtatt, daß ihre Arbeit zur Ehre Gottes und der Heiligen gereichen ſollte, welches doch ohne Zweifel ihre Abſicht geweſen; ſo verlieren ſie vielmehr alle Glaubwürdigkeit bei vorſichtigen und vernünftigen Leuten ſelbſt in

An-

Anſehung desjenigen, was ſich noch Wahres unter ihren Erdichtungen befinden mag.

Prisz. Das iſt ſtark! Wenn das nicht ein Biſchof und ein Dominikaner geſagt hätte; ſo hätte ich geglaubt, ein Ketzer hätte es geſchrieben. Wie dem Herrn Bibliothekar aber gleich alle Bücher einfallen, die ihm zu ſeiner Sache tangen, und wie ſie ganze Stellen auswendig wiſſen. Sie gleichen dem heiligen Antonius ebenfalls Dominikanerordens, welcher in den heiligen Orden aufgenommen worden, weil er die ihm geſetzte Bedingniß zur Erſtaunung aller erfüllet, und ein jedes Geſetz des juris Canonici von Wort zu Wort herzuſagen gewußt hat. Der Teufel hat zwar auch ein gutes Gedächtniß; denn aus dem Munde des Mädchens, aus welchem er vom heiligen Norbert Biſchof zu Magdeburg mit harter Mühe ausgetrieben wurde, ſagte er von Wort zu Wort das hohe Lied Salomons aus göttlicher Schrift daher, und zwar anfangs in lateiniſcher, und hernach in deutſcher Sprache.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! ich bin ihnen für dieſes Kompliment verbunden; ich kann mir nun auserwählen, was ich will, eine heilige oder eine teufliſche Gedächtniß.

Prisz. Bitte um Verzeihung. Des teufliſchen guten Gedächtniſſes habe ich nur Amerkungsweiſe erwähnet.

Biblioth. Sie mengen mir in wehrender Zeit, als ich ſie von den Fabeln der Legenden überzeugen will, immer Faxen aus den Legenden darein. Antonius ſo wenig, als ich, hatte ein mirakuloſes Gedächtniß. Er wird ein auſſerordentlich gutes Gedächtniß gehabt haben. Das war ſchon genug zu ſeiner Empfehlung. Bleiben wir dabei ſtehen, ohne ſolche Eigenſchaften auf den Ambos der Mirakelſchmiede zu legen. Ich rechne mein Gedächtniß zu keinem Mirakel, ſondern zur Gnade, die mir von meinem Schöpfer und durch die von mir pflichtmäſſig unternommene Übung zu Theil geworden. Gehn wir alſo zurück auf die Schreibart der weltlichen Schriftſteller, die von Legendenſchreibern ſo ſehr unterſchieden iſt, und

zur

zur Dauer der weltlichen Geſchichte noch beitragen wird, wenn ſo viele Legenden ſchon längſt im Stampfe werden gelegen ſeyn. Der heilige Paskaſius Ratbert * aus dem neunten Jahrhundert ſagt: **Es iſt eine Schande, daß die Aſche und Gebeine der Heiligen in Gold und Edelgeſteinen aufbehalten, ihre Thaten und Tugenden aber in häuriſcher und rauher Schreibart erzählet werden.**

Priez. Jetzt will man freylich alles im Hochdeutſchen haben, und die Normalſchulbuben haben ſich neulich unterſtanden, unſeren Pater Prediger zu kritiſiren. Das könnte mich am meiſten vom Legendenſchreiben abhalten. Aber verzeihen ſie mir mit ihrem Vorzuge, den ſie den weltlichen Geſchichtſchreibern vor den Legendenſchreibern geben; hat nicht ein weltlicher Geſchichtſchreiber das widerſprochen, was der andere weltliche Geſchichtſchreiber angeführet hat? Bei den Legendenſchreibern iſt aber durchaus mehr Einſtimmigkeit. Sehen ſie, daß von

* In vita Ruſini & Valerii

von dieſer Seite mehr Zeugen und mehrere Proben für die Wahrheit ſind.

Biblioth. Ich habe dem Pater ſchon geſagt, wie behutſam auch in Anſehung der weltlichen Geſchichtſchreiber vorgegangen werden müſſe. Daß ein weltlicher Geſchichtſchreiber gleich Gegner gefunden, das hat eben die weltliche Geſchichte in Ordnung und Richtigkeit gebracht. Der mit ſeinen Gründen bei der Kritik am beſten auslangte, deſſen Geſchichte erhielt das Feld. Allein bei den Legenden hat einer dem anderen das Geſchriebene abgeborget. Leider waren die meiſten lange Zeit einſtimmig, weil ſie gleiches Geiſtes waren, im fortwehrenden Verfalle der Wiſſenſchaften, und bei der Herrſchung der ſchlechteſten Grundſätze lebten, gleiche elende Begriffe aus gleicher elenden Erziehung erhielten, und vom unächten Religionseifer, von der Neigung zum frommen Betrug, von Eigenliebe, Eigennutz, und ſolchen Nebenabſichten gleich eingenommen waren. Es haben ſich zwar endlich auch katholiſche Gelehrte und Ordensmänner, Männer von groſſen Würden über die geiſtliche Geſchichte, und

gegen die Lebensbeschreibungen hervorgethan; allein sie drangen nicht so leicht durch, wie die weltlichen Geschichtschreiber. Sie wurden von Mönchen, Bethbrüdern, und Schwachköpfen verdächtig gemacht, wo nicht gar als Ketzer ausgeschrieen. Wie hätte nun ihre Arbeit in der Kirche einen Gemeinnutzen leisten können? wie hätten sie zur besseren Belehrung des Volkes etwas beitragen können, da sie nicht unter das Volk kam, für dasselbe nicht eingerichtet war, und von denjenigen, die bei der Dummheit des Volkes ihre Vortheile zohen, fleißig verhindert wurde, daß auch nicht einmal Auszüge davon gemeinen Leuten vor die Augen kommen sollten. Haben sie nichts gehöret, nichts gelesen von dem rechtschafenen Pater Roman Schad Benediktiner zu Kloster Banz, was er für Verleumdungen bei den Augspurgerkritikern, die das Reich der Dummheit mit aller Gewalt erhalten wollen, über seine verbesserte Legende zu erfahren gehabt hat? Er war für einen Bilderstürmer, für einen Verachter der Heiligen, für einen Feind der Mönche ausgeschrieen, und in Rücksicht auf

Re-

Religion und Sittlichkeit verdächtig gemacht worden.

Priez. Der iſt gewiß ein mißvergnügter Mönch!

Biblioth. Nun ſo redeten eben die Augſpurgerkritiker, aber ſehr dumm in die Welt hinein.

Priez. Bedanke mich gar ſchön; das geht alſo mich auch an?

Biblioth. Sie müſſen ſchon meinem gerechten Eifer, und der Sehnſucht, ſie auf beſſere Wege zu bringen, etwas zu gutem halten.

Priez. Nur zu, nur zu; mir ſchadet es nicht; ich kann ſchon was aushalten.

Biblioth. Wenn ſie einen Koch bekommen, der in Anſehung der Sauberkeit, des Geſchmackes, des Fleißes bei Herrichtung der Speiſen, und in Rückſicht auf gute, genußbare, und gedeihliche Speiſen das Konvent bedienen will;

wenn ſie einen Kellermeiſter bekommen, der ſtatt eines ungeſunden, ſauren Weines ihnen einen guten, geſunden, und unverfälſchten Trunk herzurichten weis; wird der als ein Feind des Koch = oder Kellermeiſteramtes, als ein Feind des Kloſters, als ein mißvergnügter Kloſterbruder ausgeſchrieen werden können?

Prisz. Mein beſter Herr Bibliothekar! ſie waren in keinem Kloſter, darum machen ſie ſolche Gleichnißen. So bald ſich bei uns ein ſolcher Koch oder Kellermeiſter hervorthäte; ſo hieß man ihn einen Galanteriekoch. Die anderen Sudelköche, deren ein jeder gröber iſt, als der Koch auf dem Berg Kaſſino, den der heilige Karolomanus erfahren hat, verfolgeten ihn bis auf's Blut, und die alten Patres ſelbſt würden mit vielem Murren ihre vorige Kloſterkoſt, und ihren vorigen Kloſtertrunk verlangen, weil vorher im Kloſter immer ſo und nicht anders geeſſen und getrunken worden. In dieſem Stücke iſt wirklich eine erſtaunliche Dummheit in unſeren Klöſtern.

Bibleoth. Sie mag nicht allein in Anſehung der Leibs- ſondern auch der Geiſtesnahrung ſeyn; und wer bei ihnen über eine elende Geiſtesnahrung mißvergnügt iſt, der wird wohl nach dem Urtheil der Klöſter der mißvergnügteſte Mönch heiſſen?

Prisz. Gott ſey Dank! wir ſind in unſerem Kloſter alle vergnügt. Bei der Nacht haben wir keinen Chor mehr; jeder könnte ſchlaffen ſo lange, bis Zeit zum Meßleſen iſt; wir frühſtücken nach der Meſſe; bethen ein wenig Brevier, weil kein Chor mehr iſt; gehen hernach um eilf Uhr zum Eſſen. Nach der Tafel kann man ſich unterhalten, wie man will; auch wieder ſchlaffen, oder jemanden beſuchen. Man hat alſo zu Hauſe oder auſſer demſelben ſeinen richtigen Jauſentrunk. Um ſechs Uhr iſt ſchon wieder das Nachteſſen, und hernach kann man ſchlaffen gehen, wann und wie man will. Die Penſion, Gott ſey Dank! erhalten wir richtig; darneben giebt es auch gute Leute, die einem die Aufhebung der Sammlung nicht viel merken laſſen. Ich wüßte nicht, warum ich mißvergnügt ſeyn ſollte? Wir leben beſſer, als

vor-

vorher; und auch von denen, deren Klöster schon aufgehoben, oder die schon auf die Seelsorge hinausgestellet sind, sind die meisten so vergnügt, daß ihnen nichts fataleres geschehen könnte, als wenn sie in die Klöster zurückgehen müßten; vielleicht wissen aber der Pater Golbhagen und die Augspurgerkritiker, daß der Pater Schad nur aus Desperazion schreibt.

Biblioth. Mir scheinet selbst, er desperire, daß die Augspurgerkritiker und Mönche von solchem Schlage in ihrem Leben zu besseren Begriffen, und zu einer ehrlicheren Verfahrungsart werden können gebracht werden. Er desperirt aber so wenig von der sicheren Frucht seiner Arbeit, als auch kein anderer desperiren, und deßwegen die Arbeit für die gute Sache aufgeben solle. Die Wahrheit des Herrn bleibt ewig. Nur Menschenwerke, wie Klöster und augspurgische Schriften sind, können, und werden vergehen. Bei aller Bemühung, in Augspurg so viel unsinniges Gezeug drucken zu lassen: und solches von dort aus in alle Welt zu verbreiten, um nur den Leuten die Binde vor den Augen zu befestigen, fällt doch

Diese Mönchsbinde bei den meisten schon von selbsten hinweg, die Aufklärung wächst, und bei dem gemeinsten Manne wird es täglich leichter. Das Uible, was man der Aufklärung anrechnet, und mit welchem man sich über das aufgeklärte Jahrhundert lustig machen will, wird entdecket, daß es vielmehr von den Feinden aller wahren und nützlichen Aufklärung herkömmt, und von ihnen auf das bösartigste angezettelt worden ist. Jedermann lernt sie alle Tage besser kennen. Sie werden bald in ihrer ganzen Blösse dastehen, und den nur zu lehnen genommenen Religionsmantel ablegen müssen. Diese Elenden haben eine schlechte Politik, daß sie selbst so vieles dazu beitragen, nachdem man doch schon aller Orten durch die Erfahrung, und durch das, was die unauslöschliche Geschichte von ihnen sagt, auf sie aufmerksam gemacht worden ist.

Prisz. Da mische ich mich nichts darein. Der Pater Schad soll seine Sache selbst ausmachen, und sich gleichwohl wacker wehren.

Biblioth. Wenn ſie aber eine Legende ſchreiben wollen, Pater Priszilian! ſo kommen auch ſie den Augſpurgerkritikern in die Hände.

Prisz. Das ſehe ich nicht ein, warum?

Biblioth. Schreiben ſie gut; ſo kömmt der Pater Goldhagen ſammt allen Augſpurgerkritikern gewiß über ſie; ſchreiben ſie ſchlecht, ſo werden ſie von wahrhaft gelehrten, und redlichen Kritikern derb hergenommen.

Prisz. Was thue ich denn alſo jetzt?

Biblioth. Ich dächte, ſie ſollen gar keine Legende ſchreiben; ſo kommen ſie am beſten davon.

Prisz. Wenn nur eines nicht wäre. Ich muß es ihnen ſchon geſtehen; bei meinen Ohren- und Halsſchmerzen habe ich mich verlobt, eine Legende zu ſchreiben. Ich hatte nämlich — aber ich bitte, das bleibt unter uns —

Biblioth.

Biblioth. Sorgen ſie nichts, ich ſchweige wie eine Mauer.

Prisz. Ich hatte nämlich folgende Erſcheinung und Entzückung.

Biblioth. Was ſagen ſie; eine Erſcheinung? eine Entzückung?

Prisz. Ja, ja! nicht anders. Kaum fieng ich in meinem Habit auf dem Bette liegend bei Nachlaſſung der Schmerzen einzuſchlaffen an; ſo überfielen mich zwölf ungeheure Wölfe, und henkten ſich mit Zähnen und Klauen an meine Kapuze ſo, wie ſie es dem heiligen Beichtiger Kolumbanus thaten. Ich ſchwitzte ärger, als die Bildnißen des heiligen Stanislaus zu Lüblin und Krakau. Sie verließen mich aber bald, da der Engel, der den heiligen Papſt Alexander mit einem Windlichte aus dem Kerker führte, mit dem nämlichen Windlichte die Wölfe, welche kein Feuer dulden können, vertrieb, und zu meiner Bewahrung den Drachen zurück ließ, welcher die Leiber Vincentii Sabinæ und Chriſtinæ bewacht,

um den Juden, der dieſes nicht glauben wollt
ſeinen langen Schweif geſchlungen, und i
ſo lang gequetſchet hat, bis er ein Chriſt g
worden. Sie können ſich einbilden, wie fro
ich war, daß ich die verzweifelten Wölfe vo
der Kapuze hinweg hatte, und daß der Drac
als ein ſo guter Wächter ſich zu mir legte.
Wir lagen eine Weile ſo beiſammen ich und
dey Drach. Auf einmal aber kam bei der
Thüre ein ungeheurer Rieſe herein mit ausge-
ſpreitzten faulendicken Armen. Ich erinnerte
mich gleich; daß das derjenige Teufel ſey, welchen
der heilige Abt Antonius geſehen, wie er von
den ſchon gegen Himmel hinaufliehenden Seelen
einige noch im Fluge ertappt. War meine Angſt
bei den Wölfen ſchon ſo groß; ſo war ſie jetzt
nach gröſſer. Ich erwartete nichts anderes,
weil er die Hände ausgeſtrecket, als daß er
Schläge abſetze, und daß mir das widerfah-
ren könne, was dem heiligen Romuald wider-
fahren iſt, nämlich noch Maaſen von teufli-
ſchen Schlägen bis ins Grab tragen zu müſ-
ſen. Allein auf einmal veränderte er ſich in ei-
nen kleinen Mohrenbuben, ſo wie er in die-
ſer Geſtalt einen Mönchen des heiligen Bene-

dickts

Bickel ſtäts an dem Kleide gezupft, um ihn aus dem Kloſter hinauszuziehen. Ich kam ihm aber zuvor, ſchrie ſo, daß mich der Quardian im Schlafe ſchreien muß gehöret haben; ſchrie aber nichts anders, als, **Ich bin vergnügt, mir geht's recht gut, ich bin vergnügt, mir geht's recht gut;** denn die heilige Katharina von Senis hatte auch hierinn die ſicherſte Gegenwehr, daß ſie mit dem Teufel nicht viele Worte gewechſelt. Er verſchwand auch gleich mit einem ſolchen Geſtank, daß von dieſem Geſtank meine Zelle noch voll iſt; und ſobald er verſchwand, hörte ich allerhand Geſchrei und Heulen durcheinander; bellen wie die Hunde, röhren wie die Ochſen, grunzen wie die Schweine, brüllen wie die Löwen. Ich muß bekennen, da habe ich ſelbſt gelacht darüber; denn wenn man nur einmal etwas ſolches höret, da iſt ſchon alles gegen die Teufel gewonnen. Das iſt ſodann ihre bekannte Lamentazion, die ſie beim heiligen Baſilius auch angeſtimmet haben, wie er ihnen den entriſſen hat, von dem ſie doch ſchon eine ſchriftliche Obligazion auf ſeine Seele lautend in Händen hatten.

Beſchluß.

Bibliorh. Mein Pater Prisziłkan! ich habe nicht erwartet, ſo viele Erſcheinungen bei ihnen aushalten zu müſſen. Wir ſind noch nicht bei der Entzückung, die ſie auch gehabt haben, und worauf erſt das Gelübd, eine Legende zu ſchreiben, erfolget ſeyn wird.

Prisz. Wir werden gleich dabei ſeyn. Nun, wie ich geſagt habe, ſo war's mit dem Teufel gar. Das war gut. Auf einmal ſteht ſodann ein ſchöner Jüngling vor meiner, und ſchreiet mir zu: **Predige.** Ich bekannte offenherzig, daß das Konſiſtorium mich für immer als unfähig erkläret hat, weil es mir nach Konſiſtorialausſpruch im Kopfe, und auch im Vortrage fehlen ſolle. Hierauf ſetzte mir der Jüngling ein Aderlaßeiſen auf die Zunge, wie er es dem heiligen Equitio gethan, und ihn hierdurch zum Predigen tauglich gemacht hat; beutelte aber den Kopf, und ſagte: **Das thut ihm's nicht;** und verſchwand. Ich wollte ſchon verzweifeln, weil ich meine Zunge, die ich dem engliſchen Jüngling zur Anſetzung des Aderlaßeiſens ſo weit habe herausrecken müſſen, nicht mehr hineinbringen konnte,

und

und das Maul eine gute halbe Spanne weit offen halten mußte, wie ein steinener Kopf bei einer Fontaine. Allein wehrend dem, daß ich mich tröstete, daß auch sogar bei den Heiligen immer vor grossen Unternehmungen dergleichen Anfälle vorausgegangen sind; so kam ein Bischof bei der Thüre herein, zoh seine Handschuhe aus, legte sie nicht etwa auf meinen Tisch, sondern warf sie in die freie Luft hin, und die Handschuhe blieben auch in freier Luft an einem Strahle vor meinem Nachtlichte hangen. Da erkannte ich mich nun, daß es der heilige Evermond sey. Er gieng auch gleich auf mich zu, und gab mir eine solche Ohrfeige, wie er es zu Dietmarsen dem gegeben, der sich mit seinem Feinde nicht hat aussöhnen wollen; und Wunder! Zunge und Mund war wieder zurecht gebracht so, wie auch auf jene mirakulose Ohrfeige die Aussöhnung erfolget ist.

Biblioth. Aber um Gotteswillen; wir sind ja noch nicht beim Gelübde, eine Legende zu schreiben. Werden die Erscheinungen noch lange dauren?

Prisz. Jetzt kömmt das Gelübd schon. Nicht genug, daß mir der heilige Evermond Zunge und Mund zurecht gemacht hat, ich wurde auf einmal auch mit einem dicken Spinnengewebe überdecket, wie durch ein solches Spinnengeweb der heilige Priester Felix vor seinen Feinden unsichtbar gemacht wurde. Sodann hörte ich eine Stimme: **aus diesem Spinngewebe heraus wirst du die Legenden der Heiligen schriftlich vertheidigen.** Um Himmelswillen dachte ich, wie wird das möglich seyn, wenn's mit mir so aussieht, wie der Konsistorialspruch lautet, besonders da der Engel des Equitius mit mir auch nichts ausrichten konnte. Ich tröstete mich zwar mit dem, daß man zum Schreiben eben keiner geübten Zunge bedarf; allein der Kopf, dachte ich wieder, sollte doch gut bestellt seyn, wenn man ein Buch schreiben will. Bei diesen meinen zwischen Furcht und Hofnung schwebenden Gedanken trat der heilige Dionis mit seinem Kopf unter dem Arm ein. Wer war fröher als ich; ich erkannte gleich, daß es auf eine mirakulose Kopfvertauschung angesehen sey; denn zum Kopf, um ihn unter dem Arm zu tragen, thut

es

ßs ein ſchlechter Kopf auch, ſo wie die ſchlechteſten Hüte unter den Arm genommen werden; hiemit könnte auch der heilige Dionis mit meinem Kopfe unterm Arm ſchon vorlieb nehmen. Ich dachte dabei; hat doch Gott ſelbſt mit der heiligen Katharina von Senis Herzen getauſchet, dergeſtalt, daß er ihr ihr Herz aus dem Leibe genommen, und das ſeinige hineingeſetzet hat, gleichwie auch dort, wo Chriſtus die Seite ihres Leibes eröfnet, und wieder recht ſauber vermacht hat, ihr ein groſſes Wundenmaal blieb. Allein ich betrog mich abermal. Er legte zwar ſein Haupt auf meinen Tiſch hin, ſo wie er es vormal in die Hände der tugendhaften Katulla hingeleget hat; aber er that es nur, um mir bequemer ſeine Bücher de cœleſti hierarchia & eccleſiaſtica überreichen, und folgende Ermahnung geben zu können: **Leſe dieſes Buch fleißig; Leſe und lerne auch alle Geſchichten der Heiligen, die ſchon geſchrieben ſind, auswendig, wie die heilige Katharina von Siena; und ſchreibe ſodann ſelbſt, wie die heilige Katharina von Belogna auf Befehl Gottes die ſieben geiſtlichen Waffen geſchrie-**

ſchrieben hat, ein ganzes Zeughaus wider die, welche die Legenden bezweifeln wollen. Sollte dir aber der Kopf ſchwach werden; ſo ruffe entweder mich, oder die heilige Oſitha an, die auch ihren Kopf unterm Arme trägt. So wie wir ohne Köpfe ſo viele Schritte gehen konnten, ſo wirſt auch du in ſchriftlicher Vertheidigung der Legende groſſe Schritte machen. Als ich demungeachtet noch wankte, ſprang eine überausgroſſe und abſcheuliche Krott auf mich, ſo wie vormal auf Thereſia; ich kam hierüber aus dem Schlaf, oder mehr, aus der vom Himmel mir zugeſchickten Vorſtellung, und ſah, daß ich nicht im Bette, ſondern ſamt meiner Bethdecke auf dem Zimmerboden ſo lag, als wenn ich in das Bett dieſe Nacht gar nicht hineingekommen wäre. Sogleich ſprang ich auf, fiel aber ſogleich wieder auf meine Knie, und machte mit aufgehobenen Fingern das Gelübd, eine Legende zu ſchreiben.

Biblioth. Dem Himmel ſey gedankt! daß wir nun einmal bei ihrem Gelübde ſind. Ich woll-

wollte ſie wären ſchon um viel eher aus dem Bette gefallen.

Prisz. Erlauben ſie mir nur noch ein wenig; das iſt noch nicht alles. Sie müſſen wiſſen, daß der Himmel auch dieſes Gelübd ſchon angenommen habe, und daß ich alſo nicht mehr davon abgehen könne.

Biblioth. Seyn ſie unbeſorgt, ich werde ihnen das Gelübd auflöſen.

Prisz. Sie werden ſehen, es kann nicht aufgelöſet werden. Hören ſie nur! in der nämlichen Stellung, in der ich knieend mit aufgehobenen Fingern um 7 Uhr früh das Gelübd machte, blieb ich unbeweglich wie der ſteinerne Herrgott in unſerem Kellerſtübel in einer Entzückung bis um neun Uhr, hiemit zwo ganze Stunden. Der heilge Thomas von Aquin blieb freilich gar durch zween Tage entzückt; aber auch ich war durch dieſe zwo Stunden ſo entzückt, daß, wenn ich ein brennendes Licht in der Hand gehabt hätte, mir gewiß die Hände, wie es ihm geſchehen iſt, weil ſich

auch heilige Leute die Hände verbrennen können, in der Entzückung, ohne etwas zu spüren, wären verbrennet worden; denn es erschien mir erstens der heilige Franziskus Solanus mit seinem Geiglein, und sagte: Mein Geiglein war immer schlecht gestimmet, und doch hat es endlich den finsteren Pater Johann mehr, dann die künstlichste Musik bewogen, dabei zu hüpfen, und mit mit Lieder von der Mutter Gottes zu singen; so wird auch deine Legende, wenn sie auch noch so schlecht gestimmt seyn wird, die Murrer wider die Legenden bewegen, deiner Arbeit Lob zu singen. Bleibe fest bei deinem Gelübde. Darauf kam die heilige Rosa von Lima mit einer Menge Bücher, welche ihr die Mutter Gottes, die bei ihr nach der Erzählung des Ribadeneira die Stelle einer Aufwärterinn vertratt, nachtrug, und vor meiner hinlegte. Auf diesen Büchern gieng Christus auf und ab, und zwar in so kleiner Gestalt, daß er kaum eines Fingers groß war; sah aber niemal mich, sondern immer die heilige Rosa an, die, da er ihr von den Büchern hinabsteigen wollte, ihn mit ihren lieblichen Versen (wie sie dann eine künstliche Reimdich-

kerinn war) oben zu erhalten gewußt hat, bis ſie die Chokolade, die ihr der Schutzengel brachte, ausgetrunken hat. Sodann verſchwand ſie mit ihrem ganzen Gefolge, und allen Büchern, unter welchen die meiſten Legenden waren. Endlich wie die heilige Felizitas eine von lauter Scheermeſſern zuſammgeſetzte Himmelsleiter ſah, ſo ſtellte ſich mir eine ſolche aus einer Menge Papierſcheeren zuſammgeſetzt dar. Ein Zeichen, daß ich nicht lange verweilen ſolle, ſogleich das Papier zu beſchneiden, um darauf meine Arbeit bald anfangen zu können. Auf der Leiter hieng eine Lampe mit dem Oel gefüllt, wovon der heilige Lupus nur etwelche Tropfen brauchte, um ein ganzes Ungewitter auf der See zu ſtillen, und bei dem man alſo ein Ungewitter auf dem Lande, mit welchem die Kritiker einen Author überziehen wollen, gar nicht zu achten hat. Zugleich war es eine Ermahnung, daß ich auch mir es nicht zu viel ſeyn laſſen ſolle, an meiner Legende bei der Nacht zu ſchreiben. Unter der Leiter ſtand eine Schachtel mit Galläpfeln, um eine eigene gute Dinte hierzu anſetzen zu können, an welchen Aepfeln ich gleich erkannte, daß ſie

mir die heilige Dorothea müsse zugeschicket haben, wie sie auch dem Rechtsgelehrten Theophilo Aepfel aus dem himmlischen Garten zugeschickt hat. Neben der Schachtel lag eine Martinigans, die also nicht nur Federn zum Schreiben, sondern weil es um einen hungrigen Author eine erbärmliche Sache ist, etwas für den Wanst lieferte, woraus sie abnehmen können, daß das eben keine dumme Gans war. Bei der Gans stand mit einer Ochsensenne, die voll mit zauberischen Innschriften war, der vom heiligen Jakob bekehrte Zauberer Hermogenes, der mir drohte, mir den Kragen so umzudrehen, wie er es vor seiner Bekehrung durch seine Teufel dem heiligen Jakob thun wollte, wenn ich nicht mein Gelübd mit dem Schreiben einer Legende erfüllen würde. Da sehen sie also, daß nicht nur der Himmel, sondern die Hölle selbst mich von meinem Gelübde nicht abweichen lasse.

Biblioth. Sind sie also nun am Ende ihrer Erzählung?

Prisz. Ja, ſonſt weis ich nichts, als daß ich mit denen beim Gelübde aufgehobenen Händen, und in dieſer Verzückung ſo lange geblieben, bis mir der Frater Portner das überbrachte, was mir, wie ich ihnen ſchon erzählet habe, der Kaſſier des Herrn Buchhändlers überſchickte. Der Frater kam beinahe ſelbſt in Entzückung, wie er mich in dieſer Stellung antraf.

Biblioth. Ich bitte ſie; nur nichts von der Entzückung des Fraters auch noch dazu. Ich habe ſchon an ihrer Entzückung genug; und nun hören ſie mich ſo geduldig, als ich ſie gehöret habe. Ich weis es ſchon, ich würde ihnen umſonſt ſagen, daß dergleichen Erſcheinungen und Entzückungen von einer überſpannten Einbildungskraft, von einem durch Legendenleſen, und durch fortwehrende Vorſtellungen der darinn vorkommenden Bilder erhitzten Gehirne herkommen, und daß ſie auch bei vielen Heiligen daher gekommen ſeyn; denn ſie glauben einmal feſt darauf.

Priez. In dieſem heiligen Glauben will ich leben und ſterben; und ſolle mich der Teufel ſelbſt hierinn mit allen Anfechtungen nicht irre machen können, wenn er gleich die Geſtalt des ſeligen Johannes vom Kreuz wieder einmal annehmen, und mich eines beſſeren belehren wollte.

Biblioth. Nun gut; ich benehme ihnen ihren Glauben gar nicht, und geſtehe es, daß ich gar nicht vermögend wäre, ihnen das zu benehmen, was nun einmal ſchon ſo feſt in ihrem Kopfe iſt; ja ich will ihnen ſogar ihren Vorſatz, eine Legende zu ſchreiben, und ihr hierüber gethanenes Gelübd nicht mehr aus dem Kopfe reden. Sie erinnern ſich aber doch auf das, was ihnen der Heilige mit ſeinem Kopfe unter dem Arm befohlen hat; nämlich vorher das, was ſchon über die Geſchichte der Heiligen geſchrieben iſt, zu lernen, wie es die heilige Katharina von Senis that.

Priez. Das werde ich auch thun, ſonſt wäre ja das Gelübd nicht ganz erfüllet.

Biblioth. Und dieſes iſt auch deßwegen nothwendig, weil man, wenn man über einen Gegenſtand ſchreiben will, doch die Hauptbücher ſchon kennen muß, die über den nämlichen Gegenſtand geſchrieben worden ſind. Denn der wird ein elendes Buch liefern, der keine Literatur hat.

Prisz. Ich habe ja ſchon geſagt, daß ich mich eben deßwegen mit Vertrauen an ſie gewendet habe, um von ihnen die beſten Hilfsbücher, und alles dasjenige zu erhalten, was ich zum Grund meiner neuen Legende nehmen muß.

Biblioth. Nun beſter Pater! ſo kommen ſie mit mir. Was wir in unſerer Bibliothek über dieſen Gegenſtand haben, das werde ich ihnen mit Vergnügen vorzeigen; und auch das, was wir nicht haben, gleichwie unſere Bibliothek mit den Kloſterbibliotheken keine ſo beſondere Akquiſizion gemacht hat, werde ich ihnen getreu anzeigen, damit ſie auch dieſes etwa aus einer andern Bibliothek zur Einſicht zu begehren wiſſen; denn ſie müſſen mir einmal

das Hauptſächlichſte kennen lernen, was ſchon über die Geſchichte der Heiligen geſchrieben worden iſt, und woraus ſie mit guter Auswahl die erfoderlichen Materialien nehmen können.

Prisz. Ich danke ihnen recht vom Herzen. Wir ſchwätzen ſchon zwo Stunden; allein wenn nicht ſie ſelbſt dabei Ungelegenheit haben; ſo will ich mir alles dieſes mit größten Freuden zeigen, und erklären laſſen; verſäume ich auch heute Jauſentrunk und Abendeſſen, ſo werde ich es mit der Hilfe Gottes ſchon ein andermal einbringen.

Biblioth. Kommen ſie alſo. Sehen ſie! hier ſind die Martyrologia. Die Martyrologia waren anfangs nichts, als Kalender, welche die Namen der Martyrer, die Oerter ihres Leidens, und die Feſte nach dem Tage ihres Todes oder Begräbnißes enthielten. Der älteſte Kalender dieſer Art iſt der, welcher gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts unter dem Papſt Liberius aufgeſetzet, und eigentlich von

Pei-

Peireszius * aufbewahret, nachhin aber von Pater Gilles Bucher einem Jesuiten aus Arras im Jahre 1634 zu Antwerpen bei der Erklärung des Oster Cyklus herausgegeben worden. ** Man sieht auch aus des Polemius Silvius seinem Kalender, daß die Christen noch am Ende der Regierung des jüngeren Theodosius sehr wenige Festtage gehabt haben.

Prisz. Haben doch auch wir jetzt sehr wenige Festtage mehr in unseren Kalendern.

Biblioth. Es waren auch in den uralten christlichen Kalendern die Feste der Heiden sowohl, als der Christen enthalten.

Prisz. Also gerade so, wie in unserem Toleranzkalender, wo sogar die Feste der Juden und Türken enthalten sind. Alles untereinander.

Biblioth.

---

* Gassendi vita Peireſci l. 3. pag. 98.

** Buchers Ciclus paſcalis p. 7.

Priez. In diesem heiligen Glauben will ich leben und sterben; und solle mich der Teufel selbst hierinn mit allen Anfechtungen nicht irre machen können, wenn er gleich die Gestalt des seligen Johannes vom Kreuz wieder einmal annehmen, und mich eines besseren belehren wollte.

Biblioth. Nun gut; ich benehme ihnen ihren Glauben gar nicht, und gestehe es, daß ich gar nicht vermögend wäre, ihnen das zu benehmen, was nun einmal schon so fest in ihrem Kopfe ist; ja ich will ihnen sogar ihren Vorsatz, eine Legende zu schreiben, und ihr hierüber gethanenes Gelübd nicht mehr aus dem Kopfe reden. Sie erinnern sich aber doch auf das, was ihnen der Heilige mit seinem Kopfe unter dem Arm befohlen hat; nämlich vorher das, was schon über die Geschichte der Heiligen geschrieben ist, zu lernen, wie es die heilige Katharina von Senis that.

Priez. Das werde ich auch thun, sonst wäre ja das Gelübd nicht ganz erfüllet.

Biblioth.

Biblioth. Und dieſes iſt auch deßwegen nothwendig, weil man, wenn man über einen Gegenſtand ſchreiben will, doch die Hauptbücher ſchon kennen muß, die über den nämlichen Gegenſtand geſchrieben worden ſind. Denn der wird ein elendes Buch liefern, der keine Literatur hat.

Prisz. Ich habe ja ſchon geſagt, daß ich mich eben deßwegen mit Vertrauen an ſie gewendet habe, um von ihnen die beſten Hilfsbücher, und alles dasjenige zu erhalten, was ich zum Grund meiner neuen Legende nehmen muß.

Biblioth. Nun beſter Pater! ſo kommen ſie mit mir. Was wir in unſerer Bibliothek über dieſen Gegenſtand haben, das werde ich ihnen mit Vergnügen vorzeigen; und auch das, was wir nicht haben, gleichwie unſere Bibliothek mit den Kloſterbibliotheken keine ſo beſondere Akquiſizion gemacht hat, werde ich ihnen getreu anzeigen, damit ſie auch dieſes etwa aus einer andern Bibliothek zur Einſicht zu begehren wiſſen; denn ſie müſſen mir einmal

das

Prisz. Nun, ſo laſſen wir ihn bei Seite, dieſen Kunden, wenn er nichts ächtes hat; er mag geweſen ſeyn, wer er will.

Biblioth. Raban Erzbiſchof von Mainz, welcher im Jahre Chriſti 856 geſtorben, verfertigte auch ein Martyrologium, welches Kaniſius im ſechſten Bande ſeiner lectionum antiquarum drucken ließ. Man zweifelt aber auch, ob das Werk von ihm ſey, und über dem iſt wenig erheblich, was darinn von dem Leben der Heiligen vorkömmt.

Prisz. Halten wir uns alſo nicht mit etwas auf, was nicht erheblich iſt.

Biblioth. Der heilige Adon ein Mönch von Ferrieres in Gattinois, der im Jahre 860 Erzbiſchof zu Vien wurde, hat gleichfalls ein Martyrologium nach dem Muſter desjenigen, welches dem heiligen Hieronimus zugeſchrieben wird, verfertiget; und es wurde Anfangs ſehr begierig aufgenommen. Allein die Weitläufigkeit, der er ſich bedienet, und die unächten Legenden und verfälſchten Geſchichten,

aus

Peireszius * aufbewahret, nachhin aber von Pater Gilles Bucher einem Jesuiten aus Arras im Jahre 1634 zu Antwerpen bei der Erklärung des Oster Cyklus herausgegeben worden. ** Man sieht auch aus des Polemius Silvius seinem Kalender, daß die Christen noch am Ende der Regierung des jüngeren Theodosius sehr wenige Festtage gehabt haben.

Priez. Haben doch auch wir jetzt sehr wenige Festtage mehr in unseren Kalendern.

Biblioth. Es waren auch in den uralten christlichen Kalendern die Feste der Heiden sowohl, als der Christen enthalten.

Priez. Also gerade so, wie in unserem Toleranzkalender, wo sogar die Feste der Juden und Türken enthalten sind. Alles untereinander.

Biblioth.

---

* Gassendi vita Peireſci l. 3. pag. 98.

** Buchers Ciclus paſcalis p. 7.

Biblioth. Ich will ihnen alle jene Martyrologien gar nicht aufdringen, die nichts dann Regiſter der Martyrer waren, und die verſchiedenen Authoren zugeſchrieben wurden; denn ſie bedarfen hauptſächlich derjenigen, in welchen wenigſtens eine kurze Geſchichte der Heiligen eingeſchaltet iſt.

Priez. Die anderen wären ohnehin für mich nicht, und es würde nur durch unnützes Leſen bloſſer Regiſter die Erfüllung meines Gelübdes verzögert.

Biblioth. Die meiſten halten dafür; der erſte, der in den Martyrologien kurze Geſchichten eingeſchaltet hat, ſey der ehrwürdige Beda geweſen, welcher Martyrologien in ungebundener Rede, und auch in Verſen geſchrieben hat, und im 735ten Jahre geſtorben.

Priez. Was? im 735igſten Jahre? So alt iſt im neuen Teſtamente kein Menſch geworden.

Biblioth.

Biblioth. Im 735igſten Jahre nach Chriſti Gebürt.

Prisz. Das wohl.

Biblioth. Beda hat aber ſeinem Martyrologio keine Geſchichte der Heiligen beigeſetzet; denn das, was an ſolchen Geſchichten zu ſeinem Martyrologium gekommen iſt, enthält Sachen, zum Beiſpiel das erſt im neunten Jahrhundert allgemein eingeführte Feſt aller Heiligen, das in neuere Zeiten als eines Beda gehöret. Man ſchreibt es vielmehr dem Florus zu.

Prisz. Wer war der?

Biblioth. Man iſt weder über die Zeit, in welcher er gelebt, weder über den Ort ſeines Aufenthalts und ſeines Amtes einig. Es beweiſen auch die hiſtoriſchen Auszüge, welche Florus von dem Leben und Tod der Heiligen gegeben, daß er mit ächten Martyrergeſchichten ſehr ſchlecht verſehen geweſen.

Prisz. Nun, ſo laſſen wir ihn bei Seite, dieſen Kunden, wenn er nichts ächtes hat; er mag geweſen ſeyn, wer er will.

Biblioth. Raban Erzbiſchof von Mainz, welcher im Jahre Chriſti 856 geſtorben, verfertigte auch ein Martyrologium, welches Kaniſius im ſechſten Bande ſeiner lectionum antiquarum drucken ließ. Man zweifelt aber auch, ob das Werk von ihm ſey, und über dem iſt wenig erheblich, was darinn von dem Leben der Heiligen vorkömmt.

Prisz. Halten wir uns alſo nicht mit etwas auf, was nicht erheblich iſt.

Biblioth. Der heilige Adon ein Mönch von Ferrieres in Gattinois, der im Jahre 860 Erzbiſchof zu Vien wurde, hat gleichfalls ein Martyrologium nach dem Muſter desjenigen, welches dem heiligen Hieronimus zugeſchrieben wird, verfertiget; und es wurde Anfangs ſehr begierig aufgenommen. Allein die Weitläufigkeit, der er ſich bedienet, und die unächten Legenden und verfälſchten Geſchichten,

aus

aus welchen er ſo weitläufige Auszüge gemacht hat, benahmen dieſem Martyrologium bald den Werth.

Priez. Wenn's nicht viel werth iſt; ſo laſſen wir es auch hinweg;

Biblioth. Uſuard ein Mönch von St. Germain des Prez hat zwar in dem Martyrologium, welches er gegen das End des Jahres 875 auf Befehl Karls des Kahlen herausgegeben, den Fehler der Weitläufigkeit vermieden, aber er hat doch eigentlich an Adons Werk, obwohl er hievon keine Meldung macht, und hiemit auch an deßen unächte verfälſchte Quellen ſich gehalten, welches nicht minder Notker der ſchweizeriſche Mönch von St. Gallen mit dem Zunamen petit begue, der im Jahre 912 geſtorben, bei ſeinem Martyrologium gethan hat. Des Uſuards Martyrologium erhielt doch dergeſtalt die Oberhand, daß es zum eigentlichen römiſchen und allgemeinen abendländiſchen Martyrologium geworden.

tonotarius auf, der ſich in ſeinem dem Papſt Gregorius dem dreizehnten gewidmeten, und anno 1577 zu Mailand herausgegebenen Martyrologium zum Gebrauch der römiſchen Kirche ſehr bemühte, denjenigen Uſuard berühmt zu machen, deſſen ſich die römiſche Kirche bediente; aber eine ungemeine Nachläſſigkeit in Anführung der Quellen, eine Menge falſcher Quellen, und ſeltener verdächtiger Geſchichten, eine erſtaunliche Verwirrung und Verwechslung der Zeit, Oerter, und Perſonen konnte bei aller geſchmückten Schreibart nichts beſſeres wirken, als daß man endlich die Nothwendigkeit einſah, das römiſche Martyrologium von den darinn gehäuften Fehlern doch einmal zu reinigen.

Priez. Ich kann hiemit alles das unrichtige und verwirrte Gezeug, was ſie mir daher genannt haben, leicht entrathen, und halte mich gerade an das, was ſodann verbeſſert herausgekommen iſt.

Biblioth. Der Papſt Gregorius der dreizehnte beſtellte eigene Perſonen, um das Werk

des

die ihnen hierüber Vorwürfe würden machen wollen, zu zeigen wissen, daß sie es nicht aus Mangel des Kenntnißes solcher Bücher, sondern aus guter Ursache gethan haben.

Prisz. Nun, in Gottes Namen! Aber ich sollte mir wohl die Namen der Schriftsteller, die sie mir daher nennen, aufschreiben; denn alle diese sammt den Bemerkungen, die sie von ihnen machen, in dem Gedächtniße zu behalten, ist mir unmöglich. Ich habe ein Gedächtniß wie ein Sieb mit grossen Löchern, wo alles sogleich wieder durchfällt.

Biblioth. Ich werde ihnen ja ohnehin von den brauchbaren Büchern, die wir in der Bibliothek haben, eines nach dem anderen zum lesen geben; und von denen, welche wir nicht haben, werde ich gleichfalls die brauchbaren anmerken.

Prisz. Das ist zuviel Gnade. Es würde auch ziemlich langsam mit meinen Notaten hergehen, und ich würde ihnen nur Aufenthalt machen.

Biblioth.

Biblioth. Vom Uſuardiſchen Martyrologium müſſen ſie noch wiſſen, daß ein Auguſtinermönch Namens Bellin von Padua gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts; Franziskus Maruli, ſonſt Mauro Lykus ein Sizilianer Abt zu Meſſina, und berühmter Mathematikus in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, und Jean van der Meulen ein gelehrter Doktor aus Löwen, der geradehin Molanus genannt wird, ſich die Mühe gegeben, das uſuardiſche Martyrologium in ſeiner urſprünglichen Geſtalt herzuſtellen.

Priez. Gieng es ihnen von ſtatten?

Biblioth. Bellins Arbeit, wovon die erſte Ausgabe im Jahre 1498 zu Venedig, eine vermehrte aber unter dem Titul Martyrologium des römiſchen Hofes im Jahre 1521 zu Paris herauskam, war ſehr fehlerhaft, und erhielt bei Verſtändigen keinen Beifall.

Priez. Fort mit dem;

Biblioth. Mauro Lykus machte zwar einige Verbeſſerungen in Anſehung der Zeitrechnung und Erdbeſchreibung; machte aber übrigens den Uſuard unkenntlicher, als es die anderen gethan.

Prisz. Der hätte auch eine ſolche Arbeit ſollen ſtehn laſſen.

Biblioth. Molanus hätte das meiſte leiſten können. Auch er war erſt 35 Jahre alt, wie er ſich über die Bearbeitung dieſes Gegenſtandes machte, und war ein ſehr aufrichtiger Mann. Er ließ die Worte des Uſuards unverändert, bemerkte aber auf dem Rande, was Uſuard wider die Wahrheit der Geſchichte angeführet. Man findet auch bei der erſten Ausgabe zu Löwen vom 1568 die Kritik des Doktor Heſſelius ſeines zwei Jahre vorher verſtorbenen Lehrmeiſters über verſchiedene Geſchichten und Leben der Heiligen. Allein das war nicht nach dem Geſchmack der Fabelzeit. Man vernichtete von allen Seiten ſeine Abſichten; beſonders trat in wehrender Zeit in Italien Peter Galeſini des apoſtoliſchen Stuhls Pro-

tonotarius auf, der ſich in ſeinem dem Papſt Gregorius dem dreizehnten gewidmeten, und anno 1577 zu Mailand herausgegebenen Martyrologium zum Gebrauch der römiſchen Kirche ſehr bemühte, denjenigen Uſuard berühmt zu machen, deſſen ſich die römiſche Kirche bediente; aber eine ungemeine Nachläſſigkeit in Anführung der Quellen, eine Menge falſcher Quellen, und ſeltener verdächtiger Geſchichten, eine erſtaunliche Verwirrung und Verwechslung der Zeit, Oerter, und Perſonen konnte bei aller geſchmückten Schreibart nichts beſſeres wirken, als daß man endlich die Nothwendigkeit einſah, das römiſche Martyrologium von den darinn gehäuften Fehlern doch einmal zu reinigen.„

Priesz. Ich kann hiemit alles das unrichtige und verwirrte Gezeug, was ſie mir daher genannt haben, leicht entrathen, und halte mich gerade an das, was ſodann verbeſſert herausgekommen iſt.

Biblioth. Der Papſt Gregorius der dreizehnte beſtellte eigene Perſonen, um das Werk

des

des Galesini durchzusehen; und dem berühmten Baronnius Priester des Oratorii zu Rom, der nachhin Kardinal geworden, trug man auf, die zur Verbesserung oder Erklärung dienlichen Anmerkungen zu machen. Dieser Baronius arbeitete auch wacker darauf. Er strich Ketzer aus, die vorher im Martyrologium waren.

Prisz. Lieber Gott! so sind vorher sogar Ketzer unter den Heiligen gestanden?

Biblioth. Er ließ viele Dinge hinweg, die falsch, verdächtig, oder doch nicht erbaulich waren.

Prisz. Um des Himmels willen; Einige Martyrologien vor Zeiten müssen wunderlich ausgesehen haben. Da würde unsereiner schöne Materialien zu einer Legende bekommen haben.

Biblioth. Baronnius hat auch durch seine Bemerkungen erwirket, daß jenem Martyrologium, so unter dem Titul: **Römisches Martyrologium, welches man nach der**

Ordnung des neuen Kalenders, und nach der Wahrheit der Geſchichte wieder hergeſtellet, und auf Befehl des Papſten Gregorius des dreizehnten bekannt gemacht hat, im Jahre 1584 herausgekommen, die Bewilligung des Papſten wieder abgenommen, und dieſelbe ſodann anno 1586 dem zum öffentlichen Gottesdienſt beſtimmten Martyrologium des Baronnius gegeben worden.

Prisz. Mit dieſem Martyrologium haben wir alſo doch einmal ein ſicheres und vollkommenes Werk erhalten?

Biblioth. Nichts minder. Selbſt dieſes Werk iſt ſeitdem öfters überſehen, kritiſiret, und in Verbeſſerung genommen worden. Baronnius ſelbſt erkannte bei Ausarbeitung ſeiner Jahrbücher, daß er nicht nur viele Fehler im Martyrologium ſtehen gelaſſen, ſondern ſelbſt aus Vorurtheil, oder Mangel der Aufmerkſamkeit viele neue Fehler hinzugethan.

Prisz. Da haben wir's! Wer hätte das vom Baronnius glauben ſollen?

Biblioth.

Bihlforh. Es ist richtig, und von den gelehrtesten Männern unwiderſprechlich bewieſen worden, daß er viele Heilige ſtehen gelaſſen, deren einige der Ketzerei verdächtig, andere offenbare Ketzer geweſen, daß er zweifelhafte Heilige denen vorgezogen, deren Heiligkeit nie beſtritten worden; daß er alle Päpſte, von welchen er einige Lobſprüche angetroffen, ja ſogar Gegenpäpſte in ſein Martyrologium genommen, und viele andere, die kein Zeichen einer Verehrung hatten, eigenmächtig unter die Heiligen verſetzet. Kein Tag iſt beinahe ohne Fehler. Bolandus, Henſchenius, Pabebroch und ſeine Gehilfen haben zwar das Fehlerhafte bereits zum gröſten Theil angemerket. Noch bei Lebzeiten des Baronius machte Latino Latini von Viterbo viele und wichtige Verbeſſerungen, welche aber erſt im Jahre 1677 in Rom zum Vorſchein kamen. Auch Holſtenius lieferte anno 1663 Verbeſſerungen der Baroniſchen Arbeit. Philipp Ferrari General der Serviten ließ auch im Jahre 1625 ein Regiſter der Heiligen drucken, um das zu erſetzen, was im römiſchen Martyrologium nicht befindlich iſt. Allein ſowohl mit dieſem Werke,

als mit seiner 16 Jahre vorher geschriebenen Topographie des Martyrologiums hat er in Ansehung der Richtigkeit und Genauigkeit wenig Ehre aufgehoben. Man sieht vielmehr (sagt Baillet) daß er das wenige, was er zu wissen geglaubt, sehr schlecht gewußt habe.

Prisz. Tausend hinein! die Serviten haben sonst wackere Leute gehabt.

Biblioth. Besonders hatten sie einen wackeren Mann an Paul Sarpi.

Prisz. O! den kenne ich dem Namen nach; hat eine Geschichte von dem Kirchenrath zu Trient geschrieben; unser Quardian hat sie erst vor etwelchen Tägen einem jungen Geistlichen weggenommen, und ihm dafür zu Mittag Wasser und Brod gegeben. Aber sagen sie mir, ist dann ein Unterschied zwischen Martyrologien und Menologien?

Biblioth. Dieser bediente man sich in der griechischen Kirche; und sie haben die meiste Aehnlichkeit mit den Martyrologien der latei-

niſchen Kirche. Auch die Griechen hatten ihre Paſſionalen oder Leidensgeſchichten der Martyrer, ihre Synaxarien oder regiſtrirte Geſchichten der Heiligen, die am Tage der Synaxis oder der Verſammlung abgeleſen wurden; ihre Menäen, oder Auszüge aus den Geſchichten der Heiligen. Einige wollen für den erſten Verfaſſer derſelben den heiligen Johannes von Damaskus halten; mit mehrerem Grunde aber glaubt man, daß das älteſte griechiſche Synaxarium und Menologium unter dem Kaiſer Baſilius dem jüngeren Porphyrogeneta genannt; der im Jahre 1025 geſtorben, herausgekommen ſey.

Priez. Griechiſch kann ich nicht ein Wort leſen, zu geſchweigen daß ich es verſtünde; da machen ſie ſich alſo keine Mühe, Herr Bibliothekar! mir viel von griechiſchen Legenden vorzuſagen.

Biblioth. Die griechiſchen Menäen und Menologien wurden auch in Anſehung der Lebensbeſchreibungen der Heiligen nach ſehr ſchlechten Muſtern geſammelt. Die abgeſchmackteſten Fa-

beln,

beln, offenbare Widersprüche, Dinge wider die Reinigkeit und Heiligkeit der Religion, und wider die guten Sitten, den Heiligen selbsten in Mund gelegte Zweideutigkeiten und Lügen sind herrschend darinn. Belieben sie da die venezianischen Ausgaben von 1525 und 1639 in sechs Bänden in Folio anzusehen.

Priez. Aber um Gotteswillen! was thäte ich denn mit diesen 6 Bänden. Auf meine Ehre! ich kenne nicht einmal das griechische A, B, C.

Biblioth. Wir haben Uibersetzungen vom Peter Arkudius, welche der Abt Ughelli im sechsten Bande seines Werkes Italia sacra; vom Kardinal Sirlet, welche Kanisius im anderen Bande seiner lectionum antiquarum drucken ließ. Auch Rader ein deutscher Jesuit, welcher verschiedene Histörchen aus den griechischen Menäen zog, machte sich anheischig, eine Uibersetzung zu liefern; allein dieses Vorhaben wurde durch seinen Tod vereitelt.

Priez.

Priez. Requieſcat in pace. Ich bin froh, daß nichts daraus geworden, ſo erſpare ich das Leſen. Zwar ich hätte ſie ohnehin nicht geleſen, nachdem ich nun die Beſchaffenheit weis, die es mit den griechiſchen Menologien hat.

Biblioth. Simeon Metaphraſtes hätte in Zeiten eines beſſeren Geſchmackes leben ſollen. Das wäre ein Mann geweſen, die Menologien zu entlarven. Er hatte Witz, Beredſamkeit, und Wiſſenſchaft.

Priez. Wer war der Metaphraſtes, und wo lebte er?

Biblioth. Er erſchien unter Kaiſer Leo dem Weiſen dem Sohn und Nachfolger Baſilius des erſten; war zu Konſtantinopel gebohren, aus einer anſehnlichen Familie, und mit vortreflichen Natursgaben verſehen; weßwegen er auch die vornehmſten Stellen des Reiches, und ſowohl das Amt eines Oberhofmarſchalls, als jenes des erſten Finanzminiſters bekleidete, und arbeitete an den Lebens-

beſchreibungen gegen das Jahr 912, welches das erſte der Regierung des Konſtantinus Porphyrogenetta iſt.

Priez. Damal muß es zu Konſtantinopel noch ſchlechter um das Finanzweſen, als jetzt ausgeſehen haben. Beim Hofmarſchallamte muß es weiter auch nicht viel zu arbeiten gegeben haben, weil der Herr Hofmarſchall und Finanzminiſter ſich auf's Legendenſchreiben verlegt hat.

Biblioth. Das war nur ſeine Erholungsarbeit, die er zuweilen zwiſchen ſeinen Geſchäften vornahm.

Priez. Nein, das ſchwöre ich; hätte ich nicht das Gelübd gemacht, aus Unterhaltung ſchrieb ich gewiß keine Legende. Sagen ſie mir aber nur; iſt etwas brauchbares von ihm vorhanden; oder iſt etwa an ſeiner Arbeit auch nichts richtiges?

Biblioth. Er ſammelte vor allen eine Menge Lebensbeſchreibungen; die er für gut hielte,

ließ

ließ er unverändert, bei den übrigen aber verbesserte er die Schreibart; machte vielen Heiligen eine Lebensbeschreibung aus seinem Kopf, und nach seiner Einbildungskraft; ja er gab Regeln, wie man den Lügen mit einer Wahrscheinlichkeit das Ansehen der Bescheidenheit geben könne, vergestalt, daß man glauben sollte, er habe Lehren der Dichtkunst vortragen wollen. *

Prisz. Das ist wieder eine saubere Arbeit.

Biblioth. Die Griechen erhoben diese Arbeit doch mit Lobsprüchen, und sowohl griechische, als unsere Legendenschreiber sind in ihren Arbeiten getreue Metaphrastes geworden; denn Metaphrastes bedeutet einen, der übersetzet, und zugleich Zusätze macht. Allein Baronnius, Aubertus Miräus, Jakob Loppin, Thomas Ruinart, Tillemont haben bewiesen, daß das, was man an Metaphrastes loben will, in Betrachtung mit dem, wie er der Wahr-

* Surius act. d. 20 Iul. p. 248.

Wahrheit geſchadet, gänzlich hinwegfalle. Hören ſie nur, was der Jeſuit und Kardinal Bellarmin von ihm ſagt: * Metaphraſtes hat vieles aus ſeinem Kopfe zu den Geſchichten des Lebens der Heiligen hinzugethan, und die Begebenheiten erzehlet, nicht wie ſie wirklich vorgegangen, ſondern wie ſie hätten vorgehen können. Die Reden, welche er die Martyrer halten ließ, die Geſpräche, die Streitigkeiten mit ihren Richtern und Verfolgern, die zahlreichen und wunderwürdigen Bekehrungen der Heiden, die umher ſtehen, die unerhörten Wunderzeichen, und ſoviele andere Sachen, wovon wir in den alten Schriftſtellern der Kirchengeſchichte nichts antreffen, ſind alles ſeine eigene Erfindung. Sehen ſie! ſo redet ein Jeſuit! habe ich ihnen nicht verſprochen, auch noch aus Jeſuitenbüchern das Verdächtige und Unrichtige der Legenden darzuthun?

Prieſz.

* De Script. eccles. an. 850.

Prisz. Ich bite sie; schweigen sie mir von den griechischen Menologien; ich will die übrigen gar nicht nennen hören. Sie werden alle nach dem griechischen Geschmacke, hiemit um nicht viel richtiger seyn. Wir sind einmal in der lateinischen Kirche, und ich bin zufrieden, wenn sie mir in dieser etwas ganz verläßliches geben können; denn bisher habe ich auch von den Legendenschreibern der lateinischen Kirche noch nichts vollkommen sicheres gehöret.

Biblioth. Unter dem, was die Schriftsteller der lateinischen Kirche seit dem neunten Jahrhundert geliefert haben, war das berühmteste in Versen unter dem Titul: Triumph der Martyrer und Bekenner der lateinischen oder abendländischen Kirche in 15 Büchern besungen von dem berühmten Flodoard Kanonikus zu Rheims.

Prisz. Fünfzehn Bände; da habe ich genug zu lesen.

Biblioth. Ich kann ihnen keinen Band davon geben; denn wir haben ihn nicht. Man

will

will wiſſen, daß es in der Bibliothek der groſſen Kirche zu Trier aufbehalten wird, und ſich davon eine Abſchrift in der Kirche der Karmeliter Dehaux zu Paris befinde.

Priez. Deßwegen reiſe ich weder nach Trier, weder nach Paris.

Biblioth. Der Auszug, welchen Don Thiery daraus gemacht, und welchen uns du Pin geliefert hat, * zeiget, daß Flodoard mit falſchen Nachrichten reichlich verſehen war.

Priez. Ich habe es ſchon geſagt, daß ich darum weder nach Trier, weder nach Paris reiſe. Das gieng noch ab, daß man um Lügen eine ſo weite Reiſe machen ſolle.

Biblioth. Gegen das End des eilften Jahrhunderts machte ſich durch ſeine Werke über die Leben der Heiligen Goszelin beliebt, ein Mönch aus der Abtei St Bertin zu St. Omer in Artois. Er war ganz Metaphraſtes.

Priez.

* Hiſt. eccl. 10. ſiecl. p. 331.

Prisz. Still! ich habe schon genug.

Biblioth. Es sind auch die meisten seiner Werke nicht mehr vorfindig.

Prisz. Ist gar kein Schade darum.

Biblioth. Ein deutscher Mönch Zisterzienserordens Cäsarius von Heisterbach, ein frommer, aber unwissender, und bis zur Ausschweifung leichtgläubiger Mann, * welcher zur Zeit des Kaisers Friederich des anderen gestorben, hat gleichfalls Lebensbeschreibungen der Heiligen, und zwölf Bücher oder Gespräche von Wundern und wunderbahren Geschichten geliefert. Seine Arbeit ist eine Sammlung lauter Märchen.

Prisz. Einen anderen, einen anderen bitte ich mir aus.

Biblioth. Vinzenz von Beauvais ein Jakobiner aus Burgund, welcher anno 1264 starb, und

* Baillet Abh. pag. 597.

und die Kronik des im Jahre 1227 verſtorbenen Ziſterzienſermönchs Helinand benützte, ſchrieb mit dem nämlichen Mangel der Einſichten, wie ſein Vorgänger; und zu Ende deſſelben Jahrhunderts kam die güldene Legende des Jakobs von Varaſe oder de voragine heraus.

Priez. De voragine? das iſt ein wunderlicher Name.

Biblioth. Er war zu Varraggio einer kleinen auf den Küſten von Liguriën gelegenen Stadt zwiſchen Genua und Savona gebohren. Man nannte ihn aber lieber de voragine als de varagine, weil vorago ein Schlund in Rückſicht auf ihn bedeutender war. Er war Generalvikar der Dominikaner, und nachhin Erzbiſchof von Genua.

Priez. Alſo der hat einmal eine Arbeit geliefert, die verdient hat, die güldene Legende genannt zu werden.

Biblioth. Hierüber muß ich ihnen wieder aus meinen Notaten lesen, dergleichen ich bei jeder Bücherschranke einige einlege. Wizelius, ein deutscher und katholischer Schriftsteller, der auch vieles gegen Luther geschrieben, sagt von dieser güldenen Legende: **Ein blinder könne von der Abbildung urtheilen, die Voragine von seinen Heiligen macht; dieser Legendenschreiber hat zu viele Fabeln in sein Werk eingemischt, und sey deßwegen auch bei allen vernünftigen Leuten in Verachtung gekommen.** * Der berühmte Vives ein Spanier von Geburt, ein Mann von grosser Einsicht und gereinigtem Geschmacke, der 1537 zu Brügge starb, giebt folgendes Urtheil: **Was man die güldene Legende nennt, ist eine den Heiligen und einem jeden Christen sehr unanständige Sache. Ich weiß nicht, warum man sie gülden nennet, da sie doch von einem Menschen geschrieben ist, der nothwendig einen eisernen Mund,**

* Hagiologia. præf.

bekomme ja zum Plunder beinahe gar nichts, was mir zu einem verläßlichen Muſter dienen könnte.

Biblioth. Weil ſie ſchon den Namen Metaphraſtes gar nicht hören können; ſo werde ich mit dem Surius auch keine Ehre aufheben.

Priez. Iſt das wieder ein Metaphraſtes?

Biblioth. Verſchiedene nennen ihn den Metaphraſtes der Lateiner; ja Wangnereck und Allatius ſagen; er habe es ärger gemacht, als Metaphraſtes. * Sogar Baronnius beſchweret ſich über die Willkur des Surius: Was hat Surius anderes gethan (ſchreibt Rosweida **) als daß er das Anſehen ſeiner Urſchriften vernichtet, indem er ihnen ihre erſte Geſtalt und natürliche Schreibart genommen, unter dem Vorwande ihnen das rauhe und unſchlachtige

* Zeiler Hiſt. T. I. P. 2 p. 234.

** Præf. faſt.

Prioz. Bei dieſer goldenen Legende iſt alſo ſehr ſchlechtes Gold, und viel Zuſatz. Höre ich denn aber nicht bald etwas, was gewichtiger wäre?

Biblioth. Peter Kalo von Chioſa und Bernard Guidonis oder von Guy aus der Gegend Limoges Biſchof zu Tuy in Gallizien, und hernach zu Lodeve in Languedok zween Dominikaner des vierzehenten Jahrhunderts waren nur Sammler der Lebensbeſchreibungen der Heiligen; und hiemit können ſie auf ihre Werke aus meinen bisherigen Bemerkungen ſchlieſſen. Sodann aber kam Peter Natalis Biſchof von Equilia ein Venezianer mit ſeiner Geſchichte der Heiligen im Jahre 1372 daher, woran er noch als Pfarrer arbeitete. Eſpenzäus fand in dieſem Werke mehr Fabeln und Poſſen, als Miſt in dem Stalle des Augias * geweſen. Peter Natalis hat ſogar Heilige aus dem alten Teſtamente aufgeſucht, die niemals von der Kirche verehret worden; ſelbſt von Ketzern hat er

* in 2 Thimoth. 4 n. 21.

Martyrer und Bekenner hergeholet, dergestalt, daß sein Werk sogar für gefährlich angesehen wird. * Gewissenhafter hatte freylich Bonin Mombrice ein Mayländer zur Zeit Papst's Sixtus des IV. geschrieben. Nur trieb er leider aus Hochachtung für das Alterthum seine Gewissenhaftigkeit so weit, daß er auch die gröbsten Fehler und die unsichersten Urkunden beibehielt.

Prisz. Was wird denn das noch werden? Ich habe ja noch nicht ein einziges verläßliches Buch, an welches ich mich sicher halten könnte.

Biblioth. Nur Geduld! ich habe auch geduldig ihre Erscheinungen und Entzückungen angehöret. Le Fevre aus Etaples einer kleinen Stadt in der Niederpikardie machte sich mit Hilfe der schönen Wissenschaften und der Mathematik gegen die damaligen philosophischen und theologischen Sophisten, und auch gegen die Legende. Er ließ schon den ersten Band, wel-

* Baillet. Abh. §. 39.

welcher die Martyrer des Monats Jänner enthielt, unter dem Titul agones Martyrum im Jahre 1525 drucken. Er litt aber hierüber so viele Verfolgungen, daß er kümmerlich noch das Glück erhielt, nach genommener Zuflucht zur Königin von Navarra im Jahre 1537 als ein ehrlicher Katholik sterben zu können. *

Priaz. Das ist ein schlechter Lohn für einen, der doch einmal eine ehrliche Legende herausgeben will. Das wird gewiß andere abgeschrecket haben. Hierauf lasse ich mich nicht ein; eher würde ich um Dispensazion von meinem Gelübde einkommen.

Biblioth. Zu eben der Zeit hatte eine gleiche gute Absicht in Spanien Antonius von Lubrixa oder Nebrissensis. Allein auch dieser hatte Hindernisse erfahren, und die nach seinem Tod gemachte Sammlung seiner Arbeiten, die 1527 zu Logrono in Druck kam, enthielt nichts, dann Abschriften der Urkunden der Martyrer mit Verbesserungen und Randglossen, welche aber

* Baillet §. 41.

aber eben wegen sovieler Hinderniſſe den Werth einer verläßlichen Unternehmung nicht erreichen konnten. Ein anderer Spanier Johann Maldonat Großvikarius des Biſchofs zu Burgos in Altkaſtilien machte auch eine Sammlung von Lebensgeſchichten der Heiligen im Jahre 1530. Er ſelbſt erkannte aber, daß es einer Verbeſſerung bedarf, wie er dann auch wirklich einiges verbeſſert hat. Georg Wizelius von Fulda, der ſich gleichfalls vor den Fabeln und Thorheiten der goldenen Legende verwahren wollte, bekannte ganz aufrichtig bei ſeiner Geſchichte der Heiligen unter dem Titul Hagiologium, welches im Jahre 1541 gedruckt wurde, daß es ihm an Büchern und anderen nöthigen Hilfsmitteln zur glücklichen Ausführung ſeines Unternehmens fehle.

Prisz. Ich werde wohl vielleicht noch zuletzt ein gleiches Bekenntniß machen müſſen.

Biblioth. Aloiſius oder Ludwig Lipoman ein Italiener Biſchof zu Verona, und nachhin zu Bergamo, den der Papſt bei der Kirchenverſammlung zu Trident ganz wohl benützte, wuß-

wußte zu seiner Sammlung von allerhand Lebensbeschreibungen schon Hilfsmittel zu finden. Um sein Werk zu vergrössern, ließ er die Lebensbeschreibungen des Metaphrastes, und die, welche unter dessen Namen bekannt sind, übersetzen.

Prisz. Sobald ich was vom Metaphrastes höre; so hab ich schon genug.

Biblioth. Der erste Band seiner Arbeit kam 1551, und der achte nach seinem im Jahre 1559 erfolgten Tode heraus.

Prisz. Meinetwegen. Das Muster Metaphrastes ist alles, was einen Legendenschreiber bei mir schon jetzt auf immer aus dem Kredit bringet.

Biblioth. Ich wette; sie werden entweder ein stattlicher Legendenschreiber, oder gar keiner.

Prisz. Ich gestehe ihnen, wenn ich das Gelübd nicht gemacht hätte; so gäbe ich recht gern schon jetzt das ganze Legendenschreiben auf. Ich be-

Biblioth. Erlauben ſie mir — Er ſah ſelbſt ein, daß dieſes ſeine Kräfte überſteige. Er bekam auch im Jahre 1635 den Pater Gottfried Henſchenius zum Gehilfen. Im Jahre 1641 kam ſchon der Monat Januarius in zween ſtarken Bänden heraus.

Prisz. Iſt es für ein verläßliches Werk von allen Verſtändigen erkannt worden?

Biblioth. Man tadelte ſogleich, daß ungewiſſe Stücke nicht hinweggelaſſen, um ſich keine Händel zuzuziehen; daß er viele Neigung gegen die gemeineren unrichtigeren Uiberlieferungen bewieſen; und daß die ungeheure Gröſſe des Werkes einſtens der gelehrten Welt zur Laſt gereichen würde. Es wurden auch bald Fabeln entdecket, und eingeſtanden, die Bollandus genau nachgeſchrieben hat, wie ſie ihm vor's Geſicht kamen.

Prisz. Das habe ich mir ja eingebildet; und doch haben ſie weiter geſchrieben?

Biblioth.

ge zu benehmen, und ſie beſſer auszupuzen. Er hat die hiſtoriſche Wahrheit in vielen Stellen geſchwächt, denen er einen falſchen und fremden Sinn gegeben, weil er ſie nicht verſtanden. Die Kunſt hat in dieſem Falle die Natur verdorben. Wozu nüzt uns die Annehmlichkeit der Schreibart, wenn ſie uns den Reiz der Wahrheit entzieht, und dasjenige verſtecket, woran uns am meiſten gelegen, es nach der Natur zu kennen.

Priez. Wer war er denn?

Biblioth. Ein Kartheuſer, der ſich zu Köln aufhielt. Er war von Lübek gebürtig, und ſtarb 1578. Eigentlich geht das, was er geſchrieben hat, nur bis auf den Monat Junius in ſechs Bänden. Seine Stelle wurde durch Jakob Miſander einen Kartheuſer aus eben dem Orte erſetzet; dieſer lieferte den ſiebenten Band, worin den ſpäter eingelangten Stücken ihr Ort in den ſechs erſten Bänden angewieſen wird: und ſtarb im Jahre 1589. Nach dem Tod des Miſanders wollte nun alles

den

rad Janning ersetzet wurde, so wie der Henschenius, der im Jahre 1681 starb, schon in seiner Krankheit den Pater Franz Baert zum Gehilfen hatte. Nach dem Tod des Henschenius war Papebroch das Haupt der Unternehmung. Vom Monate May kamen also die ersten drey Bände im Jahre 1680; der vierte und fünfte im Jahre 1685; der sechste und siebente im Jahre 1688.

Priez. Ich bitte sie um alles in der Welt; nennen sie mir keinen Monat; keinen Gehilfen, und nicht so viele Bände mehr. Ich sehe sie da alle vor mir stehen, habe weder Zeit weder Lust, sie zu lesen; und glaube gern, daß die Bollandisten alles zusammgebracht haben, was sie nur immer haben zusammbringen können. Aber dieses macht eben noch nicht in Ansehung der Verläßlichkeit alles aus; sondern es wird einem vielmehr schwerer, aus so vielen gesammelten Nachrichten das Wahre heraus zu finden. Das ist noch ärger, als wenn man alle Zeitungsblätter zusammschreiben, und abdrucken ließ.

Priez. Brado! der wird alſo einmal was geliefert haben, was man ſich zum Muſter nehmen kann.

Biblioth. Nach dem Entwurf, den er gemacht hatte, ſollte das Werk aus 16 groſſen Bänden, und noch dazu aus einem anderen mit kritiſchen Anmerkungen, und aus einem mit Regiſtern beſtehen. Zur Probe, und um der Welt von dem Werthe ſeines Unternehmens einen Vorgeſchmack zu geben, ließ er 1604 Jahrbücher der Heiligen, deren Lebensbeſchreibungen er in den Bibliothecken der Niederländer in Handſchriften gefunden hat, wie auch vorgefundene gerichtliche Urkunden von dem Tod des Martyrers Tarokon und ſeiner Mitgenoſſenen drucken. Allein er wurde vom Tod übereilt, weil er bei ſeinem Martyrologium, ſeinem Leben der Väter aus der Wüſten, ſeiner niederländiſchen Legende, ſeiner Kirchengeſchichte, und vielen anderen Werken ſeine Kräften erſchöpfet hat; folglich auch ein ſo groſſes Unternehmen niemal hat ausführen können, zu welchem nach Meinung des Bellarmins eine Lebenszeit von 206 Jahren kaum zureicht.

Prisz. Zweyhundert Jahre? Da darf ich mein Gelübd gleich aufgeben; ſo lange lebe ich gewiß nicht.

Biblioth. Bleiben ſie nur noch. Da ſehen ſie die Bollandiſten in der Reihe hinauf ſtehn.

Prisz. Um des Himmels willen! das ſind ja bei 50 Tom. Wer wird dieſe alle leſen? Auf meine Ehre! ich getraute mir nicht, ſie vor fünf und zwanzig Jahren auszuleſen. Wann würde ich hiernach mit meiner Legende fertig? — Wer ſind denn dieſe Bollandiſten, und warum nennt man ſie ſo?

Biblioth. Bollandus ein Jeſuit fieng zu Antwerpen im Jahre 1630 dieſe Arbeit an, um die Unternehmung des Rosweida auszuführen.

Prisz. Und der lebt noch?

Biblioth. Wie kann ihnen dieſes beifallen?

Prisz. Weil Bellarmin zweyhundert Jahre zu einer solchen Unternehmung fodert.

Biblioth. Er machte nur den Anfang, führte deßwegen einen Briefwechsel durch ganz Europa, um die nöthigen Hilfsmittel aus allen Bibliotheken, Kartausen, und Kabineten zu erhalten.

Prisz. Wenn aber daselbst überall so viel unrichtiges und unverläßliches war, hat er es richtig und verläßlich machen wollen?

Biblioth. Er entdeckte gleich, daß Roswei-da viele Urkunden für ächt angegeben, die nichts, als verdorbene Abschriften und Zusätze waren, und machte sich über die Untersuchung und Prüfung alles dessen, was ihm eingeschickt wurde.

Prisz. Viel Glück! werden wohl auch über seine Prüfungen wieder von anderen eben so Prüfungen gemacht worden seyn. Lieber Gott! ein einziger Mensch —

Biblioth.

Biblioth. Erlauben ſie mir — Er ſah ſelbſt ein, daß dieſes ſeine Kräfte überſteige. Er bekam auch im Jahre 1635 den Pater Gottfried Henſchenius zum Gehilfen. Im Jahre 1641 kam ſchon der Monat Januarius in zween ſtarken Bänden heraus.

Priez. Iſt es für ein verläßliches Werk von allen Verſtändigen erkannt worden?

Biblioth. Man tadelte ſogleich, daß ungewiſſe Stücke nicht hinweggelaſſen, um ſich keine Händel zuzuziehen; daß er viele Neigung gegen die gemeineren unrichtigeren Uiberlieferungen bewieſen; und daß die ungeheure Gröſſe des Werkes einſtens der gelehrten Welt zur Laſt gereichen würde. Es wurden auch bald Fabeln entdecket, und eingeſtanden, die Bollandus genau nachgeſchrieben hat, wie ſie ihm vor's Geſicht kamen.

Priez. Das habe ich mir ja eingebildet; und doch haben ſie weiter geſchrieben?

Biblioth.

Biblioth. Der Monat Februarius erſchien in drey Bänden im Jahre 1658. Zwey Jahre hernach wurde Pater Daniel Papebroch ihr Gehilf. Dieſer machte mit dem Henſchenius eine Reiſe in Italien und Frankreich, um einen Vorrath an Handſchriften und Nachrichten zuſammzubringen. Im Jahre 1665 ſtarb Bollandus; und ſelbſt er gab noch zuletzt ſeinen Gehilfen den Auftrag, dasjenige in ſeinem Namen zu widerruffen, was er ſelbſt würde widerruffen haben; und das übrige nach ihren Gutachten zu verbeſſern.

Prisz. Da haben wir's. Wenn man die ungeheuren Bände geleſen hat, ſodann kömmt erſt die Widerruffung und Verbeſſerung, und hierauf wieder eine Verbeſſerung, und zuletzt iſt doch nichts verläßlich.

Biblioth. Der Monat März in drey Bänden lag ſchon im Jahre 1668 zum Druck fertig. Der Monat April in drey Bänden im Jahre 1675. Zum Monat May bekamen ſie den Pater Daniel Kardon zum Gehilfen, welcher aber bald ſtarb, und durch den Pater Konrad

rad Janning erſetzet wurde, ſo wie der Henſchenius, der im Jahre 1681 ſtarb, ſchon in ſeiner Krankheit den Pater Franz Baert zum Gehilfen hatte. Nach dem Tod des Henſchenius war Papebroch das Haupt der Unternehmung. Vom Monate May kamen alſo die erſten drey Bände im Jahre 1680; der vierte und fünfte im Jahre 1685; der ſechſte und ſiebente im Jahre 1688.

Prieſ. Ich bitte ſie um alles in der Welt; nennen ſie mir keinen Monat; keinen Gehilfen, und nicht ſo viele Bände mehr. Ich ſehe ſie da alle vor mir ſtehen, habe weder Zeit weder Luſt, ſie zu leſen; und glaube gern, daß die Bollandiſten alles zuſammgebracht haben, was ſie nur immer haben zuſammbringen können. Aber dieſes macht eben noch nicht in Anſehung der Verläßlichkeit alles aus; ſondern es wird einem vielmehr ſchwerer, aus ſo vielen geſammelten Nachrichten das Wahre heraus zu finden. Das iſt noch ärger, als wenn man alle Zeitungsblätter zuſammſchreiben, und abdrucken ließ.

Biblioth. Ich muß ihnen bekennen, daß auch deßwegen die Geſchichte der Martyrer der erſten Jahrhunderte, welche im Jahre 1689 zu Paris Don Thierry Ruinart ein Benediktiner der Kongregazion des heiligen Maurus mit gelehrten Anmerkungen herausgegeben; mehreren Beifall erhalten hat.

Prisz. Ich bedürfte aber nicht nur von Martyrern der erſten Jahrhunderte, ſondern von Beichtigern, Einſiedlern und allen Heiligen eine kurzgefaßte richtige Geſchichte, die ich zum Muſter nehmen könnte.

Biblioth. Mein lieber Priszilian! denken ſie nur zurück auf die Haupturſachen, die ich vorhin angezeiget habe, warum wir etwas gar verläßliches nicht haben können. Ich will ihnen ſpaniſche Legenden geben.

Prisz. Was ſoll ich mit den ſpaniſchen Legenden thun. Ich verſtehe kein Wort ſpaniſch.

Biblioth. Sie sind ja übersetzt. Die Spanier liebten diesen Titul der Legenden: **Ausbund der Heiligen.**

Priez. Der Author solle lieber ein Ausbund seyn.

Biblioth. Die meisten spanischen Legenden sind nichts, als eine Sammlung falscher Urkunden, und anderer verdächtiger Stücke. Ich versichere sie, daß, ob man gleich des Kochems Legende für das dümmste hält, doch Ribadeneira den Kochem in der dummen, plumpen, und fabelhaften Schreibart weit übertreffe.

Priez. Und auf den Ribadeneira habe ich alles gehalten.

Biblioth. Mit französischen Legenden werde ich auch nicht aufwarten dürfen?

Priez. Ich verstehe vom französischen auch nichts.

Biblioth. Die Arbeiten des Tillemonts, und mehrerer Franzoſen, welche die Erbauung der Seelen mehr, als ſonderbare Begebenheiten und Wunder zur Abſicht nahmen, ſind gewiß nützlicher zur Leſung, als ſo viele andere Legenden, die mit Mirakeln, Erſcheinungen, Entzückungen, und dergleichen Fabeln das Gehirn einnehmen, oder wohl gar zu fanatiſchen Handlungen Anlaß geben, worunter unſere deutſchen Volkslegenden vorzüglich gehören.

Prisz. Was thue ich denn alſo jetzt?

Biblioth. Was ſie wollen.

Prisz. Das Wollen wäre ein leichtes; aber das Ausführen.

Biblioth. Wenn ſie ihrem Gelübde, und dem ihnen vom heiligen Dionis gegebenen Befehle nachkommen wollen; nun ſo müſſen ſie doch alle ſchon gelieferte Arbeiten über die Geſchichten der Heiligen leſen, ſolche zuſammhalten, das Beſte und Wahrhafteſte herausſuchen, und

ſodann gleichwohl ihre Legende zu ſchreiben anfangen.

Priez. Wenn das nur nicht ſo eine Menge Bücher wäre.

Biblioth. O! die ſind noch nicht alle. Wenn ſie (wie ſie mir doch ſagten) das Leben eines jeden Heiligen ſchreiben wollen; ſo müſſen ſie wiſſen, daß der Orient und der Occident, Portugal und Spanien, Frankreich und Wälſchland, England und Deutſchland, und jede Provinz ihre beſondere Heiligen, und ihre beſondere Legendenſchreiber habe. Weiters haben wir beſondere Legenden von Weltprieſtern, von Ordensleuten, und zwar von einem jeden Orden inſonderheit; von heiligen Jungfrauen, heiligen Weibern, heiligen Wittfrauen, heiligen Jünglingen, heiligen Ehemännern, heiligen Regenten, heiligen Hofleuten, heiligen Soldaten, heiligen Magiſtratsperſonen, heiligen Theologen, heiligen Advokaten, heiligen Aerzten, heiligen Künſtlern, heiligen Bürgern, heiligen Bauern, Dienſtboten, und Hirten, und ſo weiter — dieſe müſ-

ſen

sen sie alle durchgehen, bevor sie eine Feder ansetzen. Soll ich ihnen die Verfasser alle daher nennen, und diejenigen Werke vorzeigen, die wir hievon in der Bibliothek haben; ich nenne sie zwar nicht alle gern daher, weil man unschickliche Bücher durch Benennung nur bekannt macht.

Prisz. Nein, nein! machen sie sich keine Mühe. Jetzt glaube ich's dem Bellarmin, daß man zu einer vollständigen Legend zweyhundert Jahre braucht. Wie wäre es, Herr Bibliothekar! wenn ich standweise schriebe? und in dem ersten Theile die heiligen Advokaten lieferte? Ich glaube, hierüber würde ich mit dem Lesen und Schreiben am geschwindesten fertig seyn.

Biblioth. Sie irren sich; Roberti hat 50 heilige Rechtsgelehrte zusammgebracht.

Prisz. Das ist unmöglich; ich habe in meinem Leben nur vom heiligen Ivo gehöret.

Biblioth. Sehen sie, wie nothwendig es ist, daß sie alles lesen, was in den bisher geschriebe-

nen

nen Geſchichten von dieſen 50 Advokaten vorkömmt.

Prisz. Mein Gelübd werde ich ja doch nicht etwa nur im Schlafe, oder im Taumel gemacht haben?

Biblioth. Mir ſcheinet es wohl. Sie können mir dieſe Meinung um ſo weniger übel ausrechnen, da ſie mir ſo freymüthig geſtanden, daß ſie bei der Tafel dem Oedenburgerausbruch zu viel gethan haben. Nach der Tafel wird wohl auch wieder ſeyn getrunken worden?

Prisz. Kann's nicht laugnen; Wein war immer bis auf den Abend genug und gut vorhanden, und da geht ſo ein Glas nach dem andern im Diskurſe unter guten Freunden hinein, daß man es ſelbſt nicht merkt.

Biblioth. Nun zweifeln ſie gar nicht mehr, daß dieſe Exzeſſe mit den Vorſtellungen in Gährung kamen, von welchen ihre Phantaſie durch die Legende ſchon überſpannt war, und daß hie-

hiedurch ihre Erſcheinung, ihre Entzückung, und ihr Gelübd hervorgebracht wurde. Ich wette, daß ſie, wie ſie erwachten, ſich auf den Boden liegend fanden, und nachhin aufknieeten, auch dieſes noch im Schlafe und Taumel geſchehen.

Prioz. Ich muß es bekennen, frei bin ich nicht gekniet, ſondern ich lehnte knieend am Bette mit darauf geneigtem Kopf, ſo wie es mir öfters beim Leſen geſchieht, daß der Kopf auf dem Buch liegt; aber das weis ich gewiß, daß die Hand noch mit denen zum Gelübd aufgehobenen Fingern auf dem Polſter ausgeſtreckt lag, wie der Frater Portner zu mir kam.

Biblioth. Das beweiſet eben, daß ſie im Schlafe und Taumel Hand und Finger auf den Polſter hingeſtrecket, und ſich ungezweifelt werden bemühet haben, wieder in das Bett zu kommen; wozu ſie aber noch nicht genug Kraft und Gegenwart hatten, folglich in dieſer Stellung lehnen blieben.

Prioz.

Prisz. Sie sind ein gelehrter, ein einsichtsvoller, und gewissenhafter Mann, und hätten nichts davon, wenn ich wegen eines nicht erfüllten Gelübdes zum Teufel führe. — Sie bringen mich wirklich dahin, daß ich auf mein Gelübd nicht mehr viel halte.

Biblioth. Ich schätze mich und sie glücklich, wenn sie nichts mehr darauf halten, so wie auch nichts darauf zu halten ist.

Prisz. Nun, ich folge ihnen; ich will expreſse nichts darauf halten, und lasse das ganze Legendenschreiben stehen. Der Plunder möchte soviel unverkäßlichs Gezeug lesen; wornach man zuletzt nicht wüßte, wie man daran ist. Ich habe mich aber doch zu bedanken für die erstaunliche Geduld und Mühe, die sie mit mir gehabt haben, bis sie mir so vieles gezeigt, und erkläret haben.

Biblioth. Sie sind mir keinen Dank schuldig; ich danke ihnen vielmehr, daß sie mir nach meinem Wunsch Gehör gegeben, und den Gedanken vom Legendenschreiben so geschwind ha-

haben fahren laſſen, womit ſie ſich ſelbſt und anderen gewiß den beſten Dienſt erweiſen. Sollte ſie noch jemal der Gedanke anwandeln, eine Legende zu ſchreiben; ſo müſſen ſie mir doch ſodann die Werke des Launoi, die ſie hier ſehen —

Prisz. Schon wieder 15 Bände —

Biblioth. Nur das, was er von Heiligen geſchrieben, ſollen ſie mir leſen. Dieſes wird ſie vollkommen heilen; denn Launoi iſt der, welcher die Lebensbeſchreibungen der Heiligen, und ihre Verfaſſer recht zu muſtern gewußt hat. Da vergeht ihnen gewiß der Geſchmack an Legenden auf immer; und ſie werden die Heiligen ſelbſt auf eine geringere Anzahl zu bringen lernen, als die Zahl derſelben bei den Legendenſchreibern iſt.

Prisz. Seyn ſie unbeſorgt über meinen Vorſatz, keine Feder an eine Legende in meinem Leben anzuſetzen. Ich habe dieſen Vorſatz, Gott ſey Dank! jetzt nüchtern gemacht, und ich halte ihn gewiß.

Biblioth.

Biblioth. Mein lieber Pater Priszilian! Eine gute Legende ist schon recht, zum Beispiel, wenn darinn mit Hinweglassung alles Ungewissen, und noch mehr der Fabeln angeführet wird, wie dieser oder jener Heilige die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, gegen seinen Nebenmenschen, die Pflichten seines Standes und Amtes nach den natürlichen Gesetzen, und nach der evangelischen Lehre zu erfüllen bemühet war, und wie wir ihm hierinn nachahmen sollen. Eine solche Legende ist erbaulich und nützlich.

Prisz. Also auch von Mirakeln nicht viel?

Biblioth. Wunder sind noch kein sicherer Beweis der Heiligkeit. Das sollen sie ja aus des Evangelisten Matthäi siebentem Kapitel 22tem Vers wissen. Petrus Damianus zeiget gar schön, * daß es eine Heiligkeit ohne Wunder gebe, und daß ein heiliges Leben über die Wunder vielen Vortheil habe; weil es ein nützliches Beispiel zur Nachfolge giebt, da die Wun-

* Epist. 19. l. 1. n. 14. vita d. Lorie.

Wunder nichts als Bewunderung erwecken. Ja ich behaupte, daß mehr Nutzen und Erbauung beim Volk durch Anführung der Fehler, welche die Heiligen als Menschen an sich gehabt haben, als durch Anführung übertriebener Wunder verschaffet werden könne, weil hierdurch nicht nur der wahre Begriff von den Pflichten gegen Gott, die zwar nie eine Entehrung Gottes, aber auch nie eine den Pflichten gegen sich und seinen Nebenmenschen; und überhaupt keine der gesunden Vernunft entgegen gesetzte Handlungen zulassen, beim Volk geschärfet würde; dem Leser würde auch die Beurtheilung dessen, was wirklich nachahmungs würdig ist, das Erkenntniß der Gott schuldigen Unterwerfung; und wie wir seiner Gnade beständig bedürftig sind, um dieses und jenes zu vermeiden, in was sogar Heilige wegen Mangel des Unterrichtes und Verwechslung des wahren Guten mit dem scheinbaren verfallen sind, anschaulicher. Die Ehre der Heiligen leidet nichts hiebei; die heilige Schrift selbsten stellet uns Heilige vor, wie sie waren, ohne ihre Fehler zu verstecken, oder wohl gar zu loben. Es haben auch selbst viele Heilige in ih-

ren Schriften ihre begangene Fehler angeführet, dann Gott nahm ihnen ja die Menschlichkeit nicht.* Allein hievon werde ich mich mit ihnen ein andermal weitläufiger besprechen.

Prisz. Schon das, was sie mir jetzt gesagt haben, vertreibt mir den dicken Nebel, den ich bisher in meinem Kopfe gehabt habe. Alles dieses höret, leset, und studiret man bei uns nicht. Aber jetzt habe ich auch höchste Zeit, daß ich gehe, sonst kann ich bei der Pforte nicht mehr hinein.

Biblioth. Nun so gehen sie; leben sie wohl, und lassen sie sich von den Bollandisten nichts träumen.

Prisz. Diese habe ich heute zum ersten — und letztenmal gesehen. Ich empfehle mich.

III.

* Ambrosius Apol. David c. 2 Bernard. Serm. de S. Martin. Bei Baronnius das Leben des Theodor Studites am 12ten November. Ribera. vit. Theses l. 1. c. 8. fol. 51.

III.

Teufeln, denen es übel bekommen, die es aber nicht eingeſtehn.

Aſtaroth. Was iſt das für ein Lärm?

Hebelfurk. Wer wird denn die Vorwürfe und Spottereyen leiden, mit welchen Thebar mich nicht allein, ſondern von allen, wie wir da ſind, einen nach den anderen necket.

Aſtaroth. Was ſind das für teufliſche Bubereien, Thebar!

Hebelfurk. Mir wirft er immer vor; ich hätte aus des heiligen Vincentii Ferrerii ſeinem Eſel unter der Predigt geſchrieen, um die Zuhörer zu ſtöhren.

Thebar. Iſt das nicht wahr, daß du dieſen Eſelsſtreich begangen haſt? — Haſt du nicht mit Schande abziehen müſſen, weil es der

Vinzenzius gleich bemerket hat? Du haſt geglaubt, er kenne ſeine Eſeln nicht beſſer. Ja, ja! du biſt ein geſchickter Teufel!

Hebelfurk. Alles das iſt erlogen.

Thebar. Du wirſt ja die Legendenſchreiber nicht Lügen ſtraffen; wirſt alſo wohl das auch nicht eingeſtehen, daß du in Geſtalt eines Waldbruders die Leute wider Vincentium haſt aufhetzen wollen, und daß dich hernach die Schergen beim Kopf erwiſcht, und öffentlich in Arreſt geführet haben.

Hebelfurk. Derſelbe Aufwiegler war ein Menſch; und wie er ihnen aus dem Gefängniſſe wieder entwiſcht iſt, haben ſie gleich einen Teufel daraus gemacht.

Thebar. Geh, ſchweige! Du, und der Mephiſtophiles iſt einer ungeſchickter, als der andere.

Mephiſt. Wenn du geſchickter biſt, nun ſo ſehe, daß du auf Kommiſſionen geſchickt werdeſt.

Kannſt

Kannſt du mir was beweiſen, was ich unſchicklich verrichtet?

Thebar. Um der Höllenwillen! könnte was unſchicklicher ſeyn, als jemanden in Geſtalt eines Hundes zu verſuchen?

Mephiſt. Wer war ein Hund?

Thebar. Du warſt es, und zwar ein groſſer und entſetzlicher Hund, der den Rachen aufgeſperrt, als wenn du den heiligen Dunſtanus gleich verſchlucken wollteſt; hernach aber dich mit einem kleinen Stäblein haſt davon jagen laſſen.

Bellial. Ich weis etwas ärgeres von ihm.

Thebar. Iſt ſchon recht; ſo bin ich doch nicht der einzige, der ihn ſeiner Unſchicklichkeit überführen kann.

Mephiſt. Redet ihr nur zu; es kömmt ſchon die Rede auf mich auch.

den; aber
daß du ge-
kommen, ſe.
ſte. Schau!
und der G
Geſtalt anz.

Dagon.

Thebar.
Mann, de
griffe war,
de angeſpr
Schreyen,
Schnaube
les in Gr.
und zulez
gar nicht
deßwegen,
wohl einig
fangen, o
weil der
muthigen
aufgiengen

Bellial. Ich war zu keiner Zeit bei der Juliana.

Mephist. Hast recht, daß du läugnest. Kein anderer Teufel hat doch noch eine Beicht abgelegt, wie du. Hast du nicht der Juliana, da sie dich in Ketten hatte, gleich so demüthig und offenherzig gebeichtet, daß du eben derjenige Teufel bist, der die Eva im Paradiese zum Apfelbiß, den Kain zum Brudermord, den Nabuchodonosor zur Aufrichtung seiner Bildsäule, den Herodes zum Kindermord, den Judas zur Verrätherei und zum Aufhenken, die Juden zur Steinigung Stephani, den Nero zur Hinrichtung Petri und Pauli, und endlich den Salomon dahin verführet, daß er durch die Weiberliebe zum Narren geworden? — Und hat dir nicht nach dieser Beicht das heilige Jungfräulein mit Fauststreichen eine dermassen kräftige Absoluzion * gegeben, daß du es aus göttlicher Zuthuung empfunden, und jämmerlich geschrieen hast?

* Ribadeneira Legende. Augspurg 1779. erster Theil pag. 402.

Bellial. Ei ſo lüg! —

Mephiſt. Warte ein wenig; ich ſage dir ein jedes Wort deiner Lamentazion; ſie lautete alſo: **Dieſer Spott iſt mir noch nie geſchehen, daß mir ein ſo krippelhaftes Kind dermaſſen ſchimpflich mitfahren, und mich ſo dicht abgezwackt hat; da ich doch ſo vielen tapferen Helden den Hals gebrochen. Ich habe es fein voraus mir eingebildet, daß ich mit ſolchem Trinkgeld werde heimgeſchickt werden, und danke es dem Luzifer mit tauſendfachen Peinen, daß er mich hieher verordnet; dann er hat ſchon vorher wiſſen müſſen, das junge Zieſer ſey Stahlfeſt, und werde ſich nicht von Gott hinweglenken laſſen.** Das iſt wahr; Kourage hat Bellial. Auch auf dem Richtplatze, wohin er Juliana als ein betrübter Sklave mit gehenkten Ohren in Feſſeln folgen mußte, iſt er nur über einen einzigen feurigen Anblick der Juliana wie über einen Blitz erſchrocken, und hat vermeynt, es ſey ſchon an dem, daß es wieder Stöſſe regnen werde.

Bellial.

Bellial. Das kenne ich; davon iſt ein jedes Wort aus einer Legende. An ſolche dumme Erzählungen glauben ſchon ſehr wenige der gemeinſten Leute auf der Welt, zugeſchweigen daß du damit bei uns einen Glauben finden ſollteſt. Wenn ich wirklich einen Bart hätte; ſo würde mir bei ſolchen Lügen kein graues Haar daran wachſen.

Aſtaroth. Das iſt geſcheid, Bellial! Wenn jeder gleich über alles lärmen wollte, wie der Hebelfurk; ſo würde des Lamentirens, Zankens, und Händelns nie ein End werden. Genug, wenn keiner ſich in dem ſchuldig weis, was die Legendenſchreiber von ihm anführen. Aber Hebelfurk! du biſt ſchon ein abgeſchmacker Teufel.

Hebelfurk. Aber wenn gar kein End von Vorwürfen gemacht wird; ſo muß einem ja endlich die Geduld vergehen.

Thebar. Da habe ich noch lange hin, bis ich mit deinen Unſchicklichkeiten zu Ende komme.

Aſtaroth. Sage es ihm gerade in Bart hinein. Er muß mürbe werden, und muß lernen, nicht gleich einen ſolchen Lärm anzufangen. Sage alles gerade heraus; ich will mich ſelbſt dabei unterhalten.

Thebar. Mein lieber Hebelfurk! es heißt ſonſt; der Eſel geht nur einmal auf's Eis; aber du biſt recht hübſch zweimal gegangen; denn bei deiner zweyten Verwandlung in einen Waldbruder hätteſt dich ja erinnern können, wie es dir das erſtemal ergieng, da du ſchon als Waldbruder, mit langem ſchwarzen Barte bis auf die Gürtel, dem Vincentio die Lehre geben wollteſt, der Jugend ihren Lauf zu laſſen; auf die Worte aber: **Packe dich, Höllengeſpenſt!** ſogleich mit hinterlaſſenem Geſtank über Hals und Kopf davon liefeſt. Aus der ſchönen Valenzia, in welche du haſt fahren müſſen, weil du ſie angelernet haſt, Vincentium zu verführen, und ſodann, wie es mißlung, ihn in böſen Ruf zu bringen, als wenn er hätte der Verführer ſeyn wollen, hat er dich auch hübſch herausgejagt. Was ſage ich, herausgejagt? Sobald Vincentius nur

ins

ins Zimmer trat, schrieest du schon erbärmlich, hießest den Vincentium eine Salamandra, die mitten im Feuer unverletzt geblieben, und hinweg warst. O du allerliebste Salamandra was sagst hierauf?

Hebelfurk. Ist es doch nicht recht, wenn man sich darüber aufhält.

Astaroth. Ist das wahr, Hebelfurk?

Hebelfurk. Soviel weis ich, daß ich weder beim Vincentio, weder bei der Valenzia gewesen, und daß das lauter Erdichtungen sind.

Thebar. Aber sage mir, Hebelfurk! wie ist dir denn eingefallen, die Gestalt eines Ochsen anzunehmen, da du das kleine Kind Catharinam die Tochter der heiligen Brigitta im Zimmer, und in ihrem Bettlein hast umbringen wollen. Um ein kleines Kind zu überwältigen, hättest du ja nicht nothwendig gehabt, ein Ochs zu werden, und mit Hörnern zu stossen. Ich weis wohl, daß die Katharina von Kindheit auf in einem Nonnenkloster erzogen wor-

den;

den; aber eben das ist noch unschicklicher, daß du geglaubt hast, um in ein Kloster zu kommen, sey die Ochsengestalt die angemeßneste. Schau! der Mephistophiles, der Dagon, und der Satanas wußten schon eine bessere Gestalt anzunehmen.

Dagon. Kömmst über mich auch?

Thebar. Ihr drey seyd ja auf zehntausend Mann, denen Vincentius zu predigen im Begriffe war, als ledig gewordene schwarze Pferde angesprenget. Das war ein Wüthen, ein Schreyen, ein Springen, ein Schlagen, ein Schnauben, und ein Brausen, als wenn alles in Grund hätte sollen getretten werden; und zuletzt war es den zehntausend Personen gar nicht nothwendig, davon zu laufen; nicht deßwegen, weil unter zehntausend Personen wohl einige im Stande sind, drey Pferde zu fangen, oder fortzujagen; sondern deßwegen, weil der einzige Vincentius machte, daß die muthigen Hengsten alle drey zugleich im Rauch aufgiengen.

Dagon. Von dir hab ich wohl geleſen, daß du im Rauche aufgegangen biſt.

Aſtaroth. Bravo, Dagon! Siehſt du, Hebelfurk! ſo hätteſt auch du es dem Thebar machen ſollen.

Dagon. Thebar hat einmal in Geſtalt eines Bothens eine fromme Frau mit der Nachricht, daß ihr Sohn geſtorben, aus der Predigt des heiligen Antonius von Padua herauslocken wollen. Die Frau iſt aber ſitzen geblieben, weil Antonius ihr ſogleich von der Kanzel herabgeruffen: **Das iſt kein Both, ſondern der Teufel; glaube ihm nicht; dein Sohn lebt.** Und mein guter Thebar, um von dem erhitzten Antonius nicht mehr gezwackt zu werden, trollte ſich bei Zeiten hinweg, und gieng als ein Rauch im Angeſichte aller Zuhörer durch die Luft hinweg.

Thebar. Dieſe Erzählung hat dir nicht gerathen.

Aſtaroth.

Aſtaroth. Laß du ſie nur erzählen; denn ich weis nicht, warum nur du immer allein von ihnen etwas daher reden ſolleſt, und ſie von dir nichts.

Satanas. Er iſt der Meinung, daß nur das geräth't, was er erdichtet. Beim Deckel von der Kanzel, den er unter der Predigt des Antonius herabgeworfen, hat es ihm aber am wenigſten gerathen; denn Antonius hat den Leuten ſchon vorher geſagt; es ſolle ſich niemand entſetzen, wenn etwas brechen oder fallen ſollte; und es hat ſich auch hierüber niemand ſtöhren laſſen.

Mephiſt. Das müßt ihr nicht vergeſſen, daß er den Antonius hat erdroſſeln wollen, aber auch davongejagt worden iſt.

Belzebub. Ihr wißt alle noch nicht das ärgſte von Thebar, was ich weis.

Thebar. Ich weis wohl auch etwas ſehr arges von dir.

Belzeb. Wisse und sage, was du willst; ich rede jetzt einmal von dem, was dir vom heiligen Basilius geschehen ist.

Astaroth. Rede nichts darein, Thebar! du hast nachhin Zeit genug, das zu sagen, was du vom Belzebub wissen willst.

Belzeb. Protemus ein hochadelicher Herr hatte eine schöne Tochter, die aber ihren ganzen Sinn auf die ewige Jungfrauschaft und auf das Klosterleben richtete. Thebar statt dessen, daß er solche Händel dem Asmothäus überlassen sollte, erachtete, geschickt genug zu seyn, durch Liebesflammen dieses zu hindern. Ohne zu bedenken, daß er für ein hochadeliches Fräulein auch einen hochadelichen Amanten aussuchen sollte, machte er den Hausknecht des Protemi in dieses Fräulein verliebt. Der Kerl, der die Liebe nicht einmal mit dem mindesten Zeichen durfte merken lassen, wäre bald zum Narren geworden. Allein Thebar versprach ihm Hilfe gegen dem, daß er sich durch eigene Handschrift mit Leib und Seele verschreibe; und wirklich gelang es dem Thebar bald hernach,

nach, auch das hochadeliche Fräulein gegen den Hausknecht in Liebesflammen zu ſetzen. Ja, es gelang ihm noch mehr. Protemus, der auf das ihm von ſeiner Tochter kläglich gemachte Bekenntniß der mit dem Hausknecht angeſponnenen, und ſchon eingefädelten Liebe gewaltig erſchrack, zog endlich doch das Leben ſeiner Tochter, die eben aus Kummerniß, ihren Hausknecht nicht zu bekommen, ſterben wollte, dem Aergerniß vor, und willigte drein. Die Heurath wurde vollzogen. Jetzt glaubte mein guter Thebar, die Seele des protemiſchen Schwiegerſohnes könne ihm nicht mehr entgehen. Allein die verheurathete Tochter Protemi, welche ihrem betrübten, und ſchwermüthigen Ehegatten ſo lange mit Bitten und Liebkoſungen zugeſetzet, bis er ihr die Urſache ſeiner Traurigkeit, und ſeiner verzweiflungsvollen Gedanken entdecket, hat ſich nach vielem Weinen, Heulen, und Jammern (wie es denn einer jungen Frau nicht leicht ſeyn kann, wenn ſie nicht weis, ob ihr nicht der Teufel alle Augenblick ihren Mann holt) zu dem heiligen Baſilius verfiegt, Baſilius nahm den verhypothezirten Schuldner des Teufels in ſein Zimmer,

mer, ſperrte ihn daſelbſt ein, ließ ihn faſten, daß ihn hätten die Schwarten krachen mögen; und befahl ſodann dem Thebar, die empfangene Handſchrift vor allen Leuten herzugeben. Thebar ließ freilich allerlei Stimmen hören von einem Hunde, von einem Ochſen, von einer Schwein, von einem Löwen, und endlich von einem Menſchen, der einen Schuldſchein ſich nicht gern aus den Händen reißen läßt. Er glaubte, es ſey nicht möglich, daß er ſollte können gezwungen werden, den erſten Satz auf den geweſenen Hausknecht zu verlieren, und mit Verluſt unter die Kurrentgläubiger zu kommen. Aber der Schuldſchein mußte endlich heraus; und Thebar muß auch denſelben nicht recht feſt gehalten haben, denn das verdammliche Zettel fiel aus der Höhe herab; und gerade dem heiligen Baſilius in die Hand, der es vor aller Augen zerriß. *

Thebar. Biſt am Ende mit deiner Erzählung? Sey ſo gut, und gehe auf die Welt hin-

* Ribadeneira in vita S. Baſilii.

hinauf, und frage nach, ob jemand mit dem Teufel einen Kontrakt anschlieſſen könne; und wenns möglich wäre, daß einer aus Dummheit eine solche Verschreibung machete, **ob ein unerlaubter Kontrakt, ein unerlaubtes und sündhaftes Versprechen** eine Kraft haben könnte? Hat was solches keine Kraft; so hat auch die darauf lautende Handschrift keine Kraft; und es wäre unnütz, einen ungiltigen Schuldschein in Händen behalten, oder etwas darauf fodern zu wollen. Ich sehe schon, du bist auch kein rechtsgelehrter Teufel, mein lieber Belzebub! — Der Teufel kann keine Seele holen, die nicht dahin verurtheilet ist; kein Mensch wird aber dahin verurtheilet, der in Reue und Busse stirbt. Die Kraft der Busse kann durch eine Handschrift, die der Teufel in Handen hat, nicht gehindert werden. Wenn also ein solcher, der sich dem Teufel verschrieben hätte, seine Sünden durch die Busse auslöschete; so gäbe sodann der ewige Richter auf eine Handschrift so wenig mehr acht, als ein zeitlicher Richter, sobald eine Schuld für ungiltig, oder sonst für erloschen erkannt wird, für die darauf lautende Handschrift, sie mag

sich

ſich wo immer befinden, keine Achtung mehr hat. Siehſt, was das dummes iſt, einem heiligen Kirchenlehrer Baſilius ein ſolches widerſinniges Gezeug anzudichten. Selbſt bei uns Teufeln war noch keiner ſo dumm, daß er auf den Gedanken verfallen wäre, eine ſolche Handſchrift zu übernehmen, und als giltig aufzubewahren.

Belzeb. Und doch trift man bei den Verfaſſern der Legenden ſolche Verſchreibungen genug an.

Thebar. Du haſt recht; aber wenns nur auch alles wahr wäre, was man daſelbſt antrift.

Hebelf. Ha, ha! ſauberer Herr! in dem, was du von uns erzähleſt, ſollen die Legendenſchreiber lautere Wahrheit geſchrieben haben; aber was von dir in Legenden geſagt wird, das ſoll alles für Unwahrheit und Lüge gehalten werden?

Aſtaroth. Nun das iſt einmal recht, Hebelfurk! So muß man einen Spötter abfertigen;

gen; so muß man ihm ohne alle Lamentazion und Geschrey begegnen.

Thebar. Genug, daß ich schon bewiesen habe, daß Belzebubs Erzählung keinen rechtlichen und keinen vernünftigen Zusammenhang hat. Aber ich will ihn jetzt in seiner ganzen Blösse darstellen, und fünf bis sechs tolle und ungeschickt von ihm unternommene Streiche bekannt machen.

Belzeb. Meinetwegen bemühe dich sechzig tolle Streiche mir anzudichten. Es ist bei deinen Erzählungen der Zusammenhang auch nicht so stark, daß man nicht gleich das Widersinnige und Fabelhafte merkt.

Thebar. Höret nur! Die Seufzer, die dem heiligen Dominikus in seinem Zimmer durch die Verzuckung ausgetrieben wurden, waren so heftig, daß hiedurch auch bei der Nacht die übrigen Brüder in ihren Zimmern aus dem Schlafe aufgewecket wurden. Dieses, und daß Dominikus öfters beim Gebethe in der Luft schwebte, verdroß den Belzebub dergestalt, daß

er

er ſich vornahm, dieſen Heiligen tod zu werfen, damit ihm das heftige Seufzen vergehen ſolle. Von der Gaſſe wollte er eben keinen Stein aufheben, ſondern er ſtieß einen aus dem Kirchengewölbe heraus. Dieſer fiel nun — aber leider nicht auf Dominikus, ſondern ſtreifte nur deſſen Kapuze, und fiel auf den Boden. Der Boden bekam freilich eine groſſe Spaltung von dieſem ungeheuer ſchweren Steine. Auch der Stein gieng in viele Stücke, welche noch heut zu Tage aufbewahret werden. Aber nicht einmal die Kapuze des Dominikus, zugeſchweigen Dominkus ſelbſt iſt dabei in Schaden, oder aus der Faſſung, und aus der vorigen Stellung gekommen. Iſt Belzebub nicht ein ſtattlicher Steinwerfer? — Aber als Stuzer macht er ſeine Sache noch beſſer. Wirklich hat er fünf Dominikaner aus ihren Beichtſtühlen gejagt. Er kam in Geſtalt eines frechgeputzten Jünglings —

Hebelf. O! da möchte ich ihn geſehen haben; da muß er allerliebſt ausgeſehen haben.

Belzeb.

Belzeb. Du ſchweig! Weißt du, wie du oben auf der Welt gemalen wirſt? als ein Aff mit Gamshörnlein und einen Eichkatzenſchweif, hiemit als eine wahre Mißgeburt.

Thebar. In dieſer Stutzergeſtalt begehrte er alſo vom Frater Sakriſtaner einen Beichtvater. Der Frater muß ein höflicher Frater geweſen ſeyn; denn nach einigen Minuten war ſchon ein Dominikaner im Beichtſtuhl. Da beichtete nun Belzebub ſo unfläthige Dinge und mit ſo lebhafter Vorſtellung, daß der Pater Beichtvater lange wie auf Nadeln ſaß, hin und her wetzte, es endlich nicht mehr aushalten konnte, und aus dem Beichtſtuhle über Hals und Kopf lief; weil ſeine eigene Seele dabei Mackel bekommen hätte. Dieſes Bubenſtück trieb er noch bei vier andern Dominikanern, die aber ebenfalls ungeachtet alles Ausſpeiens die Schweinereien ohne eigene Gefahr nicht anhören konnten, und eiligſt den Beichtſtuhl verlieſſen. Aus der öffentlichen Proſtituzion, in die er durch das Hinweglaufen der Beichtväter im Angeſichte des ganzen Volkes kam, machte er ſich freilich nichts. Wie aber immer

mer ſehr ungeſchickt iſt, die nämliche Unbereitzu oft zu treiben, wodurch man endlich entdecket werden muß; ſo gieng es auch dem Belzebub, da Dominikus ſelbſt in die Kirche kam. Der erkannte ſogleich das ſaubere Beichtkind, fuhr den jungen Herrn mit trotzigen Worten an, und befahl ihm ohne weiterem, ſich fort zu packen, und künftig die jungen Geiſtlichen mit keinen ſolchen Zoten mehr in dem Beichtſtuhle zu beunruhigen; worauf mein Belzebub auch ſogleich unſichtbar geworden, und in Beiſeyn alles Volkes zum Kennzeichen einen unerträglichen Schwefelgeſtank hinter ſich gelaſſen hat.

Belzeb. In dieſer Erzählung iſt wohl gewiß nicht viel Zuſammenhang. Mit einem ſolchen Unternehmen hätte ich ja etwas wider mich ſelbſt bewirken können, nämlich daß ſo jungen Geiſtlichen nicht geſtattet werde, die Beichten wollüſtiger junger Herren; oder wollüſtiger Frauenzimmer anzuhören; das laſſe ich wohl bleiben.

Theb. Vielleicht hat das mehr Zuſammenhang, was du bei der heiligen Klara de mon-

te Falconis verſuchet haſt. Ihr müſſet wiſſen, daß er damal ſogar die Geſtalt einer Kloſterfrau Namens Johanna, die eine Schweſter der heiligen Klara war, angenommen hat, um dieſe vom Kloſterleben abzuhalten. Er fuhr über die kleine Klarl mit ſcharfen Worten her, und drohete ihr den Kopf abzureißen, wenn ſie nur noch ein einziges Wörtlein ſagen würde, daß ſie wolle eine Kloſterjungfrau werden. Allein ſogar das kleine Engelein erkannte gleich, daß Belzebub unter dem Kloſterſchleier ſtecke, und da war's für dießmal wieder aus.

Hebelf. Das hat die Schweſter Johanna übel gemacht.

Belzeb. Du ſey ſtill, Hebelfürk! mit die gieng ſchon gar keine andere Verwandlung von ſtatten, als in eine Katze.

Theb. Eben mahneſt mich Belzebub darauf, daß du ſelbſt einmal in Geſtalt einer Katze den heiligen Jüngling Ludovikus nachhin toletaniſchen Biſchof ſchrecken wollteſt. Wirklich wollte er als eine abſcheuliche ſchwarze Katze den

im Gebethe begriffenen heiligen Jüngling fertig und begierig anfallen. Aber im Angesichte Ludwigs Kammerdiener, die, ohne sich zu rühren, dem Gefechte der Katze mit ihren jungen Herrn zusahen, mußte er Reißaus nehmen. Ueberhaupt sind die Heiligen mit ihm bald fertig geworden. Zu Padua war von ihm ein Weibsbild besessen; und in dieser trotzete er dem heiligen Bernard mit diesen Worten: **Du Zwibel- und Knoblauchfresser! du sollst mich gewiß nicht aus meinem Besitze treiben.** Der heilige Bernard ließ die Besessene zum Grab des heiligen Siri führen. Es beliebte aber Gott nicht, daß dermalen der heilige Sirus, sondern vielmehr Bernardus die Ehre dieser Erledigung haben sollte; worauf Belzebub pochender wurde, und mit höhnischem Gelächter sagte: **Sirulus hat mit mir nichts richten können, und Bernardulus soll mir noch viel weniger beikommen.**; und wehrend dem, als er so kühl daher schwätzte, stieß ihn der heilige Bernard aus der bedrangten Person hinaus.

Belzeb. Ich laſſe es mir nicht nehmen, du biſt einem Legendenſchreiber einmal an der Seite geweſen, ſonſt könnte es nicht möglich ſeyn, daß du ſolche Hiſtörchen daher bringen könnteſt. Du redeſt auch vollkommen in dem Style, den man in den Legenden antrift.

Theb. O meine Brüder! das iſt alles noch nichts; jetzt kömmt erſt eine lächerliche Geſtalt, in der er einſt in Armenien hat abziehen müſſen. Der heilige Bartholomäus hat ihn gezwungen, aus einem Götzenbilde in Geſtalt eines höckerichten Mohrens, in der Gröſſe eines Zwerges, mit langem zottichtem Bart, funkelnden Augen, abſcheulichem Angeſicht, einer überaus groſſen Naſe, aus welcher ein unleidentlicher Schwefel- und Pechgeſtank herausgieng, und ganz mit Ketten umwunden, auszufahren; worüber der alte König Palämon, die Königinn, ihre mondſüchtige Prinzeſſinn, und die ganze königliche junge Herrſchaft dergeſtalt erſchracken, daß ſie auſſer ſich erſtarrt ſtunden.

Belzeb. Aſtaroth! merkeſt nichts? die Geſchichte iſt auf dich, nicht aber auf mich gemünzet.

Aſtar.

Aſtar. Wie? auf mich?

Thebar. Ich proteſtire; ſoviel unterſtünde ich mich nicht.

Belzeb. Da du die Märchen der Legenden ſo gut weißt, Thebar! ſo wirſt ja auch wiſſen, daß Ribadeneira ausdrücklich ſchreibt, daß der Teufel, der aus dem Götzenbilde gefahren, der Aſtaroth geweſen, und daß er vor ſeiner Ausfahrt in Gegenwart nicht nur des königlichen Hauſes, ſondern der ſämmentlichen Götzenpfaffen, und einer groſſen Menge Volkes alle ſeine Betrügereien hat bekennen müſſen.

Aſtar. Daß ich dich Thebar nicht gleich —

Hebelf. Nicht doch, Aſtaroth! gedenke an die Lehre, die du mir gegeben haſt. Wir wiſſen ja alle, daß das alles eben ſo erlogen iſt, als daß der Apoſtel Bartholomäus ein weiſſes Kleid 26 Jahre an ſeinem Leibe ohne Verſchleiß getragen hat, welches ebenfalls Ribadeneira in ſeiner Legende anführet.

Belzeb.

Belzeb. Ja, ja! ſchone des Thebars; ſiehſt ja, daß er ſchon bitterlich weinet, wie er es damals that, da ihm der heilige Biſchof Nonus die heilige Pelagia taufte.

Aſtar. Wer war die Pelagia?

Belzeb. Sie war zu Antiochia eine verſchrieene öffentliche Buhlerin, ritt auf einem Maulthiere unter groſſem Geſchwader koſtbareſt gekleideter Diener und Dienerinnen; vom Haupte bis zum Fuß in purem Gold und Purpur, die Schuhe ſchimmerten von koſtbareſten Edelgeſteinen. Die Bruſt war frech entblößt, das Haupt unbedeckt mit fliehend und mühſam gekrauſten Haaren, weßwegen ſie ungezweifelt ſich einen eigenen Friſeur wird gehalten haben. Der Hals war nicht etwa mit Knopperperlein, ſondern mit den edelſten bonnengroſſen Zahlperlen umſchlungen. Die Hände waren mehr als fürſtlich gezieret. Alles an ihr gab wegen der wohlriechenden, angeſtrichenen, und eingeſtreuten Oehlen, und Eſſenzen, und Gepulver einen ſo annehmlichen Geruch von ſich, als trage das

Maul-

Maulthier das ganze glückſelige Arabien auf ſeinem Rücken.

Mephiſt. Die muß ein gutes Einkommen gehabt haben.

Belzeb. Bei ihrer Ankunft vor der Kirche glich der ganze Platz mehr einer Spezereikramm, als einer Gaſſe. Die Schönheit ihres Angeſichtes war übermenſchlich, und konnte von keinem ehrbaren Auge beinahe ohne Beunruhigung des Gemüthes angeſehen werden. Beſonders waren die Augen an ihr was wunderſames. Gleich einem Uhrwerke dreheten ſie ſich unverſchämt auf die Zuſchauer hin und her mit den annehmlichſten Blicken.

Mephiſt. Da werden die Stutzer geloffen ſeyn, und ſich zu ihr hinzugedrenget haben.

Belzeb. Solches Gelüſter rannte von einer Gaſſe zur andern; paßte ihr aber — und abermal vor, um ſich nur wenigſtens mit Anſchauen an ihr zu beluſtigen. Von denen acht Biſchöfen aber, die damal in Antiochia verſammelt

Satan. Am verächtlichsten hat den Thebar der heilige Martin fortgeschickt.

Hebelf. Wie so?

Satan. Der Graf Adizianus wollte die ganze Stadt Turon mit Peinigung der Bürger unter und über sich kehren. Die Blutbegier sah ihm schon aus den Augen heraus. Der heilige Martinus bemerkte sogleich, wer den Grafen zum Mord und Brand hetze. Er sah nämlich, daß dieser Teufel in abscheulicher Gestalt seiner hochgräflichen Gnaden auf dem Rucken saß. — Was glaubt ihr wohl, was der Heilige gethan hat; exorcisirt? weit gefehlt. Einen einzigen Blaser hat er gemacht, und Thebar war von des Grafens Schulter hinabgeblasen, wie ein Roßkefer; worauf dem Grafen augenblicklich alle Wuth vergieng.

Thebar. Satanas! Satanas! denke auf den heiligen Jakob von der freyen Reichsstadt Ulm aus dem Orden des heiligen Dominikus.

Satan. Den habe ich nie gekannt.

Thebar.

überhaupt vor Zeiten nicht sogleich alles auf einen Konvertiten oder eine Konvertitinn hielt. Mit der Pelagia allein reden wollte Nonus schon gar nicht, welches auch ganz geschehen war. Endlich aber, da er von ihrer Bekehrung versichert war, taufte er sie; und dabei weinte mein Thebar bitterlich, und klagte dergestalt, daß es alle Anwesende hören konnten, mit folgenden Worten: **O mir armseligem Tropfen! o in was für Schaden hat mich der alte Grabler gesetzet! Es war dem verschimmelten Geitzhals nicht genug, daß er mir dreyßigtausend Sarazenen entführet, und zu Christen gemacht, auch die ganze Stadt Heliopolis aus den Händen gerissen; sondern er entzieht mir nun heut noch dazu alle meine Hofnung. Ist dieß nicht ein unerträgliches Elend! o du vermaledeyter-Glatzkopf, was muß ich von dir leiden!** Der heilige Nonus aber lachte dazu, ließ sich wider seine Gewohnheit an diesem Tage wohlgeschmalzene Speisen und Wein vorsetzen, und befand sich dabei recht lustig und wohlauf. *

Satan.

* Ribadeneira l. c.

le, und wußte sich in eine so prächtige Vorstellung nicht zu finden, bis der Mauskopf sich endlich meldete, und sagte: er wäre Christus, komme vom Himmel, und wolle föderst ihn, alsdann auch andere Menschen gnädiglich heimsuchen. Aber eben aus dem glänzenden Aufzug entdeckte der heilige bald, daß er ein Höllenaas vor seiner habe; worüber du vor Schande in einen Dunst erlöschest mit einem abscheulichen Gestank zum Angedenken, was du für ein Sauchrist seyst, wie es Ribadeneira wörtlich schreibt.

Astaroth. Höret ihr! jetzt habe ich genug an euren Erzählungen. Ich sehe, daß einer dem anderen nur Vorwürfe über erdichtete Begebenheiten macht, wie sie in den Legenden enthalten sind; und zwar mit den nämlichen pöbelhaften, schmutzigen, und unschicklichen Ausdrücken. Mir als Teufel eckelt an so dumm und niedrig beschriebenen Fabeln. Ihr müßt ja doch am besten wissen, daß alles dieses nicht wahr ist; wie möget ihr dann hieraus gegen einander eure Vorwürfe nehmen. Schämt euch! Kein einziger rede mir mehr etwas von

sol-

ſolchen erdichteten Dingen, die wir niemal unternommen haben,

Hebelf. Aber eben deßwegen; weil uns die Legendenſchreiber ſoviel angedichtet haben, ſollte Luzifer einmal von uns einige ausſenden, damit alle fabelhafte Legenden vom Teufel geholet würden.

Aſtar. Du redeſt, wie du es verſteheſt. Die fabelhaften Legenden bringen immer der Hölle einen Vortheil. Bei ſolchen erdichteten Begebenheiten halten ſich die Leute ungemein gern auf. Erzählungen von Miracken, von Teufeln, und von auſſerordentlichen Thaten, die ſie nicht einmal nachahmen könnten, ſind ihnen lieber, als Erzählungen, woraus ſie ſich erbauen, und die Erfüllung ihrer Pflichten als Menſchen, Chriſten, und Bürger nach Amt und Stande zur Nachahmung nehmen könnten. Mancher, der recht viel gutes hätte ſtiften können, wenn er mit der geſunden Vernunft und dem Evangelium zufrieden ſeine Handlungen hienach beſcheiden eingerichtet hätte, wurde durch Leſung der Legenden oder Kochemsbücher anfangs klein-

mü-

müthig, und hernach gar zum Narren, und hiemit nicht mehr fähig, was Gutes zu leisten. Ich wäre untröstlich, und Luzifer wäre es auch, wenn die Leute die fabelhaften Legenden bei Seite legten, und dafür nützlichere und wahrhafte Erbauungsbücher in die Hand nähmen. Das wäre nicht übel, wenn sodann die Zahl vernünftig denkender und vernünftig handelnder Menschen, die Zahl wahrer, auf das Wesentliche ihrer Religion bedachter, und den ächten Gottesdienst kennender Christen, die Zahl nützlicher Staatsmitglieder; getreuer Unterthanen, rechtschaffener Hausväter und Hausmütter, treuer und arbeitsamer Dienstbothen, und kurz die Zahl ehrlicher, ihre Pflichten gegen Gott, gegen sich, und gegen den Nächsten erfüllender Leute überhand nähme. Bisher war ein Mensch dem anderen sein Teufel; ja mancher war sich selbst sein Teufel; ob wir gleich den Namen trugen, und für die Urheber ihrer Thaten passiren mußten. Das schadet nichts; laß die Legendenschreiber uns andichten, was sie wollen. Wie mehr ungeschickte Legenden, oder dergleichen mit albernen waldbrüderlichen Flausen angefüllte Bücher unter die Leute kommen,

men, desto besser für die Finsternuß, und hiemit auch für die Hölle als das Reich der Finsternuß.

Hebelf. Astaroth! du redest die Wahrheit. Schönen Dank also dem Kochem, Ribadeneira, und der ganzen Kompagnie dergleichen Legendenschreiber. Schönen Dank dem Pater Goldhagen, und den Augspurgerkritikern.

IV.

IV.

Das auferbauliche Stein- Pflanzen- und Thierreich.

Pater Pinxit. Herein! — O dero Diener, Herr Skulpsit? Freut mich, daß ich nach so langem Warten doch endlich die Ehre habe, sie zu sehen.

Skulpsit. Eure Hochwürden müssen schon verzeihen; ich war wirklich jetzt durch vier Wochen an meinem Arbeitstische bei einem Kupferstiche so angehenkt, daß ich gar nicht aus dem Hause kam, weil diese Arbeit eilends geliefert seyn mußte.

P. Pinx. Was hatten sie dann so dringend in Kupfer zu stechen?

Skulp. Die Belagerung Belgrads nach der richtigsten Zeichnung, wie sie vor sich gieng.

P. Pinx.

P. Pinx. O ihr Weltkinder! auf die Belagerung des Himmels denket ihr nicht. Immerwährend redet alles von der Belagerung Belgrads, von der Belagerung des Himmels Niemand.

Skulp. Eure Hochwürden werden ja nicht wollen, daß wir, wie die Titanen den Himmel ſtürmen ſollen?

P. Pinx. Ja, ja geſtürmt muß der Himmel ſeyn. Das will der himmliſche Kommandant ſelbſt. Er ergiebt ſich ganz gern. Er will, daß man dieſe Feſtung einnehmen ſolle. Aber freylich muß auch bei dieſer Belagerung mit Gewalt zu Werke gegangen werden. Man muß gegen die Welt und gegen alles Zeitliche Minen anlegen; man muß in das eigene Fleiſch einhauen, und die böſen Lüſte mit Sengen und Brennen vertreiben, und die feurigen Kugeln des Gebeths müſſen unaufhörlich Tag und Nacht in Himmel hineinfliegen.

Skulp. Alle Tage, wenn ich munter werde, danke ich Gott für die glücklich überſtandene

Nacht, und daß er mich wieder einen Tag erleben ließ; empfehle ihm mich samt meinem Weibe und Kindern, mein ganzes Hausgesind, alle, auf die ich zu denken schuldig bin, mein ganzes Hauswesen, und meine Arbeit, die ich ihm auch zum stäten Gebeth aufopfere. Hernach bleibe ich bei meiner Arbeit, und erwerbe mir hiedurch ehrlich mein tägliches Brod. Ich lasse mich in nichts ein, was in meiner Gesundheit, oder in meinem Hauswesen eine Unordnung oder einen Schaden verursachen könnte. Uibereſſe, und übertrinke mich nicht; hüte mich vor allem dem, was mich zu meiner Arbeit und zu den Schuldigkeiten meines Standes unfähig machen könnte. Behüte mich Gott; daß ich meinem Nebenmenschen auch nur mit Worten, zugeschweigen mit Thaten übel, oder betrügerisch begegnen sollte. Werde jederzeit meinem bedürftigen Nebenmenschen Gutes thun, was ich kann. Gehe Sonntag und Feyertag in die Kirche, und zum Wort Gottes; halte meine Kinder hiezu eben so, wie zur Schule an; und sorge, daß sie weder von mir, weder von anderen ein übles Beispiel sehen, oder dumme und schädliche Eindrücke bekom-

kommen, ſondern an Leibes- und an Seelenkräften gut zunehmen. Schickt mir Gott ein Kreuz und Leiden, nun ſo opfere ich ihm auch dieſes auf. Sehe aber immer, ob nicht dieſe oder jene üble Folgen aus Handlungen meiner ſelbſt oder anderer, die ich hätte verhindern können, entſtanden ſind; welches ganz gut zur Beſſerung und Warnung tauget. Zahle meine Steuern und Gaben; und bin kein Narr, daß ich mich wider meine Obrigkeit, oder wider neue Einrichtungen gefährlich aufhetzen, und aus der Ruhe und Ordnung bringen laſſe. Und wenn der Tag ſo vorbei gegangen; ſo danke ich Gott wieder dafür; empfehle ihm wieder mich ſammt allen, und gehe zwar nicht eher ſchlafen, bis nicht alles in meinem Hauſe gut beſorgt iſt; ſodann aber lege ich mich nieder, und ſchlafe in Gottes Namen recht gut, ohne daß ich vom miniren, einhauen, ſengen und brennen, von feurigen Kugeln, oder von was ſolchem, was ich bei allem Nachdenken nicht begreifen könnte, mir etwas träumen laſſe. Ich denke, es wird ſchon recht werden.

P. Pinx. O! der Herr Skulpſit iſt ganz ein philoſophiſcher Chriſt, gerade ſo, wie jetzt die Mode iſt. Nun, da werde ich mit meiner Arbeit übel ankommen, die ich von ihnen habe wollen in Kupfer ſtechen laſſen.

Skulp. Das wüßte ich nicht, warum. Ich bedarf immerfort einer Arbeit; und wenn auch mehrere Arbeiten zuſammkommen, ſo habe ich ſchon meine Leute und meine Gehilfen dazu. Sagen euer Hochwürden nur, was, und wie es in Kupfer geſtochen ſeyn ſoll.

P. Pinx. Mein Herr Skulpſit! In der nunmehr aufgehobenen Kartauſe, in die ich im dreyßigſten Jahre meines Alters kam, lehrte ich auch dreyßig Jahre. Sie wiſſen, die Kartäuſer mußten einer Kunſt oder eines Handwerkes kündig ſeyn, um damit in den vom Gebethe übrigen Stunden dem Müſſiggange zu ſteuren, und die Anfechtungen um ſo leichter zu überwinden. Ich kam nun als gelernter Maler ins Kloſter; hatte leider Anfechtungen genug, welches der Medikus auf die von Faſtenſpeiſen herkommenden mehreren Reitze ſchie-

ben

ben wollte; ſagte aber dem wahren Urheber dieſer Anfechtung dem Teufel immer ſogleich: **Warte, ich werde dir was malen**; und malte. Durch dreyßig Jahre, durch die ich dem Teufel ſo vormalte, kam nun eine ganze Sammlung zuſammen, welche ich jetzt in Kupfer geſtochen haben möchte.

Skulp. Befehlen ſie nur; und laſſen ſie mir zur Güte ihre ſchöne Arbeit ſehen; ich werde mich ſchon bemühen, ihr auch im Kupferſtiche nachzukommen.

P. Pinx. Es iſt eine Sammlung des Stein- Pflanzen- und Thierreiches.

Skulp. Vortreflich! das iſt eben jetzt ein Lieblingsgegenſtand für die Naturforſcher. Ungezweifelt werden ſie auch die Klaſſifikazion und die nöthigen Erinnerungen aus Linnäus und Wallerius nehmen.

P. Pinx. Weit gefehlt, Herr Skulpſit! Meine Sammlung iſt nicht für die, die bei der Natur ſtehen bleiben, und ſich nicht höher ſchwin-

schwingen. Sie ist kein natürliches Stein- Pflanzen- und Thierreich, sondern ein übernatürliches, welches den Entzweck hat, mehrere Himmels- als Natursforscher zu machen.

Skulp. Hierauf bin ich recht fürwitzig; denn von einem übernatürlichen Stein- Pflanzen- und Thierreich habe ich noch nichts gehöret.

P. Pinx. Da sehen sie den Haufen gemalter Stücke. Wir wollen aber eines nach dem anderen hernehmen, wenn sie Zeit haben, sich bei mir aufzuhalten.

Skulp. Sonntags nach dem Gottesdienst habe ich bis nach 7 Uhr Abends Zeit; mich in einem guten Orte aufzuhalten; sodann aber muß ich wieder nach Hause sehen.

P. Pinx. Jetzt ist es 5 Uhr, bis 7 Uhr Abends werden wir ein jedes Stück gesehen, und unsere Spekulazion gemacht haben. Die Sammlung muß einen Band Kupferstiche in Quart ausmachen. Auf dem ersten Blatt wird

nur

nur der Titul gestochen: **Auferbauliches Stein- Pflanzen- und Thierreich, denen frommen Seelen gewidmet, die über Steine, Pflanzen, und Thiere eine übernatürliche Gewalt zu erlangen begierig sind, und hierin die sicheren Beweise der Heiligkeit finden wollen.**

Skulp. Wenn was nützliches erlanget werden kann, so bin ich auch dabei.

P. Pinx. Jetzt liegen die Stücke noch übereinander, ich muß sie erst klassifiziren, je nachdem sie in das Stein- oder Pflanzen- oder Thierreich gehören. Das ist aber bald geschehen. Ich will ihnen also nur jetzt ein Stück nach dem anderen, wie sie da aufeinander liegen, vorzeigen; damit sie mir über jedes ihren Gedanken sagen, wenn allenfalls etwas beigesetzet, oder etwas hinweggelassen, oder dieß, oder jenes anders gestellet, gezeichnet, und ausgedrücket werden solle. Nur bitte ich, im Kupferstiche die unter jedem Bilde angesetzten Beschreibungen recht leserlich zu arbeiten. Ich

habe

habe mir viele Mühe gegeben, solche wörtlich aus den Legenden zu nehmen.

Skulp. Sorgen sie nichts; und auch nur deßwegen, weil sie erlauben, werde ich bei den Bildern selbst mir die Freyheit nehmen, hierüber meine Gedanken zu sagen.

P. Pinx. Da sehen sie das erste Stück an. Ich glaube, sie werden mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich mich beflißen habe, die Mucken und Schnacken so zu malen, als wenn man es sähe, wie sie den heiligen Makarius von Alexandria stachen.

Skulp. Waren das besondere Schnacken und Mucken?

P. Pinx. Die Mucken waren nichts besonderes; aber das war etwas besonderes, daß sich dieser Heilige durch sechs Monate von Mucken stechen ließ, um die geilen Anfechtungen zu dämpfen. Er stellte sich nackend und bloß an den freien Luft durch sechs Monate, und gab seinen ganzen Leib allerhand Schnacken und

Mu-

Mucken zum ſtechen, beißen, und freſſen preis; worunter etliche von ſolcher Gröſſe waren, die den Bienen gleich auch einem wilden Schwein die Haut hätten durchbohren können. Er wurde auch alſo zugerichtet, daß er einem Ausſätzigen ähnlich geſehen. Nun, habe ich alles gut ausgedrückt?

Skulp. Ja, ja! die Mucken ſind ſo gemalen, daß man glaubt, ſie mit Händen greifen zu können. Ich bedankte mich aber für ein ſolches Mittel wider die Anfechtungen; und Gott ſey Dank! bei der Arbeit und Hausſorge plagen mich die Anfechtungen nicht ſtark.

P. Pinx. Sehen ſie da das zweyte Stück. Könnten wirklich glühende Kohlen anders ausſehen, als ich ſie gemalen habe?

Skulp. Vortreflich! das werden Steinkohlen ſeyn; ſonſt würden ſie wohl nicht verdient haben, in die Sammlung genommen zu werden? Aber auf den Kohlen ſteht ja ein Frauenzimmer, und zwar gar eine Nonne?

P. Pinx.

den. Denen hat der heilige Papſt und Kirchenlehrer Gregorius zu Pferde nachjagen laſſen, weil ſie aus dem Kloſter davon gelaufen ſind; und die Pferde, wie ſie zur Berghöhle kamen, wo die Mönche verſteckt lagen, konnten nicht weiter gebracht werden; woraus man abnahm, daß dieſes ein Zeichen ſey, in der Berghölle nachzuſuchen.

Skulp. Der Papſt Ganganelli hätte ihnen gewiß nicht nachjagen laſſen.

P. Pinx. Dieſe vier groſſen Adler werden auch recht gemacht ſeyn, wie ſie die zerſtückten Gliedmaſſen des heiligen Martyrers Stanislaus zween Tag und Nacht bewachten, und beide Nächte hindurch mit brennenden Lampen vom Himmel beleuchtet wurden.

Skulp. Gemalen iſt alles gut; aber —

P. Pinx. Was wollen ſie mit dem aber? nicht wahr, an der ganzen Geſchichte zweifeln? — Da haben ſie einen anderen Adler, der den heiligen Martyrern Vito, Modeſto,

und

Skulp. Sind gut gemalen. Aber warum ſtehen dann dieſe zwey Thiere am Bette einer ſchlafenden Frau?

P. Pinx. Die iſt die Mutter des heiligen Andreæ Corſin, welcher in ihrer Schwangerſchaft träumte, ſie habe einen Wolfen im Leibe, der aber in ein Lamm wird verkehret werden. Der Andreas Korſinus war auch anfangs ein recht lüderliches Tuch; iſt aber hernach Biſchof zu Feſula, und ein groſſer Heiliger geworden.

Skulp. Träume treffen ja immerzu und zufälliger Weiſe ein; aber ich halte nichts darauf.

P. Pinx. Iſt dieſen zwey Pferden etwas auszuſetzen?

Skulp. Nicht das mindeſte! Sie werden aber auch eine fromme Bedeutung haben?

P. Pinx. Sehen ſie dann nicht, wie zween Mönche aus einer Berghöhle hervorgezohen werden

ben. Denen hat der heilige Papſt und Kirchenlehrer Gregorius zu Pferde nachjagen laſſen, weil ſie aus dem Kloſter davon gelaufen ſind; und die Pferde, wie ſie zur Berghöhle kamen, wo die Mönche verſteckt lagen, konnten nicht weiter gebracht werden; woraus man abnahm, daß dieſes ein Zeichen ſey, in der Berghölle nachzuſuchen.

Skulp. Der Papſt Gangenelli hätte ihnen gewiß nicht nachjagen laſſen.

P. Pinx. Dieſe vier groſſen Adler werden auch recht gemacht ſeyn, wie ſie die zerſtückten Gliedmaſſen des heiligen Martyrers Stanislaus zween Tag und Nacht bewachten, und beide Nächte hindurch mit brennenden Lampen vom Himmel beleuchtet wurden.

Skulp. Gemalen iſt alles gut; aber —

P. Pinx. Was wollen ſie mit dem aber? nicht wahr, an der ganzen Geſchichte zweifeln? — Da haben ſie einen anderen Adler, der den heiligen Martyrern Vito, Madeſto,

und

und Crescentiæ mit seinen Klauen und mit seinem Schnabel die Speisen zubrachte.

Skulp. Der Adler wird dazu abgerichtet gewesen seyn?

P. Pinx. O sie gottloser Mensch! Freilich kostet es den Heiligen wenig Mühe, zu ihrem Dienst auch die wildesten Thiere abzurichten, da die Weltkinder zu thun genug haben, bis sie einem Pudelhund das Apportiren lernen. — Da sehen sie einen Bärn von ungewöhnlicher Grösse, auf welchen Kaiser Karl der Grosse gejagt hat, wie sich dieser Bär in die Kapelle der heiligen Gudula geflüchtet, den Klosterjungfrauen sich zu Füssen gelegt, alle Nonnen abgeleckt, und Zeit seines Lebens von diesen keuschen Seelen nicht mehr hinweg zu bringen gewesen.

Skulp. Verzeihen eure Hochwürden! aus dem, daß der Bär die Nonnen abgeleckt hat, weiß ich mir eben nicht viel zur Lehre und Nachahmung herauszunehmen.

P. Pinx.

P. Pinx. Da ſehen ſie einen Eſel. Der hat durch drey Tage kein Futter bekommen, und doch hat er bei der vom heiligen Antonius von Padua angeſtellten Prozeſſion ſich nach dem vorgeſetzten Futterſack nicht umgeſehen, ſondern iſt auf die vorderen Füſſe niedergefallen, und hat (wie Ribadeneira beſchreibet) ſeinen dummen Eſelskopf geneiget; worüber ſich die Ketzer geſchämt haben, daß der langohrige Doktor ſie in die Schule geführet.

Skulp. Der Eſel wird doch nicht aus Hunger und Mattigkeit zuſammgefallen ſeyn, nachdem er dreymal vier und zwanzig Stunden nichts gefreſſen hat. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo hat alſo der Eſel mehr ausgerichtet, als ſo viele unſerer abgedankten Miſſionarien.

P. Pinx. Wie gefallen ihnen die Häringe?

Skulp. O die wären mir willkommen, wenn ſie nicht gemalen, ſondern zum Eſſen wären. Mir thut nichts ſo leid, als daß die Häringe, die ich ſo gern eſſe, nicht ſo leicht mehr zu bekommen ſind.

P. Pinx.

P. Pinx. Warum ſind ſie nicht heilig? ſie könnten ſo viele haben, als ſie wollten. Den heiligen Thomas von Aquin geluſtete es einmal in ſeiner Krankheit nach Häring. Es waren aber keine zu bekommen; deßwegen wurden andere Fiſche in einem Verſchläglein daher gebracht. Und ſehe Wunder! bei eröfneten Küſtlein ſind alle Fiſche zu Häringen geworden. Ich habe deßwegen auch den Medikus, den Fiſcher, und etliche Dominikaner um das Fiſchküſtel knieend in verwunderungs- und ausruffungsvoller Stellung gemalen.

Skulp. Den heiligen Thomas von Aquin habe ich ſchon öfter als den Patron der theologiſchen Fakultät in Kupfer geſtochen; aber ich verſichere ſie, die Kunſt, aus jeder Gattung Fiſche Häringe zu machen, wäre mir lieber, als ſeine ganze Wiſſenſchaft.

P. Pinx. Da haben ſie wieder Fiſche, welche ſchwaderweiſe von groſſer und kleiner Gattung dem Ufer zuſchwimmen, ihre Köpfe aus dem Waſſer ſtoſſen, und ſolche feſt in der Hö-

he halten, um die Predigt des heiligen Antonius von Padua zu hören.

Skulp. Ich nehme mir die Freiheit, ihnen nur als eine Zwischenerzählung anzuführen, daß ich schon bei einigen Fischtruhen war, wo die Fische, sobald man hinzukam, herbeischwammen, und auch die Köpfe heraus reckten, weil nämlich vorher öfters Leute dahin kamen, die ihnen Brod hineinwarfen.

P. Pinx. Nein! das war bei den Fischen des Antonius nicht. Er gieng freilich ans Ufer, wo schon vorher öfters andere Leute auch gewesen sind; aber er rufte die Fische eigens zur Predigt, und lehrte sie, wie ein jeder Fisch seinem Gott dienen könne. Sie senkten sich auch nicht eher wieder in die Tiefe, als bis er ihnen den Segen gegeben hat; nicht etwa deßwegen, daß sie über die beim Segen bewegten Hände erschrocken wären, sondern weil sie wie gescheide Leute, erst nach dem Segen des Predigers abziehen wollten. — Hier haben sie einen schreckbaren Fischkopf.

Skulp.

Skulp. Der iſt ja gar ſchon heißabgeſotten in einer Schüſſel? und das iſt ja ein König, der bei der Tafel ſitzt.

P. Pinx. Der iſt Theodorikus der König der Oſtrogothen, der den heiligen Symachus hinrichten ließ. Sehen ſie draußen im Proſpeckt, nothwendig in einer kleinen Figur, den heiligen Symachus, wie er den abgeſchlagenen Kopf in die Hände nimmt, um in die nächſte Kirche zu gehen, und daſelbſt das heilige Abendmahl zu empfangen. Dem acht und neunzig Tage darnach an der Tafel ſitzenden Theodorik wurde unter anderen Speiſen der Kopf eines ſo ungewöhnlich groſſen Fiſches aufgeſetzet; und weil dieſem Kopfe ſcharfe Zähne aus dem Maul, und die trotzigen Augen in aller Weite offen ſtunden; ſo gerieth Theodorik in die Phantaſie, dieſer Fiſchkopf ſey der Kopf des Symachi; und wurde nicht nur auf der Stelle zum Narren, ſondern gab auch bald mit ungeheurem Geſchrei ſeinen Geiſt auf.

Skulp. Im Proſpeckt auf der linken Seite iſt ja ein Feuer ſpeiender Berg angebracht.

P. Pinx. Weil ein heiliger Einſiedler in der Offenbarung ſah, wie die vom Theodorik hingerichteten Martyrer Johannes und Symachus ihn gefeſſelt und übel zugerichtet zum Berg Vulkano geſchleppet, und in die Feuer ſpeiende Tiefe geſtürzet haben.

Skulp. Ja, ja; das iſt allerdings möglich, daß eine ſchon mit tollen Gedanken angefüllte Phantaſie beſonders eines gottloſen Wütherichs durch einen einzigen ſchreckbaren Anblick und fürchterlichen Gegenſtand überſpannt werden kann.

P. Pinx. Da haben ſie abermal Fiſche; wie ſie dem heiligen Petro Gonzalez aus dem Predigerorden an das Ufer zugeſchwommen ſind, um den Leuten, die bei einem Brückenbau arbeiteten, eine Mahlzeit abzugeben. Sie ſchwammen nicht eher wieder davon, bis Petrus nicht ihrer ſo viele mit den Händen herausgefangen hat, als für ihn und die Arbeiter zur Nahrung nothwendig waren; und dann warteten ſie auch noch auf den Segen.

Skulp. Ich muß hier abermal erinnern, daß ſchon zu mir einmal jemand gekommen, der mir bekennet hat, er könne die Fiſche nach ſeinem Belieben zum Fang bringen. Worüber ich ihn aber gebeten, ſolches nur nicht dort vorzunehmen, wo die Fiſcherey ſchon jemanden zugehört, und alſo für andere verboten iſt.

P. Pinx. Iſt das nicht eine ſchön gewachſene Salatſtaude?

Skulp. Nun, einen heißabgeſottenen Fiſch hatten wir ſchon in dieſer Sammlung, ſo mag ja auch ein Salat und bald darnach etwas Gebrattenes oder Gebackenes kommen. Ich eſſe recht gern Salat.

P. Pinx. Dieſer Salat lachte gleichfalls eine Nonne desjenigen Kloſters an, welches im Lande Valeria und unter der Obſorge des heiligen Abten Equitii ſtand. Die gute Nonne riß zu heißhungrig und zu fürwitzig einige Blätter ab, und fuhr geſchwind damit dem Maul zu. Allein eſſen, und vom Teufel beſeſſen werden, beides war zugleich, und die Nonne

wälzte ſich in einem fort auf dem Boden herum. Equitius hatte auch Mühe, den Teufel herauszubringen; denn der Teufel ſchrie immer: **Was habe ich dann verſchuldet? Ich ſaß auf dem Salat; warum iſt ſie gekommen, und hat mich hineingeſchluckt.**

Skulp. Verzeihen mir euer Hochwürden! das glaub ich nicht. Zum erſten halte ich ſchon nichts auf das Beſeſſen ſeyn. Warum ſieht man denn jetzt in keinem Lande, wo das Volk aufgeklärter und geſitteter iſt, Beſeſſene? Ich will dem Stifter unſerer Religion, der über den Teufel triumphiret hat, die Ehre nicht nehmen laſſen, daß er den Teufel ſo kraftlos gemacht, und dort, wohin er gehöret, angeſchloſſen, daß er in keinen Menſchen mehr fahren, oder jemanden einen Schaden zufiegen kann. Zweytens kann ich das, daß der Teufel gerade ſich auf den Salat hinſetzen ſolle, um in den zu fahren, welcher den Salat eſſen wird, für nichts anderes, als für eine lächerliche Erfindung anſehen.

P. Pinx.

P. Pinx. Hätte ſie das Kreutz über den Salat gemacht; ſo wäre auch der Teufel nicht in ſie hineingefahren.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; mir haben im vorigen Jahre die Haaſen meinen Salat ſauber abgefreſſen. Nun das werden ſie mir wohl zulaſſen, daß kein Haas vorher ein Kreutz macht, wenn er einen Salat abfrißt; und doch iſt der Teufel nicht einmal in die Haaſen gefahren. Drittens hätte der Teufel nach ſeiner eigenen Ausſage eben nicht in der Nonne, ſondern bei ſeinem Salat bleiben wollen. Nun, da wäre ja mit einem Vomitiv geholfen geweſen, um den Teufel ſamt dem Salat herauszuſpeien. Viertens ſcheinet mir auf meine Ehre, daß wegen einer Begierde und einem Fürwitz nach einer Salatſtaude der Schöpfer ſo wenig ſein Ebenbild dem Teufel übergeben werde, als ich mir auch von Gott nicht einbilden kann, daß er den Teufeln die Freiheit laſſe, ſich hin und her auf die Salatſtauden zu ſetzen. Eine Beſtrafung des Fürwitzes und der unmäſſigen Begierde hätte ja wohl auch die Oberinn ohne Teufel vornehmen kön-

können; und zuletzt wird wohl schon Strafe und Warnung genug gewesen seyn, daß sich die Nonne mit dem Salat den Magen verdorben, und in Krämpfungen verfallen ist.

P. Pinx. So nehmen es die heutigen Philosophen freilich nicht, wie es die frommen Legendenschreiber nehmen.

Skulp. Ich bin kein Philosoph. Aber nicht nur die gesunde Vernunft, sondern selbst auch unsere heilige Religion, erachte ich, ist gegen die Glaubwürdigkeit eines solchen Salatmirakels. Die Haasen sollen mir nur meinen Salat stehen lassen; ich fürchte mich gar nicht, daß sich die Teufeln darauf setzen.

P. Pinx. Weil sie wider die Haasen so erbittert sind; so sollte ich ihnen diesen Haasen da gar nicht vorzeigen. Das ist der Haas des heiligen Beichtigers Fructuosi Erzbischofs zu Brackara. Da er noch in der Einöde wohnte, geschah es, daß die Hunde wehrender Jagd einen Haasen verfolgten. Der Haas nahm seine Zuflucht zum heiligen Mann, worvach auch die

die Hunde sogleich die Spur verloren, und dingte sich bei ihm zum Hausvieh ein. Wie ein an seinen Herrn gewöhnter Hund jammerte er, wenn der heilige Mann ausgieng, und sprang vor Freuden, wenn derselbe wieder nach Haus kam.

Skulp. Im Prospeckt liegt ja ein Kranker? Wie kömmt denn der zu der Haasengeschichte?

P. Plnx. Das ist ein muthwilliger Knabe; den hat eine Krankheit überfallen, weil er den Haasen dem heiligen Mann gestohlen, und umgebracht hat.

Skulp. Die Aeltern dieses Knabens, oder die, unter deren Aufsicht er stand, hätten ihm den Schopf beuteln, und dem heiligen Manne den Haasen zurückstellen sollen. Wenn man Kindern angehen läßt, auch nur Kleinigkeiten jemanden zu entfremden; so wächst bei ihnen die Lust zum Stehlen mit den Jahren. Es ist auch nicht gut, wenn man ihnen angehen läßt, das Vieh zu martern. Sie bekommen harte Herzen, und machen es sodann den Leuten so,

wie

wie dem Vieh. Nichts unvernünftigeres und unbescheidneres ist, als wenn einige sagen: **Kinder sind Kinder; und ein Vieh ist nur ein Vieh.** Das Vieh ist zwar zum Nutzen des Menschen, aber nicht zur unnöthigen Marter und Qual erschaffen. Unmöglich wäre es mir, an einer solchen Viehmarter eine Freude zu haben, oder meine Kinder an eine so schädliche Lust gewöhnen zu lassen. Und jemanden anderen noch dabei um sein unschuldiges Vergnügen zu bringen, ist ja immer eine niederträchtige, jedem gesitteten Menschen unanständige, wenigstens einen Keim der Unredlichkeit verrathende, und der Nächstenliebe entgegen gesetzte Handlung, welche man Kindern nicht angehen lassen muß; damit sie sodann als erwachsen nicht das nämliche, und noch mehreres gegen ihre Nebenmenschen versüchen. Eine solche Lehre wird wohl in der Legende der Erzählung dieser That beigefüget seyn, weil das mehreren Eindruck macht, als eine Krankheit, in die nicht jeder muthwillige Pursche verfällt, und die hiemit auch nicht so zur Warnung dienet.

P. Pinx.

P. Pinx. Es ſteht nur überhaupt darinn, daß der heilige Mann den Knaben geſund gemacht, und ihn zum frommen Lebenswandel gebracht hat.

Skulp. Dieſe Lehre wäre mir zu wenig, wenn ich eine Legende ſchriebe. Denn daran liegt wenig, daß ein Haas, der ſich verlauft, zahm gemacht wird; und die oberflächliche Erzählung, daß der Knab nachhin frömmer geworden, iſt unzulänglich, dasjenige bei dem Leſer hervorzubringen, was eben in Anſehung dieſer That demſelben anpaſſend und mit Nachdruck zur nützlichen Erbauung, Warnung, und Belehrung hätte eingeprüget werden können. Auf dieſe Weiſe, dächte ich, könnten auch Kleinigkeiten in den Legenden und Erbauungsbüchern benutzet werden, ſtatt deſſen, daß man aus Kleinigkeiten groſſe Mirakel nur zur Bewunderung ſchnitzen will.

P. Pinx. Tauſend hinein! ſie ſollten ſich Mühe geben, daß ſie ein Normalſchullehrer werden. Sie machten ihre Sache vortreflich zur Aufklärung, wie man ſie jetzt haben will.

Aber

Aber laſſen wir das. — Schauen ſie mir dieſes Pferd an! Dieſes hat der heilige Papſt und Martyrer Johannes auf der Reiſe nach Korinth geritten.

Skulp. Die Zeichnung iſt gut; aber was fehlt an dieſem Pferde ſonſt beſonderes ſeyn?

P. Pinx. Der heilige Mann wollte ſich keines Pferdes bedienen, welches muthig wäre, und ihn mit Springen und hartem Trab zu ſehr ſchütteite, ſondern einen ſanften Schritt fortzieng.

Skulp. Ich bin auch ein ſchlechter Reuter, und würde bald abgeworfen ſeyn.

P. Pinx. Die Gemahlinn eines adelichen Herrn in der Nachbarſchaft machte ſich eine Freude daraus ihr Reitpferd zu Dienſten des heiligen Papſtes zu überlaſſen. Und gedenken ſie nur, was geſchehen iſt. Nachdem es der Papſt geritten, und wieder zurückgeſchickt hat; hat es kein Weibsbild mehr aufſitzen laſſen. Springen, wiehern, ſchlagen, beißen und ſpreitzen gieng an,

an, daß es wetterte, und das Feuer aus Steinen darvon ſprang, ſo oft ein Weibsbild aufſitzen wollte. Der adeliche Herr behielt es keine Stunde mehr, ſondern ſchickte dieſes (wie Rhodoricus ſagt) mehr als etwas nothleidendes denkende Roß dem Papſt zum Geſchenk.

Skalp. Da ſage ich nichts darauf. Ich verſtehe mich nicht auf Pferde. Die adeliche Frau wird es aber doch heimlich verdroſſen haben, daß ein Pferd, worauf der Papſt geſeſſen, kein Weibsbild mehr aufſitzen ließ. Nun ein Pferd konnte ſie leicht verſchmerzen; aber wenn der Papſt öfters in das Pferdauslehnen gekommen wäre, ſo hätte die adeliche Frau wohl ſelbſt nicht Pferde genug gehabt.

P. Pinx. Hier haben ſie einen ganzen Bienenſchwarm, der dem heiligen Iſidor Erzbiſchof zu Hiſpali, da er noch in der Wiege lag, eine geraume Zeit zur Vorbedeutung ſeiner künftigen Weisheit um den Mund herum ſchwärmte.

Skalp.

Skulp. Eure Hochwürden wiſſen, daß der Weltweiſe Plato kein Heiliger iſt, und doch ſolle ſich bei ihm ein ſolcher Anflug der Bienen ereignet haben. Ich habe ihn wenigſtens ſchon im Kupfer ſo geſtochen geſehen.

P. Pinx. Dieſelben Bienen werden wohl entweder Teufeln geweſen ſeyn, oder ſie ſind aus einem nahen Garten zu ihm in's Zimmer gekommen. Bei einem Philoſophen, oder Heiden, oder Ketzer muß man aus ſolchen Begebenheiten keine mirakuloſe Vorbedeutung machen. Das muß nur bei unſeren Heiligen geſchehen, gleichwie dann das nämliche Mirakel recht ſchön in den Legenden auch vom heiligen Ambroſius, und vom heiligen Dominikus zu leſen iſt.

Skulp. Verzeihen mir euer Hochwürden, daß mir das eben verdächtig vorkömmt, daß die Legendenſchreiber bei mehreren Heiligen mit ganz gleichen Mirakeln aufgezogen kommen.

P. Pinx. Leider! wird heut zu Tage gleich alles verdächtig, was ehe immer von frommen

men Männern ohne allen Zweifel als ein Mirakel erkannt und verehret worden ist. — Haben sie diesem Baum etwas auszusetzen?

Skulp. Nicht das mindeste.

P. Pinx. Dieser Baum stunde nächst dem Grabe der heiligen Gudula, und fieng mitten im Winter zu blühen, und zu sprossen an.

Skulp. Der Winter wird ungezweifelt ausserordentlich gelind gewesen seyn. Das hat sich in unseren Ländern auch schon ereignet, und zwischen Gräbern ist auch die Gährung in der Erde grösser.

P. Pinx. Nur der lieben Natur immerfort was zu Gutem geredet! — Aber kam das auch von der Natur her, daß, wie der Sarg der heiligen Gudula nach Morzella in die Kapelle Sancti Salvatoris übersetzet worden, auch dieser Baum zugleich sein voriges Erdreich verlassen, und samt Wurzeln, Blättern, Blüthe vor die Thüre der Kapelle sich hingepflanzet hat?

Skulp.

Skulp. Nun die Bäume laſſen ſich ja verſetzen; und es iſt noch kein Glaubensartickel, daß er ſich ſelbſt verſetzet hat. Uibrigens hat ſich in unſerm Lande ein groſſer Theil eines Waldes von einer Anhöhe tiefer in das Thal hinabverſetzet, weil die Erde durch unterirrdiſche Wäſſer ſich von der Felſen gelöſet, und ſich ſelbſt weiter hinab geſchoben hat.

P. Pinx. Seyn ſie ſtill mit ihren Erklärungen. — Sehen ſie mir lieber dieſe Schwein an.

Skulp. Dieſe iſt ſtattlich gemalen. Die Borſten ſind nur zum angreifen.

P. Pinx. Die Schwein iſt der Teufel, der in dieſer abſcheulichen Geſtalt mit vielen Grunſen und Schreien aus der Kirche ſich durch das Volk hinausgeriſſen; aus jener Kirche nämlich, welche der heilige Papſt und Kirchenlehrer Gregorius den Arianern wieder abgenommen, und vom neuen eingeweihet hat.

Skulp.

Skulp. Nun das werde ich gleich einem mir gutbekannten Pfarrer erzählen, der mir neulich geklagt hat, daß ihm öfters Schweine von der Gasse in die Kirche laufen. Diese Schweine werden ja nicht etwa arianische Teufeln seyn?

P. Pinx. Sie mögen nun spassen, wie sie wollen; so ist es kein gutes Zeichen, wenn Schweine in eine Kirche kommen.

Skulp. Ich nehme es für ein Zeichen, daß die Leute auf ihre Schweine, und die Kirchendiener auf die Kirche nicht die gehörige Nachsicht pflegen.

P. Pinx. Diese Löwen haben mir viele Mühe gemacht. Sie sind jene Löwen, von welchen Abo und der heilige Antonius sagt, daß sie den heiligen Martyrer Ignazius, der ihnen vorgeworfen wurde, nur erdruckt, nicht aber beschädiget haben.

Skulp. Beschädigung genug, wenn man erdruckt wird.

P. Pinx.

P. Pinx. Ribadeneira hält es mit denen, welche ſchreiben, daß die Löwen den Heiligen anfielen, zerriſſen, und bis auf die Beine fraſſen.

Skulp. Neben dem Löwen liegt ja ein Herz?

P. Pinx. Das iſt das Herz des Heiligen, welches nach ſeinem Tode eröfnet worden, und worinn man den Namen Jeſus mit goldenen Buchſtaben geſchrieben fand.

Skulp. Wie geht denn das mit dem zuſammen, daß der Heilige bis auf die Beine von den Löwen gefreſſen worden. Man hat ihn ja alſo nach ſeinem Tode nicht mehr eröfnen können.

P. Pinx. Wenn der Ado und der Antonius recht hat; ſo blieb ja das Herz übrig; wenn aber die andern recht haben, welche ſagen: Ignazius ſey bis auf die Beine gefreſſen worden; ſo müßte ich freilich in mehreren Legenden nachſuchen, wie Ignazius nach dieſem Tode wieder geöfnet, und im Herz die goldene

Innſchrift gefunden worden. — Da haben ſie einen anderen Löwen, der hat die heilige Maria aus Egypten begraben.

Skulp. Auch gefreſſen?

P. Pinx. Behüte Gott! Ein gottesfürchtiger Ordensmann aus einem Kloſter nächſt des Jordans Namens Zozimus traf im Walde dieſe büſſende Mariam an, die ganz verwildet war, und beinahe keinem Menſchen mehr glich; denn die Haut war ſchwarz und verbrannt von der Sonne, der Kopf glatzigt, die wenigen Haare grau und taubenweis über die Schulter hangend. Sie lief anfänglich, und der alte Zozimus konnte ihr kaum folgen. Endlich beſchwor er ſie aber, daß ſie bliebe; er kannte ſogleich in ihr eine heilige Einſiedlerinn, knieete vor ihr nieder, begehrte von ihr den Segen, worüber aber ſie niedergekniet, und vom ihm den Segen begehrte.

Skulp. Das iſt auch wunderlich. Sind ſie ſo knieen geblieben? hat er ihr, oder ſie ihm den Segen gegeben?

P. Pinx. Zozimus hat es nicht anders gethan, sie hat ihm den Segen geben müssen. als sie hernach aufgestanden, erzählte sie ihm ihren vorhinigen Lebenslauf, ohne daß er nöthig gehabt hätte, auch ihr den seinigen zu erzählen, weil sie denselben aus göttlicher Eingebung schon gewußt hat. Beide weinten dabei ganz entsetzlich; und endlich giengen sie wieder voneinander, sie mit trockenem Fuße über den Fluß Jordan, und er in sein Kloster. Vermög des ihr gemachten Versprechens wollte er sie nach Jahr und Tag in derselben Einöde wieder aufsuchen. Allein nach vielem Suchen fand er sie todt auf der Erde liegen, und neben ihr im Sande geschrieben: **Vater Zozime! verscharre den geringgeschätzten Leichnam der erbarmungswürdigen Maria. Bitte Gott für mich, die ich den neunten April nach Nieſſung des heiligen Abendmahls den Abend vor dem heiligen Charfreytag verschieden bin.**

Skulp. Von wem hat sie denn das heilige Abendmahl in der Wüste bekommen?

P. Pinx.

P. Pinx. Vom Zozimo; woraus eben Zozimus erkannte, daß ſie gleich darnach geſtorben, als er ſie voriges Jahr verlaſſen hat.

Skulp. Alſo blieb ſie todt, und die Innſchrift im Sande unverletzt durch ein ganzes Jahr, bis Zozimus wieder kam?

P. Pinx. Das verſteht ſich von ſelbſten; Nun aber war dem Zozimo, nachdem er der Verſtorbenen die Füſſe geküßt, und die Tagzeiten für die Abgeſtorbenen gebethet hat, bange, wie er ohne allen Werkzeug ein Grab zurichten werde. Und ſehe ein Wunder! Ohnverſehens bricht ein entſetzlicher Löw aus dem Gebüſche hervor, ſchleicht ſich hinzu, und küßt der Maria auch die Füſſe, wie der Zozimus. Zozimus, der ſich alſogleich auskannte, befiehlt der ungeheuren Beſtie, in die Erde zu ſcharren, und das Grab herzurichten; und dictum factum hergerichtet war's. Die Maria wurde hineingelegt; der Löw kratzte wieder die Erde über das Grab, und gieng ſodann wie ein Lamm in den Wald; Zozimus aber kehrte mit ſeinem Mantel, den er voriges Jahr

der Maria zur Bedeckung geliehen hat, weil ſie vorher nacket herumgegangen, in ſein Kloſter zurück.

Skulp. Ich hätte zu dieſer Maria aus Egypten nicht kommen dörfen; ſie hätte müſſen mit mir gehen, und ich hätte ihr ſonnenklar bewieſen, daß ſie mehr Gott dienen, mehr Buſſe thun, und dem Wohlſtande ſowohl, als den übrigen Pflichten eines Menſchen eher genugthun könne, wenn ſie nicht wie ein wildes Thier gefährlich und ohne Hilfe im Walde herumirret, ſondern ſich gleich anderen vernünftigen Leuten mit auferbaulichem und ehrſamem Leben fortbringet. Statt der vorhinigen üblen Handlungen ſich guter Handlungen befleißen, das iſt die Frucht einer wahren Buſſe; das ändert den Menſchen. Man muß ein anderer Menſch, kein Waldthier werden.

P. Pinx. Ich bitte, ſeyn ſie mit ihren Buſſvorſchriften nicht ſo leicht.

Skulp. Seyn ſie verſichert, denen, die ein übles Leben gewöhnt haben, fällt es nicht leicht,

leicht, sogleich ein besseres Leben anzunehmen. Statt des Vollsaufens nüchtern bleiben, statt des geitzigen Geldzusammenscharrens redliches Allmosen geben, statt des üppigen wollüstigen Lebens sich ehrbar und eingezogen beweisen, statt des Müssigganges wacker arbeiten, statt der gewohnten Unordnung ordentlich leben; das kömmt nicht leicht an. Ein erhitztes Gehirn kann einen geschwinder in einen Wald laufen machen; ein solcher Entschluß kömmt mehr von einem erhitzten Gehirne, als von einer reifen Uiberlegung her. Gott dient man nicht, wenn man die Pflichten gegen sich und seinen Nächsten bei Seite setzet, und die Handlungen, die man bessern sollte, gar unterläßt. Ein Mensch bedarf des anderen seiner Hilfe. Im Walde bin ich der Hilfe andrer, und andere sind meiner Hilfe entzogen. Im Walde gebe ich denen, welchen ich böse Beispiele gegeben habe, keine bessere. Weder die Seele, weder der Leib erhält in einer wilden Lebensart die nöthige Nahrung, Bildung, und Vollkommenheit, die wir in der menschlichen Gesellschaft, wohin uns Gott gestellet hat, zu erlangen trachten müssen. Nun wenn sich Chri-

sten

ſten zur Zeit der Verfolgungen, wo ſie nirgends gelitten, ſondern überall verfolget und getödtet worden, in die Wildniſſen verloffen, da laſſe ich es gelten; denn das geſchah eben, um ſich nur noch zu erhalten, wie es anders nicht möglich war. Aber ſich ohne Noth gar aller menſchlichen Geſellſchaft und Hilfe entziehen, das heißt wider das natürliche und geoffenbarte Geſetz handeln, oder man iſt blödſinnig.

P. Pinx. Ereifern ſie ſich nur nicht ſo ſtark. Ich laſſe ſie bei ihren Meynungen, und ich bleibe bei meiner Denkungsart. Wir ſind deßwegen doch gute Freunde, wenn nur meine Sammlung in Kupfer gut geſtochen wird. Werden ſich ſchon Liebhaber darum finden, die auch noch ſo denken, wie ich denke. Fahren wir jetzt in Anſehung meiner Malereyen weiter fort. Da haben ſie wieder einmal einen Bärn; dieſer hat dem heiligen Abten Kolumbanus Platz machen müſſen.

Skulp. Was iſt das wieder für eine Begebenheit?

P. Pinx.

P. Pinx. Nun der heilige Kolumbanus ſuchte in der Wildnuß einen bequemen Ort zur Verrichtung ſeiner Andachtsübungen, und fand auf einem ſehr hohen Berge eine finſtere Höhle oder Bergkluft. Der heilige Mann kriecht durch den ſehr engen Antritt hinein; trift aber darinn einen hoch erwachſenen Bärn an, der unbeweglich liegen bleibt, und ihn trotzig anſchaut. Ein anderer wäre auf der Stelle aus Furcht geſtorben. Der heilige Mann ſagte aber nur: **Marſchire! und ſehe dir um eine andere Herberg um;** und der Bär ſchlich ſich fort, und überließ ſeinem wunderthätigen Gebieter den Platz, worinn der heilige Mann ſeine Einſiedeley errichtete, und zur Erquickung aus dem harten Felſen einen kriſtallklaren Brunnen erweckte. Was ſagen ſie zu dieſer übernatürlichen Bärntreibung?

Skulp. Nichts. Belieben ſie nur in der Sammlung fortzufahren.

P. Pinx. Da haben ſie abermal einen Bärn. Der fraß das Pferd, welches dem heiligen Hubert und ſeinen Gefährten auf der Reiſe

nach

nach Rom den Pack nachtrug, in währender Zeit, als die Heiligen ein Schläflein machten, und das Pferd waiden lieſſen. Aber der heilige Hubert, da er vom Schlaf erwachte, und das Specktackel ſah, ergriff gleich den Bärn, und ſagte zu ihm: **Nun magſt du unſeren Plunder ſelbſt tragen, und ſollſt mir auch nicht los ſeyn, bis unſere Reiſe vollendet iſt.** Der Bär ſchlich ſich mit gehenktem Kopfe hinzu, ließ ſich alles Geräth geduldig aufbinden, folgte ihnen als ein zahmes Hausvieh allzeit auf dem Fuße nach. Wenn es zur Einkehre kam, und man ihm die Bürde abpackte, ſchlich er furchtſam von einem zum anderen, bettelte ein Futter, verſiegte ſich alsdann wiederum zu ſeinem Pack, ſelben zu bewachen. Sie können ſich einbilden, wie die Leute in den Dörfern und gröſſeren Ortſchaften, durch welche die Reiſe gieng, zuliefen, und Mäuler und Augen hierüber aufriſſen, daß ein grimmiger Bär ein ſo leitſamer Sackträger geworden. Und in Rom würde der Auflauf gar entſetzlich geweſen ſeyn. Deßwegen, und damit die heiligen Pilgrame nicht in Gefahr kämen, durch ein eitles Ehrenwindlein angeblaſen zu wer-

werden, mahnte ein Engel den Papſt, er wolle ihnen jemanden entgegen ſchicken, und befehlen laſſen, den Bärn nicht nach Rom zu bringen, ſondern denſelben im Walde zu entlaſſen, welches auch geſchah.

Skulp. Dörfen ja auch zu uns nicht mehr Herumreiſende mit Bären kommen.

P. Pinx. Da ſehen ſie einen Stein.

Skulp. Der hat ja die Geſtalt eines Laib Brodes?

P. Pinx. War auch vormals ein Brod, welches eine Bäurinn am Feſte des heiligen Leopoldus backen wollte; aber eben deßwegen wurde es zu Stein. Da lernte die Bäurinn das Geboth; du ſollſt den Sabath heiligen.

Skulp. Von Heiligung des Sabaths hat, ſoviel ich weis, Chriſtus ſelbſt die beſte Lehre gegeben. Er ließ den Eſel, der am Sabath in Brunn gefallen, zu keinem Petrifikat werden.

P. Pinx.

P. Pinx. Da haben ſie Läuſe auch.

Skulp. Dieſe giengen noch ab.

P. Pinx. Es ſind die Läuſe, welche der heilige toletaniſche Biſchof Ludowick in der Viſitazion ſeiner Diözes bei einem Bettelweibe aufklaubte, die er ſelbſt Beicht hören, tröſten, und beſchenken wollte. Die Bedienten wollten ihm hernach die Läuſe wieder herabklauben. Er geſtattete es aber nicht, ſondern ſagte: **Laßt ſie nur ſitzen.**

Skulp. Bei armen Leuten, die ſich nicht ſauber halten, bekömmt man bald Läuſe, und daß der heilige Biſchof deßwegen ſich nicht abſchrecken ließ, zu dem armen Bettelweib zu gehen, iſt recht löblich. Aber ſodann ſich von aufgeklaubten Läuſen nicht befreyen laſſen, ſehe ich weiters für keine Tugend an, weil ſich unſauber halten, eine Untugend iſt.

P. Pinx. Dieſe Blume geht auch den heiligen Ludwig an. Wegen ſeiner engliſchen Reinigkeit wuchs ihm nach dem Tode eine Blume

gleich

gleich einer Rose aus dem Munde hervor, welche, wie sie sehen, in roth und weisser Farbe eine annehmliche Gestalt hat. Dieser Heilige sah niemal einem Weibsbild frei in's Angesicht.

Skulp. Ich sehe allen Leuten gern in das Gesicht, und kann nichts weniger leiden, als diejenigen, die den nicht ansehen, mit dem sie reden. Man darf sich deßwegen an einem Gesichte nicht sündlich vergaffen.

P. Pinx. Ist dieser Heuschreck nicht allerliebst? Dieser Heuschreck kam durch acht Tage zum heiligen seraphischen Franz so oft, als er ihn rufte. Er setzte sich auf seine Hand, sang, wie, und solange er es haben wollte. Endlich ließ er ihn zu den seinigen hinziehen, gab ihm den heiligen Segen, und er war nicht mehr zu sehen. — Dieser Schwarm allerhand Vögel bezieht sich auch auf den heiligen Franz. Er stellte sich mitten unter sie, um ihr Gesang zu hören. Sie schwiegen aber alle; doch floh keiner davon, sondern sie neigten ihre Köpflein, gleich als grüsseten sie ihn, und waren auf

das

das bereit, was er befehlen würde. Hierauf hielt ihnen der heilige Franz eine kurze, aber so-schöne Christenlehre, wie sie Gott loben sollten, daß die Vögel nach dem Ende der Anrede alle zusammen hell aufschrieen, die Flügel schwangen, die Hälse empor streckten, und allerhand Freudenzeichen gaben. Der Wundermann konnte auch einen Vogel nach dem anderen mit Händen berühren, ohne daß einer davon wich, bis er ihnen den Segen samt der Erlaubniß gab, hinweg zu fliehen.

Skulp. Ich kenne einen Herrn, der alle Tage sich das Vergnügen macht; nach der Tafel die Spatzen zu füttern. Sobald er nur die Fenster aufmacht, und ihnen pfeift, fliehen sie schon dahin, schreien, lärmen, warten auf ihr Futter, setzeten sich ihm beinahe auf den Kopf und Hände, wenn er nicht mit dem Futter eilte, fressen ohne Scheu vor seiner, und wenn sie gefressen haben, haben sie auch von ihm Erlaubniß, wieder davon zu fliehen.

P. Pinx. Er macht ihnen aber keine Predigt.

Skulp.

Skulp. Ach ja! er redet in wehrendem Futtern immer mit ihnen.

P. Pinx. Das war doch ganz anders beim heiligen Franz. Der legte auch den Vögeln das Stillschweigen auf, wenn sie ihn im Predigen hinderten. Das that er den Schwalben, die sie hier gemalen sehen. Er sagte nur: **Meine Schwestern! jetzt ist das Reden an mir, ihr habt lang genug geplaudert; könnt schon eine Zeitlang die Schnäbel halten, bis ich mit meiner Predigt fertig bin.** Das nämliche that er einmal beim Brevierbethen.

Skulp. Warum sagte er denn, **meine Schwestern?** waren sie denn nur Weibeln, die so plauderten, und ihre Schnäbel halten sollten?

P. Pinx. Das weis ich nicht; aber das weis ich, daß sie augenblicklich still schwiegen, und sich nicht rührten, bis die Predigt vorbei war. — Ist das nicht ein schöner Hirsch, ein Zwölfer?

Skulp.

Skulp. Stattlich.

P. Pinx. Dieſen verfolgten die Jäger, und ſprengten ihn in das Thal, wo der heilige Hubert ein Kloſter baute, und eben ſeinen Mantel auf die Erde legte. Dieſen Mantel ſehen, und ſich ſogleich in demſelben einwickeln, war bei dem Hirſchen eines. So eingewickelt ſetzte er ſich ohne Furcht, und vielmehr trotzig den bellenden Hunden entgegen. Die Jäger ſelbſt mußten lachen, bis ſie erkannten, daß dem Hirſchen von dem Mantel des heiligen Mannes die übernatürliche Stärke, und ſolcher Muth mitgetheilet wurde; worauf ſie dem Heiligen zu Füſſen fielen, und ihr ganzes Vermögen zum Eigenthum des neuen Kloſters anbothen. — Ich habe es ihnen nicht vor übel, Herr Skulpſit! daß ſie lachen; wie ich geſagt, ſo haben die Jäger auch gelacht. — — Hier iſt wieder etwas ernſthafteres.

Skulp. Das ſind zwey Kämmer?

P. Pinx.

P. Pinx. Diese bekam der heilige Franz zum Geschenk; und ermahnte sie, fein im Kloster zu bleiben, fleißig in die Kirche zu gehen, und keine heilige Messe zu versäumen. Beide Lämmer befolgten dieses genau, bleckten mit den Geistlichen im Chor, knieeten auch nieder; und das eine, welches der heilige Franz bei seiner Ausreise einer adelichen Frau in Verwahrung gab, ließ dieser Frau, wenn sie nach dem Gebrauch der Weiber zauderte, mit Blecken, Stossen, Treten, und Herumtrappeln keine Ruhe, bis sie sich aus dem Hause packte, und zur Kirche gieng.

Skulp. Einige Lämmer lassen sich wirklich abrichten, wie die Hunde; aber was schon ein Schöps ist, nimmt nicht mehr so leicht einen Unterricht an.

P. Pinx. Da sehen sie einen goldenen Stab.

Skulp. Dieser Stab gehört hiemit als Metall in gegenwärtige Sammlung?

P. Pinx.

P. Pinx. Ein armer Mann wollte von einem Reichen auf künftige Bezahlung und Zinse Getreid borgen. Der Reiche sagte; ich gebe nichts, bis ich nicht ein Pfand habe. Dieser Arme nahm zum heiligen Spiridion seine Zuflucht, und der Heilige gab ihm diesen goldenen Stab, um denselben als ein Pfand hinzugeben. Richtig erfolgte nun Getreid zur Hausnothdurft und zur Aussaat im Uiberflusse. Nach der Aernte konnte nun der Arme ganz leicht seine Schuld bezahlen, und den goldenen Stab hiemit wieder auslösen. Aber sehe Wunder! der dem heiligen Spiridion zurückgebrachte Stab wurde auf dessen Gebet eine Schlange, die er vorher gewesen.

Skulp. Also gehöret dieser Stab eigentlich in das Thierreich. Das war ein Glück, daß der goldene Stab nicht vor der Zeit wieder zur Schlange geworden; der reiche Geitzhals wäre erschrocken, wenn er gesehen hätte, eine Schlange statt des Goldes zu haben. Uibrigens versichere ich euer Hochwürden, daß mir dieses Mirakel mit dem Goldmachen auf solche Art das allerliebste wäre. Da brauchte es kein

Labo-

laboriren, oder ſein eigenes Geld in Rauch aufgehen laſſen, und ſtatt an einen Goldſtab an Bettelſtab zu kommen.

P. Pinx. Da haben wir abermal ein Pferd. Dieſes iſt aber eigentlich eine ſchöne Frau, welcher ein geiler Venusbub nachſetzte. Da er nichts ausrichten konnte, bemühte er ſich durch einen Zauberer das Liebesband zwiſchen ihr und ihrem Ehemann zu zerreißen. Der Zauberer richtete aber auch nichts aus.

Skulp. Das glaube ich; denn ich halte ein für allemal nichts auf Zaubereyen, die nur dort noch geglaubt werden, wo die Leute dumm ſind.

P. Pinx. Der Zauberer hat doch ſo vieles ausgerichtet, daß die Frau dem Schein nach die Weibsgeſtalt verlohren, und von allen für ein Pferd gehalten worden. Der betrübte Ehemann wußte auch nichts anderes zu thun, als dieſem Pferde einen Zaum anzulegen.

Skulp. Wollte Gott! es lieſſe ſich manche Frau einen Zaum anlegen.

P. Pinx. Aufgezäumt führte er alſo ſeine Frau als Pferd zum heiligen Makarius, der ihr aber mit dem Weihwaſſer gleich die vorige Geſtalt gab, und ſie ermahnte, nicht ſo ſelten in die Kirche zu gehen.

Skulp. Die Frau wird froh geweſen ſeyn, daß ſie wieder in ihr Zimmer gekommen. Denn ſolange ſie Pferd war, wird ſie ungezweifelt der Mann in ſeinem Stalle, oder wohl gar in einem fremden Stalle haben einſtellen müſſen.

P. Pinx. Da haben wir wieder einen Löwen. Dieſer klopfte bei der Thüre des heiligen Makarius von Alexandria an, gieng ſodann in ſein Zimmer, und legte dem heiligen Mann eines ſeiner Jungen vor die Füſſe, welches blind war. Der Heilige wußte gleich, was das Thier verlange; ſtrich dem jungen Thiere ſeinen Speichel in die Augen, und machte es ſehend. Des anderen Tages kömmt die alte Löwinn wieder, und bringt dem Heiligen aus

Dank

Dank ein groſſes Schaaffell. Der Heilige aber ſagte: **Ich mag kein geſtohlenes Gut haben; ich will eben keinen anderen Dank, als daß du mir verſprecheſt, künftig keinem Vieh der armen Leute einen Schaden mehr zu thun.** Worauf die Löwinn mit Gebärden, welche den ſicheren Gehorſam andeuteten, wieder davon gieng. Makarius behielt aber doch das Schaaffell, weil es ſchon da war; ſchenkte es dem heiligen Athanaſius, und dieſer dem heiligen Melaniæ.

Skulp. Wenn ich das könnte, was der heilige Makarius kann; ſo blieb ich in keiner Zelle, ſondern gieng unter den Leuten herum, und wollte lieber blinde Menſchen ſehend machen, als einen Löwenokuliſten abgeben.

P. Pinx Warten ſie; da haben wir abermal zween Löwen, die dem alten Waldbruder Antonius den heiligen Waldbruder Paulus begraben halfen.

Skulp. Wir haben ja ſchon vorher bei der Maria aus Egypten einen Löwen als Toden-

graber geſehen. Wie ich ſchon geſagt habe, ſo haargleiche auſſerordentliche Begebenheiten bei verſchiedenen Heiligen ſcheinen mir verdächtig, und von dem einen Heiligen für den anderen abgeborget.

P. Pinx. Wieder etwas aus dem Pflanzenreich. Etwelche Bäume und Kräutlein, welche im kälteſten Winter grünten und hervorkamen, da bei ihnen der Leichnam des heiligen Benedikts vorbeigeführet wurde.

Skulp. Auch dieſe Begebenheit haben wir ſchon bei der heiligen Gudula geſehen.

P. Pinx. Als wenn nicht ein Heiliger das nämliche Mirakel wirken könnte, wie der andere.

Skulp. Ja es iſt nur die Frage, ob es gewirket worden, oder ob nicht vielmehr die Legendenſchreiber ſich die Sache bequem gemacht, und die Leben der Heiligen mit ganz gleichen Begebenheiten angefüllet haben, um nur etwas nach ihrer Abſicht hinzuſchreiben.

P. Pinx.

P. Pinx. Seyn sie still! Schauen sie mir lieber den ungeheuren Baum an, welcher dem Jupiter zu Ehren gepflanzet war, von dem heiligen Bonifazius aber auf einen Streich mit der Axte umgehauen wurde; worauf die Zuseher die Abgötterey verfluchten.

Skulp. Mir kömmt vor, dieser Baum war damal schon so modrigt, als die Abgötterey selbsten, die von der Stärke des Evangeliums und der hieraus verbreiteten Aufklärung so geschwind zu Boden geworfen wurde. — Aber um des Himmelswillen! wie kömmt denn der Teufel, den sie auf folgendem Blatte gemalen, auch in diese Sammlung?

P. Pinx. Dieses kleine Männlein ist kein Teufel. Es hat zwar Hörner auf dem Haupte, eine übergebogene Nase, und Geisfüsse; ist aber nur ein Faun oder Satyr, der sich dem heiligen Waldbruder Antonius, wie dieser den heiligen Waldbruder Paulus aufsuchte, in das heilige Gebeth empfahl. Dieser Faunus beklagte nichts mehr; als daß er und seines gleichen vorher von Heiden für Götter gehalten worden,

da ſie doch nur ſterbliche Geſchöpfe ſind, die es nun auch ſchon wiſſen, daß Gott für das allgemeine Heil auf dieſe Welt gekommen.

Skulp. Das iſt das erſtemal, daß ich von Faunen und Satyren, die ich ſo oft in Kupfer geſtochen habe, dieſes höre.

P. Pinx. Was wollen ſie? Da ſehen ſie einen halb Menſch und halb Pferd, der dem nämlichen heiligen Antonius den Weg gewieſen hat, auf welchem er den heiligen Waldbruder Paulus antreffen werde.

Skulp. Halb Menſch und halb Pferd? das iſt entſetzlich! das iſt ja gerade aus der heidniſchen Fabelgeſchichte? ja es iſt noch über die Frau, die zu einem Pferde geworden. Und eure Hochwürden glauben alles dieſes?

P. Pinx. Auch nicht an einem einzigen Stücke habe ich den mindeſten Zweifel. Uebel genug, daß es hierüber Zweifler giebt. — Aber ſehen ſie; wir ſind ſchon bald am Ende. Das iſt zwar etwas eckelhaft anzuſehen; eine giftige

Spinne,

Spinne. Nicht wahr, das iſt eine auſſerordentliche, ja entſetzliche Gröſſe von einer Spinne. Dieſe iſt dem heiligen Norbert Stifter des Prämonſtratenſerordens unter der Meſſe in den Kelch hineingefallen.

Skulp. Nun. er wird das gethan haben, was für dergleichen Fälle in Meßregeln und Rubriken vorgeſchrieben iſt, und was ein jeder junger Geiſtliche weis, der ſeine erſte Meſſe lieſt.

P. Pinx. Der fromme Norbert wußte nun einmal im Schrecken nicht, was er thun ſollte, und wie immer bei ihm alles der Andacht weichen mußte, ſo überwand er Schrecken und Eckel, und ſchluckte das heilige Blut ſamt der Spinne herzhaft hinein.

Skulp. Pfui! pfui! pfui! das iſt eine gräuliche Andachtsübung.

P. Pinx. Er ſelbſt ſtellte ſich nichts anders vor, als den Tod, welchen er knieend und be-

thend

thend erwartete. Aber ſehe Wunder! in wehrendem Gebethe nießt er.

Skulp. Zur Geſundheit!

P. Pinx. Wirklich nießte er zur Geſundheit; denn die Spinne wurde durch die Naſenlöcher mit ſtarkem Athemſtoß herausgeblaſen, ohne daß der Heilige den mindeſten Anſtoß von einer Unpäßlichkeit gehabt hätte.

Skulp. Weil wir ſchon bei einem nicht gar ſäuberlichen Gegenſtande ſind, nun ſo geht es in einem, daß ich euer Hochwürden ſage; nichts ſey natürlicher, als dieſes, daß beim Heraufbrechen auch etwas durch die Naſe herausgeſtoſſen werde. Uibrigens habe ich ſchon von Naturkündigern, und von Apotheckern gehöret, daß nicht alle Spinnen giftig ſind, ja vielmehr einige Gattungen in der Arzney gebraucht werden. Ich ſehe alſo bei dieſer Geſchichte nichts Mirakuloſes, ſondern theils etwas Eckelhaftes, theils etwas, ſo eine Unwiſſenheit in geiſtlichen Amtsverrichtungen zeiget, theils einen Mangel ſogar an Kenntniß

des

des natürlichen göttlichen Verbothes, dasjenige, was man für tödtlich hält, zu genieſſen. Es kann ja gar keine wahre Andacht begreiflich ſeyn, die dem göttlichen Vernunftlichte entgegen geſetzet wäre, ſonſt hätte der Urheber der Natur und der natürlichen Geſetzen nachhin in dem geoffenbarten Geſetze ſich ſelbſt widerſprochen; dergleichen Widerſpruch von Gott zulaſſen, oder gar behaupten zu wollen, wäre eine der gröſten Gotteslästerungen.

P. Pinx. Aber nicht wahr; das ſind ſchöne Faughunde? Dieſe haben zwar die Mitmartyrer des heiligen Anaſtaſius zerriſſen, und verzehret; den Leib des heiligen Anaſtaſius aber nicht beſchädiget, ſondern vielmehr denſelben gegen die Anfälle anderer Thiere bewachet.

Skulp. Bei einem Hunde, der ſchon genug gefreſſen hat, finde ich das auch ganz natürlich, daß er das übrige zwar nicht mehr anrührt, doch aber auch dieſes aus Neid ſich von anderen Thieren nicht hinwegnehmen läßt.

P. Pinx.

P. Pinx. Sehen ſie! da kommen aber Hunde, die hungrig waren, und doch den Leib des heiligen Gordiani nicht fraſſen, ſondern denſelben fünf Tage bewacheten.

Sulp. O mein hochwürdiger Herr! genug, daß das nämliche Mirakel von den Hunden bei mehreren Heiligen ſchon wieder vorkömmt. Ich weiß nichts daraus zu lernen. Einige Leiber ſind von Hunden gefreſſen worden, andere ſind nicht gefreſſen worden. Durch dieſes Freſſen oder Nichtfreſſen, denke ich, hat ſich die Heiligkeit weder vermehrt, weder vermindert; weder wäre ſie auch hiedurch erprobet worden, wenn ſie nicht ſchon aus den vorgehenden Handlungen bekannt geweſen wäre. Ich habe Katzen zu Hauſe; die eine frißt die Mäuſe, die andere fängt ſie nur, und frißt ſie nicht. Auch die Maus freſſende Katze frißt oft etwelche Tage nichts, und läßt ſogar die Mäuſe liegen.

P. Pinx. Wenn ſie nur etwas als natürlich ausdeuten können, ſo iſt ihnen ſchon leichter. — Sehen ſie da eine Kuh. Der heilige

Ma-

Makarius von Alexandria iſt zwanzig Tage ohne Speis und Trank in der Wüſte herumgewandert, und hat aus Mattigkeit nicht mehr fortkommen können.

Skulp. Schon wieder ein Unternehmen wider die natürliche Pflicht, ſich zu erhalten, und nicht zu verderben.

P. Pinx. Gott ſchickte ihm aber dieſe Kuh, um ſich durch die Milch derſelben die Kräften zu erholen; und dieſe Kuh folgte ihm auf dem Fuße nach, bis er wieder in ſeiner Zelle anlangte. — Sie werden ſich wundern, wie hier der Rab und der Wolf zuſammkömmt.

Skulp. Gar nicht; einen Raben und einen Fuchſen fand ich ſchon in mehreren Fabeln beiſammen.

P. Pinx. Das iſt aber keine Fabel, ſondern das iſt wahr, daß der Rab den Leib des heiligen Martyrers Vincentii nicht nur gegen alle Raubvögel bewahret, ſondern auch ſich einem gefräſſigen Wolf, der den heiligen Leib

ſchon

ſchon anpacken wollte, auf den Kopf geſetzet, und mit Flügeln und mit dem Schnabel dem Wolf ſo zugeſetzet hat, bis dieſem der Appetit vergangen. — Sehen ſie; da iſt noch ein Rab, der das vergiftete Brod, welches dem heiligen Benedikt boshaft verehret worden, um ihm das Leben zu nehmen, auf Befehl des heiligen Mannes in ein Ort hat vertragen müſſen, wo kein Menſch dazu kommen konnte. Der Rab wollte nicht recht daran bei dieſer Arbeit, ſchrie, und flatterte um das vergiftete Brod herum; bis der heilige Benedikt ſagte: **Faſſe, faſſe es nur beherzt auf!**

Skulp. Benedikt hätte dieſes Brod wohl auf andere Art auch vertilgen können. Der Rab, wenn es wahr wäre, hätte mehr Geſchicklichkeit gehabt, als unſere Legendenſchreiber, die ihre fabelhafte Geſchichten nicht dahin tragen, wo kein Menſch dazu kömmt, ſondern ſolche dem armen Volke vorſetzen, um ſie von einem beſſeren Genuß abzuhalten.

P. Pinx. Sie müſſen immer etwas gegen die Legendenſchreiber haben. — Hier haben

ſie

ſie wilde Thiere nach der Menge, wie ſie in der Wüſte zum heiligen Blaſius hineilen, um in ihren Leibesgebrechen kurirt zu werden; wornach ſie auch bei ihm Arbeiter machten; ſo wie ſich die Waldgeiſter bemühten, ſeine Beſchirmer zu ſeyn.

Skulp. Uiber dieſe Malerei werde ich mich hart wagen; da iſt mir einmal zuviel darauf. Hochwürdiger Herr! es wird ſchon ſpät.

P. Pinx. Warten ſie nur noch ein wenig. Sehen ſie; wir haben nicht mehr, dann etwa zwölf Stücke. Hier iſt die Forelle Antonella.

Skulp. Dieſe Forelle heißt Antonella? Was iſt das für eine Gattung Forellen?

P. Pinx. Dieſe war ſchon todt; aber der heilige Franz de Paula erweckte ſie zum Leben; gab ihr den Namen Antonella, und ſie wurde ſo zahm, daß ſie gleich zuſchwamm, und ſich mit den Händen berühren ließ.

Skulp. Sie wird wohl noch nicht ganz tod geweſen ſeyn, ſondern ſich im friſchen Waſſer nur wieder erholet haben.

P. Pinx. Hören ſie nur weiter. Dieſen Fiſch hat ein Prieſter geſtohlen, und ſich kochen laſſen. Der heilige Franz de Paula, der durch himmliſche Offenbarung den Thäter wußte, ſchickte alſo gleich einen Frater hin, den Fiſch abzuholen. Der Prieſter läugnete anfangs; endlich warf er dem Frater den gekochten Fiſch dergeſtalt vor die Füſſe, daß der Fiſch in viele Stücke zerſprang. Das war gut. Der Frater klaubt die Stückel zuſammen, und bringet ſie dem heiligen Franz de Paula. Dieſer redete den geſottenen Fiſch alſo an: **Meine liebe Antonella; wie iſt man mit dir ſo übel verfahren! Das haſt du von dem allzubegierigen Naſchen; hätteſt du vom Prieſter das vorgeworfene Brod nicht ſo heißhungrig hineingeſchluckt, wäre dir dieſes Unglück nicht begegnet. Laſſe es dir zur Warnung ſeyn, und ſiehe hinfür, wem du traueſt.** Darauf warf der heilige Mann die Fiſchſtücklein in

das

das Waſſer, welche ſich augenblicklich wieder aneinander gefüget, dergeſtalt, daß Antonella lebendig daher geſchwommen, und ſo lange verblieben, als Franz de Paula gelebt hat. Nach deſſen Tod hat ſich aber keine Antonella ſehen laſſen.

Skulp. Das letzte, daß ſich die Antonella nicht mehr hat ſehen laſſen, glaube ich vom Herzen.

P. Pinx. Da iſt ein todter Löw. Dieſer Löw hatte einmal eine Geſchwulſt am Fuße, nahm zum heiligen Gerasmus ſeine Zuflucht, wurde von ihm kurirt, und blieb ſodann nicht nur bei ihm, ſondern lieſſe ſich auch gebrauchen, den Kloſtereſel, der aus dem Fluſſe Jordan das Waſſer tragen mußte, zu hüten. Aus Ueberſehen wurde ihm einsmal der Eſel von einem arabiſchen Kameeltreiber geſtohlen; und kehrte alſo nach fruchtloſem Suchen ganz traurig ohne Eſel in das Kloſter. Der heilige Abt, der nichts anderes vermeynte, als der Löw habe ſich über den Kloſtereſel hergemacht, und ihn gefreſſen, verurtheilte den Löwen, künftig

tig ſtatt des Eſels das Waſſer zu tragen; wovon er aber bald befreiet wurde, und einen anderen Eſel zu ſchenken bekam. Nun gab der Löw auch beſſer auf den neuen Kloſtereſel obacht, und hatte bald das Glück, auch den geſtohlenen Eſel wieder zu bekommen. Der diebiſche Kameeltreiber kam nämlich wieder einmal mit dem geſtohlenen Eſel in die dortige Gegend; und dieſer Eſel, ſobald er ſeinen alten Bekannten den Löwen erſah, lief von den Kameelen hinweg, und dem Löwen zu. Der Löw kannte ſich auch gleich aus; nimmt den Eſel mit dem Maul bei dem Zaum, wie er es vorher zu thun gewohnt war, und führte ihn mit freudigem Brüllen zu dem heiligen Abten. Dieſer erkannte nun, daß der Löw unſchuldig war; und das Kloſter gewann auch dabei.

Skulp. Bemühen ſich eure Hochwürden nicht weiter mit Erzählung dieſer Eſelsgeſchichte.

P. Pinx. Mit dem, was die Eſeln betrift, iſt es jetzt ſchon gar; aber die Geſchichte des Löwens iſt noch nicht aus. Als der hei-

heilige Abt ſtarb, wollte es der Löw nicht glauben, bis er auf das Grab geführet wurde, wo er unter groſſem Heulen ſich den Kopf ſo lang auf die Erde ſtieß, bis er verreckte.

Skulp. Aber die Eſeln ſind noch lebendig geblieben?

P. Pinx. Von dieſen meldet die Geſchichte nicht mehr das mindeſte. — Da haben ſie nun aber auch zween Ochſen, welche von durchmaſchierenden feindlichen Truppen einem Bauersmann weggenommen worden. Der Bauer hätte ſie in ſeinem Leben nicht mehr bekommen; denn abſolute wollten die Soldaten die Ochſen nicht mehr hergeben, und beruften ſich ſogar auf das Kriegsrecht. Aber der heilige Franziskus regis ſagte dem Bauer; er ſolle ſicher mitten unter die Soldaten hineingehen, ſeine Ochſen nehmen, und nach Haus führen. Der Bauer that es, und kein Soldat hat ſich dagegen gerührt.

Skulp. Die Soldaten werden ſich eines anderen beſonnen haben. — Aber um des

Himmels willen! da kommen jetzt Hahnen und Hennen in der Menge; ein ganzer Mayerhof —

P. Pinx. Die heilige Idq, die, um ungehinderter ihre Andacht verrichten zu können, nur immer im Vorhofe der Kirche bethete, pflegte auch hiezu das Geflügelwerk, so sie in der Gegend herum sah, einzuladen. Sie kamen auch richtig, und blieben mit ihr bis zum letzten Evangelium. — Hier haben sie auch eine Menge Vögeln, welche, wie sie dem gesunden heiligen Franziskus Solanus aufgewartet; ihm auch in seiner Krankheit beim Fenster des Krankenzimmers eine liebliche Musik angestimmet, ohne sich vertreiben zu lassen. — Und jetzt kömmt ein weißes Vögelein, welches den heiligen Cajetanum Thieneum also angeredet: Mein Cajetane! der ewige Friede sey mit dir! du sollst denselben auf ewige Zeiten nicht verlieren.

Skulp. Den haben eure Hochwürden zu klein gemalen; das wird gewiß ein Papagei gewesen seyn. Und dann ist es auch nicht so wunderbar, als die Hahnen und Hennen, die

Meß

Meß gehöret haben. Ich laſſe mir es aber doch nicht nehmen, die heilige Ida muß öfter dem Geflügel Futter zugeworfen haben; denn auch meiner Dienſtmagd lauft unſer und das benachbarte Geflügel zu, weil ſie dieſe Magd ſchon kennen, daß ſie, wo ſie ein Geflügelwerk nur ſieht, ihnen Brod, und was ſie ſo bei Handen hat, vorwirft. Hiemit iſt mir auch ganz begreiflich, warum das Geflügelwerk bei der Ida bis zum letzten Evangelium geblieben; denn nach dem letzten Evangelium wird wohl auch die Ida wieder zu ihren Geſchäften gegangen ſeyn. Aber eure Hochwürden! auch ich habe jetzt höchſte Zeit, daß ich zu meinen Hausgeſchäften gehe.

P. Pinx. Nur dieſen Stein ſehen ſie an. Ein perſianiſcher Richter hat einen ungerechten Spruch gemacht. Den heilige Jakob Biſchof zu Niſibi wollte die Ungerechtigkeit darthun, und befahl, daß ein groſſer Stein, der in der Nähe gelegen, über dieſes Urtheil in viele Stücke zerſpringen ſolle; welches auch geſchah.

Skulp. Es geſchehen ja immerzu Sprüche, daß vielleicht darüber das ganze Rathhaus zerſpringen würde, wenn nicht ſtatt des heiligen Biſchofs zu Niſibi ein Niſi dabei wäre.

P. Pinx. Nun haben wir nur noch zwey Stücke. Da iſt ein Rab; dieſer hat dem heiligen Kolumbanus einen Handſchuh geſtohlen. **Was gilt's**, ſagte der Heilige, **er bringt bald wieder das geſtohlene Gut; ſeinen Jungen ſey von nun an die Nahrung entzogen.** Und wirklich ſtund es nicht lange an; kam der Rab, legte den Handſchuh dem heiligen Mann vor die Füſſe, und blieb dabei ſtehen, gleich als wäre er des Diebſtahls wegen der Strafe gewärtig. Kolumbanus aber ſagte: **Es ſey dir geſchenkt**; und ſodann floh der Rab wieder davon.

Skulp. Es heißt nicht umſonſt; der ſtihlt wie ein Rab. Was gilt's, die Legendenſchreiber, wenn ihnen die Nahrung wäre entzogen worden, hätten das, was ſie an Hiſtörchen zu ihren Legenden geſtohlen haben, auch wieder zurückgegeben.

P. Pinx.

P. Pinx. Das letzte iſt alſo jetzt der Bär des nämlichen heiligen, Kolumbani, der die Haut eines Hirſchen, welchen ſchon die Wölfe vorher niedergeriſſen haben, zernagen wollte. Der heilige Kolumbanus ermahnte ihn, er ſolle von dem Naſchen abſtehen, damit die Haut nicht verdorben werde. Der Bär gehorchte, und der Heilige ließ die Haut holen, und im Kloſter brauchbar machen.

Skulp. War gut auf ein paar hirſchhäutene Beinkleider. Es iſt nur viel, daß nicht ſchon ehe von den Wölfen, die den Hirſchen gefreſſen haben, auch die Haut zerriſſen und verletzet worden.

P. Pinx. Mein lieber Herr Skulpſit! Das iſt nur der erſte Theil meines Werkes. Es ſind drey Theile von allerlei Gattungen Pflanzen, Steinen, und Thieren, mit welchen ſich gleiche, oder ähnliche Wunder ereignet haben.

Skulp. Das iſt, was ich geſagt habe, daß nämlich die Legendenſchreiber theils aus Verlegenheit, in die ſie bei den Lebensbeſchreibungen

gen gekommen ſind; theils um den einen Heiligen nicht weniger wunderbar, als den anderen zu machen, immer mit gleichen oder nur in etwas veränderten Wunderwerken daher kommen. Einen Heiligen gar ohne Wunderwerke zu laſſen, wäre ihnen nicht möglich geweſen; weil ſie die Wunder zum Weſentlichen eines Heiligen rechneten; da doch die Heiligkeit nur durch tugendhaften Lebenswandel ſich erprobet.

P. Pinx. Diſputiren wir nicht hierüber. Verſprechen ſie mir lieber, daß ſie dieſe Sammlung bald in Arbeit nehmen, und ſo geſchwind es immer möglich iſt, liefern wollen.

Skulp. Befehlen eure Hochwürden mit mir in anderen Stücken; aber dieſe Sammlung kann ich nicht in Arbeit nehmen.

P. Pinx. Warum nicht?

Skulp. Ich machte mir ein Gewiſſen daraus, etwas beizutragen, daß ſolche Dinge unter die Leute kommen, wodurch nicht nur kein Glaubens- und keine Sittenlehre erkläret, ſon-

ſondern vielmehr die Vernunft meiner Nebenchriſten an das Fabelhafte forthin gehäftet würde. Ein Bild muß lehrreich ſeyn; und auch in der Kirche kann ich keine Bilder leiden, bei denen die Vorſtellung nicht lehrreich iſt. Hätten eure Hochwürden eine Sammlung Bilder gemalen, wo man von Heiligen da die ausgeübte Barmherzigkeit gegen die Armen, dort den Unterricht und nach Unterricht begierige Kinder, in einem anderen den arbeitenden Bauer oder Bürger, ſorgfältige Hausväter und Hausmütter, wieder auf einem anderen die ihrem Landesherrn die Steuer willig zahlenden, und zum Beſten des Vaterlandes ſich anbiethenden Unterthanen, und ſo weiters, nicht nur bewundern, ſondern ſich ſogleich die Nachahmung aus dem Bilde in das Herz übertragen könnte; ſo würde ich dieſe Arbeit mit Freuden übernehmen. Die Bilder müſſen nicht nur die Stelle der Bücher vertretten, ſondern ſie müſſen auch den nachzuahmenden Gegenſtand für diejenigen noch anſchaulicher machen, bei denen die Bücher dieſes nicht vermögend ſind. Gleichwie nun kein Buch taugete, worinn nur jeder Buchſtabe als mirakulos bewundert werden müßte,

und hierdurch kein ordentliches und nützliches Leſen zuſammgebracht werden könnte; ſo taugt auch ein Bild nicht, worauf nur Figuren und Mirakel zur Bewunderung, nicht aber nachahmliche Tugenden für jederman dargeſtellet werden. Und wenn noch dazu das Vorgeſtellte ſo ſehr bezweifelt werden kann, ja die Vorſtellung ſelbſt zum Bezweifeln gegründeten Anlaß giebt; oder wenn auch ſolche Dinge vorgeſtellet werden, die man mit geſunder Vernunft, und ohne ſeine Pflichten zu verletzen, nicht einmal nachahmen dürfte; was für eine Frucht kann aus ſolchen Vorſtellungen zur Ehre der Kirche, zur Belehrung des Verſtandes, zur Beruhigung des Gemüthes, zur häuslichen Glückſeligkeit, zum allgemeinen Beſten erwachſen? Viele, beſonders unter gemeinen Leuten, ſehen alles gern voll Bilder; wiſſen aber nicht einmal die Namen, zu geſchweigen die Handlungen der gemalenen Heiligen, die ſie anſehen. Iſt nicht alſo dieſen Leuten mehr geholfen, wenn das Bild eine Vorſtellung guter, tugendhafter, keine unächte Auslegung, und keine Zweydeutigkeit leidender Handlungen enthält, welche jeder gleich weiß, was ſie ſagen wollen;

len; wenn er auch den Heiligen, der dieſe Handlungen ausgeübet hat, nicht zu nennen weiß? Nein, Hochwürdiger Herr! ihre Sammlung kann ich nicht über mein Herz bringen.

P. Pinx. Mir iſt leid; ich bin alſo gezwungen, meine Arbeit nach Augſpurg zu ſchicken; dort findet ſich gewiß ein Kupferſtecher und Verleger, der ſich ein Verdienſt ſtatt eines Gewiſſens daraus machen wird, dieſelbe zu befördern.

Skulp. Ich dächte, eure Hochwürden ſollen ſich vorher bei unſerem rechtſchafenen Pfarrer Raths erholen. Eure Hochwürden ſagten mir doch vorlängſt, daß ſie ſelbſt alle Hochſchätzung gegen dieſen ehrlichen, verſtändigen, ämſigen, und auferbaulichen Mann haben.

P. Pinx. Dieſe Hochſchätzung gegen ihn habe ich noch, und werde ſie immer haben. Eben der aber wird meiner Sammlung Beifall geben.

Skulp. Wetten wir um etwas; er giebt keinen Rath und keinen Beifall hiezu. Genug,

ich

ich verſpreche euer Hochwürden, daß ich nicht nur die ganze Sammlung unentgeltlich in Kupfer ſtechen; ſondern ihnen jedes Stück mit drey Dukaten ablöſen will, wenn er dazu einräthet, daß dieſe Sammlung unter das Volk verbreitet werden ſolle. Sie aber, hochwürdiger Herr! geben mir, wenn ſie die Wette verlieren, nur für jedes Stück einen Dukaten Strafe.

P. Pinx. Sie wetten erſtaunlich keck und zuverläſſig.

Skulp. Ich kann hierauf leicht zuverläſſig wetten, weil eben heut vor acht Tagen, da ich bei ihm war, und wir von verſchiedenen Kupferſtichen redeten, er mir eine recht ſchöne und gründliche Lehre über die Bilder, Mirakel, und Lebensbeſchreibungen der Heiligen gab, nach welcher Lehre ich gewiß immer nicht nur meinen Kopf, ſondern auch meine Arbeit zum Nutzen anderer Köpfe richten werde.

P. Pinx. Was? ſoll unſer Herr Pfarrer auf keine Mirakel glauben, oder wohl gar wider die Verehrung der Heiligen ſeyn?

Skulp.

Skulp. Gehn ſie nur zu ihm; ſie werden es ſchon hören, welche Verehrung der Heiligen er auf das eifrigſte vertheidiget, und wie er die Hauptverehrung derſelben in der Nachahmung ihrer wahrhaft tugendhaften Handlungen ſetzet. Aber —

P. Pinx. Was aber?

Skulp. Nun, wenn ſie zu ihm gehen, werden ſie mehrere aber nacheinander hören. Aber von den Mirakeln, ſagte er, die nicht im Worte Gottes geoffenbaret werden, iſt keines ein Glaubensartikel. Die Legendenſchreiber haben den Heiligen eine Menge Mirakel angedichtet, ja ganze Lebensbeſchreibungen der Heiligen gerade aus ihrem Kopf genommen, und noch dabei ſo elend, ſo niedrig, und auf eine der Ehre Gottes, der Heiligen, und der Kirche unangemeſſene Art geſchrieben, daß der Verſtändige mit Eckel und billigem Unwillen; der weniger Unterrichtete mit Zweifeln, die zuletzt ſich gar auch bis auf das Wahre unſeres Glaubens hinausziehen; der Glaubensgegner oder Spötter mit tauſend Gelegenheiten, unſerer Religion

(obgleich zur Weſenheit derſelben die Legenden und Erzählungen von Heiligen nicht gehören) hierüber Vorwürfe zu machen, und endlich der Einfältige mit zunehmender Finſternuß, worinn der arme Menſch zum Vortheil anderer herumtappen, und weder für ſeinen Kopf, weder für ſein Gemüth und Herz was beſſeres finden ſolle, ganz überfallen wird.

P. Pinx. Aber um des Himmelswillen! Mirakel haben ja doch die Heiligen gewirket; denn dieſe wurden eben zum Beweis ihrer Heiligkeit gefodert, und auch vorgebracht.

Skulp. Und eben von Mirakeln ſagt unſer Herr Pfarrer, daß ſie nicht zum Beweis der Heiligkeit genommen werden können; * da Chriſtus ſelbſt zu ſolchen, die in dem Namen des Herrn prophezeihet, Teufel ausgetrieben, und andere Wunder in Kraft dieſes Namens gethan,

* Eulogius Apol. Tom. 4 hiſp. illuſtr. Tertullianus de Præscr. c. 44. Epiphanius hæres. 30. n. 5. Cyprianus Tract. de bapt. hær. Tillemont hiſt. de l'Egliſe T. 5.

gethan, ſagen wird: **Ich habe euch nicht gekannt, weichet alle von mir, ihr Uibelthäter!** Hierauf ſagte er mir von Wundern, die von Ketzern und Heiden ausgeübet worden, etwas aus einem Buche heraus, wovon ich mir aber den Titul nicht mehr gemerket habe.* Er wird euer Hochwürden dieſes alles ſagen, und haarklein beweiſen.

P. Pinx. Auf dieſe Weiſe dürfte ich gar nicht voreilig ſeyn, und ihm nicht ſogleich meine Abſicht mit meiner Sammlung entdecken.

Skulp. Es iſt beſſer, wenn ſie zurückhalten, und ihn vorher nur auf den Diſkurs von Mirakeln und Lebensbeſchreibungen der Heiligen bringen. Sie laſſen ſodann gewiß ihre Sammlung, ja ſogar eine Meldung davon bei Seite.

P. Pinx. Wer weiß es, ob ihm nicht doch meine Arbeit und meine Abſicht gefällt.

Skulp. Gewiß nicht; denn das, was ich euer Hochwürden ehevor von Bildern geſagt habe,

* Baillet Abhandlung von den Geſchichten der Heiligen.

be, habe ich alles aus seinem Munde. Er kann nichts weniger leiden, als nur Figuren und Mirakel auf den Bildern. Jedes Bild eines Heiligen, jedes Bild in einer Kirche soll nach seiner Meynung lehrreich, und eine Vorstellung einer nachzuahmenden guten und tugendhaften Handlung seyn. Um so mehr ist er gegen diejenigen Bilder aufgebracht, worauf fabelhafte Geschichten vorgestellet, oder wohl gar fehlerhafte Thaten der Heiligen mit Lorbern, himmlischer Glorie, oder einem Zusammfluge der Engeln gekrönet werden.

P. Pinx. Das ist doch zu viel, der Heiligen ihre Thaten für fehlerhaft halten, und sie auf den Bildern nicht gelten lassen wollen.

Skulp. Er läßt sie gelten, wenn auf dem Bilde nur auch vorgestellet ist! wie der Heilige darüber Reu bezeigte. Auf diese Weise, sagt er, dienen uns auch die Fehler der Heiligen, die auch Menschen waren, sowohl zum Unterricht, so etwas nicht zu unternehmen, was vielmehr zu bereuen wäre, als auch zur Warnung, daß, wenn sogar heilige Männer

in Schwachheiten verfallen ſind, wir um ſo weniger auf uns ſelbſt vertrauen, in unüberdachten Handlungen keine Heiligkeit ſuchen, vielmehr alles nach menſchlichen, chriſtlichen, geſellſchaftlichen, und bürgerlichen Pflichten wohl prüfen; und dabei um keine Mirakel, ſondern um die Gnade Gottes ſtets bitten ſollen, damit wir wohlbedacht nach Vernunft und Geſetzen, und nicht willkürlich nach übertriebener Hitze des Gehirns und einer überſpannten Einbildung handeln. Auf dieſem Bilde (ſagte er) ſehen die Leute, wie der Heilige die Läuſe, die von ihm ſelbſt hinwegkriechen wollen, wieder zuſammklaubt, und ſich in Buſen ſteckt; auf dem anderen, wie ein Heiliger Wanzen ißt; auf einem dritten, wie er ſich in der Kothlacke wälzet; auf einem vierten, wie er vom Hauſe und Hof, vom Pfluge und Arbeit, und aus der Geſellſchaft aller Nebenmenſchen davon läuft, um ein Waldbruder zu werden, und gleich dem Vieh zu verwilden; auf einem fünften, wie er alles unternimmt, was der Geſundheit und der Selbſterhaltung entgegen geſetzet iſt; auf dem ſechſten, wie Papſt Gregorius der VII nach aufgehetzten Unterthanen ge-

gen

gen ihren Landesherrn mit der Mathildis beim Fenſter herausſieht, und der Kaiſer in Verlegenheit kömmt, bloßfuß im Schnee vor dem päpſtlichen Pallaſt zu ſtehen. Sollen die Anſeher dieſer Bilder (machte er endlich die Frage) ſolche Handlungen gegen alle Pflichten der Vernunft und des Evangeliums, gegen Wohlſtand und Ehrbarkeit, gegen die eigene und allgemeine Ruhe und Sicherheit nachahmen?

P. Pinx. Mein Kopf iſt mir durch dreyßig Jahre, die ich in der Kartauſe lebte, nicht ſo warm geweſen, als ſie mir ihn jetzt machen.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; gehen ſie nur zum Herrn Pfarrer, ihr Kopf kömmt gewiß wieder zu recht. — Ich empfehle mich; ich muß jetzt nach Hauſe gehen.

P. Pinx. Morgigen Tages beſuche ich den Herrn Pfarrer. Leben ſie wohl!

V.

Die betrübte Mutter.

P. Saleſius. Meine beſte Frau Myrhenbüſchlinn! mich freut es, daß ſie zu mir das Vertrauen haben, und mich in der Zuverſicht ruffen lieſſen, daß ich ihnen Troſt und Erleichterung ihrer Betrübnuß zu geben im Stande ſey. Mit der Hilfe Gottes werde ich auch ſie beruhigen, wenn ſie mir folgen.

Fr. Myrhenbüſchlinn. Eure Hochwürden dürfen verſichert ſeyn, daß ſie an mir das folgſamſte Beichtkind haben werden.

P. Sales. Nun alſo meine beſte Frau; glauben ſie nicht, daß ich meine Troſtrede mit dem anfangen werde, daß ich ihnen ihre Betrübnuß übel anrechne. Ich ſage vielmehr; ſie haben Urſache betrübt zu ſeyn. Ihr ſeliger Gemahl unterließ ihnen ſechs Kinder, worunter noch eines Säugling iſt. Er ſelbſt war ein ehrlicher, verſtändiger, arbeitſamer Mann.

be, habe ich alles aus seinem Munde. Er kann nichts weniger leiden, als nur Figuren und Mirakel auf den Bildern. Jedes Bild eines Heiligen, jedes Bild in einer Kirche soll nach seiner Meynung lehrreich, und eine Vorstellung einer nachzuahmenden guten und tugendhaften Handlung seyn. Um so mehr ist er gegen diejenigen Bilder aufgebracht, worauf fabelhafte Geschichten vorgestellet, oder wohl gar fehlerhafte Thaten der Heiligen mit Lorbern, himmlischer Glorie, oder einem Zusammfluge der Engeln gekrönet werden.

P. Pinx. Das ist doch zu viel, der Heiligen ihre Thaten für fehlerhaft halten, und sie auf den Bildern nicht gelten lassen wollen.

Skulp. Er läßt sie gelten, wenn auf dem Bilde nur auch vorgestellet ist! wie der Heilige darüber Reu bezeigte. Auf diese Weise, sagt er, dienen uns auch die Fehler der Heiligen, die auch Menschen waren, sowohl zum Unterricht, so etwas nicht zu unternehmen, was vielmehr zu bereuen wäre, als auch zur Warnung, daß, wenn sogar heilige Männer

in Schwachheiten verfallen ſind, wir um ſo weniger auf uns ſelbſt vertrauen, in unüberdachten Handlungen keine Heiligkeit ſuchen, vielmehr alles nach menſchlichen, chriſtlichen, geſellſchaftlichen, und bürgerlichen Pflichten wohl prüfen; und dabei um keine Mirakel, ſondern um die Gnade Gottes ſtets bitten ſollen, damit wir wohlbedacht nach Vernunft und Geſetzen, und nicht willkürlich nach übertriebener Hitze des Gehirns und einer überſpannten Einbildung handeln. Auf dieſem Bilde (ſagte er) ſehen die Leute, wie der Heilige die Läuſe, die von ihm ſelbſt hinwegkriechen wollen, wieder zuſammklaubt, und ſich in Buſen ſteckt; auf dem anderen, wie ein Heiliger Wanzen ißt; auf einem dritten, wie er ſich in der Kothlacke wälzet; auf einem vierten, wie er vom Hauſe und Hof, vom Pfluge und Arbeit, und aus der Geſellſchaft aller Nebenmenſchen davon läuft, um ein Waldbruder zu werden, und gleich dem Vieh zu verwilden; auf einem fünften, wie er alles unternimmt, was der Geſundheit und der Selbſterhaltung entgegen geſetzet iſt; auf dem ſechſten, wie Papſt Gregorius der VII nach aufgehetzten Unterthanen gegen

gen ihren Landesherrn mit der Mathildis beim Fenſter herausſieht, und der Kaiſer in Verlegenheit kömmt, bloßfuß im Schnee vor dem päpſtlichen Pallaſt zu ſtehen. Sollen die Anſeher dieſer Bilder (machte er endlich die Frage) ſolche Handlungen gegen alle Pflichten der Vernunft und des Evangeliums, gegen Wohlſtand und Ehrbarkeit, gegen die eigene und allgemeine Ruhe und Sicherheit nachahmen?

P. Pinx. Mein Kopf iſt mir durch dreyßig Jahre, die ich in der Kartauſe lebte, nicht ſo warm geweſen, als ſie mir ihn jetzt machen.

Skulp. Ich bitte eure Hochwürden; gehen ſie nur zum Herrn Pfarrer, ihr Kopf kömmt gewiß wieder zu recht. — Ich empfehle mich; ich muß jetzt nach Hauſe gehen.

P. Pinx. Morgigen Tages beſuche ich den Herrn Pfarrer. Leben ſie wohl!

V.

Die betrübte Mutter.

P. Saleſius. Meine beſte Frau Myrhenbüſchlinn! mich freut es, daß ſie zu mir das Vertrauen haben, und mich in der Zuverſicht ruffen lieſſen, daß ich ihnen Troſt und Erleichterung ihrer Betrübnuß zu geben im Stande ſey. Mit der Hilfe Gottes werde ich auch ſie beruhigen, wenn ſie mir folgen.

Fr. Myrhenbüſchlinn. Eure Hochwürden dürfen verſichert ſeyn, daß ſie an mir das folgſamſte Beichtkind haben werden.

P. Sales. Nun alſo meine beſte Frau; glauben ſie nicht, daß ich meine Troſtrede mit dem anfangen werde, daß ich ihnen ihre Betrübnuß übel anrechne. Ich ſage vielmehr; ſie haben Urſache betrübt zu ſeyn. Ihr ſeliger Gemahl unterließ ihnen ſechs Kinder, worunter noch eines Säugling iſt. Er ſelbſt war ein ehrlicher, verſtändiger, arbeitſamer Mann.

Ein Mann erst in seinem fünf und vierzigsten Jahre, der sie als seine Gemahlinn innigst liebte, an der Erziehung seiner Kinder seiner Seits nichts ermangeln ließ, hiezu auch durch die Gnade Gottes, und seine immer redlich verwendete Mühe kein geringes Vermögen erwarb. Ein Mann, der bei allen beliebt war, weil sich Arme und Rathsbedürftige an ihn mit gutem Erfolg wenden konnten, und weil er überhaupt gleichwie ein rechtschaffener Ehegatte und ein sorgfältiger Hausvater, also auch ein Freund seines Nebenmenschen, und ein guter sittlichst munterer Gesellschafter war. Sie samt ihren sechs Kindern sind nun seiner beraubt als eine Wittwe von 38 Jahren. Aber nachdem ich jetzt alles dieses deßwegen angeführet habe, damit sie einestheils sehen, daß ich die Ursache ihrer gerechten Betrübnuß erkenne; anderntheils aber gegen alles, wodurch in ihren Gedanken, und in ihrem Gemüthe die Fortsetzung dieser Betrübnuß unterhalten werden könnte, Punkt für Punkt ihnen Trost geben könne; so überlegen sie auch, daß der Tod ihres Herrn einmal durch den Willen Gottes beschlossen war; welchem unabänderlichen Willen eine vernünftige Frau,

und

und eine gute Christinn um so mehr sich fiegen muß, als sie hierdurch vor Gott und der Welt das Verdienst der standhaften Ergebung in die göttlichen Bestimmungen erhält, und sich zugleich ferners tauglich macht, die Erfüllung ihrer Pflichten fortzusetzen. Das grosse von dem Seligen so ehrlich erworbene Vermögen ist nicht nur für die ganze Familie, solange sie beisamm ist, hinreichend; sondern sie als Wittwe, und jedes Kind hat seine beträchtliche Erbportion, dergleichen Tausende nicht haben. Sie haben einen Sohn von 21 Jahren, und eine Tochter von 18 Jahren, die ihrer weiteren guten Versorgung nahe sind. Binnen sechs Jahren ist der andere Sohn von 9 Jahren, welcher in die lateinischen Schulen geht, auch zu einer Bestimmung reif. Nun der Knab von 7 Jahren lernt auch schon fleißig; und das Mädchen von 5 Jahren hat die versprechendesten Gesichtsbildungen. Den kleinen Säugling wird Gott auch erhalten, und zu ihrem Troste heranwachsen lassen. Meine beste Frau Myrhenbüschlinn! so liebe, gesunde, wohlgestaltete, schon zum Theil erwachsene, und gut erzogene Kinder haben; ein Vermögen besitzen, wel-

ches auch unter so viele Erben getheilet noch reichlich ist; und für die Kinder einen Gerhaben erlangt haben, der selbst grossen Reichthum besitzet, und ihrem seligen Ehegatten an Verstande und allen übrigen vortreflichen Eigenschaften gleicht; dieses ist gegen jene Betrübnißursachen ein solches Uibergewicht daß es jetzt nur auf sie ankömmt, durch dasselbe die bisherige Schwere ihres Gemüthes heben zu lassen.

Fr. Myrh. O eure Hochwürden! es bleibt noch vieles übrig, was mein Gemüth in äusserster Betrübnuß niederhält.

P. Sales. Ich weis denjenigen Punkt wohl, worüber ich noch nichts tröstliches angeführet; ob ich ihn gleich unter den angeführten Betrübnißursachen schon selbst zählte, nämlich diesen, daß sie durch den Tod ihres Seligen zu einer jungen Wittwe geworden. Allein sie haben viele rechtschaffene Befreundte und Anverwandte. Diese werden ihnen hierüber den sichersten Trost, den besten Rath, und gewisse Beruhigung geben; besser als ein Geistlicher,

dem

dem es seine Sache nicht ist, und niemal seyn solle, einer Wittwe oder einem ledigen Frauenzimmer hierinn einen Rath zu geben, oder einen Geschäftsträger zu machen. Die Ermahnung, sich im Gebethe zu Gott, und mit Rathseinholung an rechtschaffene, verständige, und erfahrne Weltleute zu wenden, ist alles, was ein bescheidener Geistlicher bei einem solchen Geschäfte über sich nehmen wird.

Fr. Myrh. Um des Himmelswillen! Eure Hochwürden glauben etwa gar, daß mir wieder um eine Heurath zu thun ist? Nein behüte mich Gott! was das anbelanget; so bin ich froh, daß mein Ehestand aufgehöret hat.

P. Sals. Ich rathe weder zum Heurathen, weder zum Nichtheurathen; weil dieses einen Geistlichen gar nicht angeht. Ich meynte nur, dero frühzeitige Wittwenstand könnte auch eine Betrübnußursache seyn; und nur weil sie über die von mir angeführten ersteren Trostgründe, worunter ich diesen Umstand nicht einmal berührte, noch nicht beruhiget waren; so

brach-

brachten ſie ſelbſt mich auf den Gedanken, doch auch über dieſen Umſtand ſoviel ſagen zu müſſen, als einem Geiſtlichen zuſteht.

Fr. Myrh. Wären meine Aeltern nicht geweſen; ich hätte Zeit Lebens nicht geheurathet. Ich las allzugern die Lebensbeſchreibungen der lieben Heiligen, und las, wie der heiligen Domitillæ vom heiligen Nereo und Achileo der Eheſtand ganz abſcheulich abgeſchildert worden; wie ſie hierauf das ihrem Bräutigam gegebene Verſprechen Gott zu Lieb gebrochen, und die ewige Jungfrauſchaft gelobet; wie der Bräutigam Aurelianus, der ſie zwingen wollte, am Hochzeitfeſt im wehrenden Tanzen geſtorben; wie der heilige Beichtiger Abraham, und ebenſo die heilige ſchottländiſche Brigida vom Hochzeitfeſte davon gelaufen, um nur die engliſche Reinigkeit zu erhalten. Die heilige Bertillia hat es doch bei ihrem Ehegatten dahin gebracht, daß er ſie unangefochten gelaſſen; und dennoch war ſie froh, daß ſie durch ſeinen Tod vom Bande der Ehe vollkommen aufgelöſet wurde. Die heilige Petronilla hat den nämlichen Tag, als ihr adelicher

Bräu-

Bräutigam Flakus sie zum Hochzeitfeste abhohlen ließ, sich in ihr Bett gelegt, und sich von Gott den Tod erbethen.

P. Sales. Meine beste Frau Myrthenbüschinn! die Legenden sind kein Evangelium. Im Evangelium ist der Ehestand so wenig abscheulich angeschrieben, daß er vielmehr zu einem heiligen Sakrament erhoben ist. Bedenken sie nun, ob eine abscheuliche Sache ein Gegenstand eines Sakramentes seyn könnte. Sie selbst wären ja nicht auf der Welt, und nie in den Stand gekommen, die ewige Seligkeit sich zu verdienen, wenn keine Heurath vorgegangen wäre, aus welcher sie gezeuget worden. Glauben sie mir als einem Priester; in den Legenden sind oft so widersinnige Sachen geschrieben, daß es für einen vernünftigen Menschen nicht auszuhalten ist, und minder Unterrichtete die irrigste und ausschweifendeste Lebensart sich herausgenommen haben, wenn sie nicht gar verrückt geworden sind. Seyn sie froh, meine Beste! daß sie gescheidene Aeltern hatten, von welchen sie so klüglich, und an den rechtschaffen-

fensten Mann verheurathet worden, der sie inniglich liebte.

Fr. Myrh. Er liebte mich freilich, und auch ich hätte ihn lieben können, wenn nicht sodann ein Theil meines Herzens Gott, dem ich es ganz gewidmet haben wollte, abgegangen wäre.

P. Sales. Ich bitte sie um alles in der Welt! Wie hätte denn Gott ein Theil ihres Herzens abgehen können, da sie ihm ganz zugehören? Auf diese Weise dürfte unser Herz sich nicht zur Liebe des Nebenmenschen, und besonders der Armen hinlenken, damit nicht ein Theil unseres Herzens Gott abgehe. Gott befiehlt sogar, uns selbst zu lieben, und er ist der, der die Eheleute vereiniget, und also will, daß sich die Eheleute einander lieben sollen. Alle diese Liebe hat sodann immer ihre Hauptrichtung nach Gott, der die ordentliche Liebe befohlen hat, und dem zu Lieb ein Nebenmensch den anderen, die Ehegatten sich einander, die Aeltern ihre Kinder, und die Kinder ihre Aeltern lieben müssen. Die Liebe Gottes he-

beſteht in der Erfüllung ſeiner Gebote, nicht in ſchwermeriſchen Handlungen, und in leeren Einbildungen.

Fr. Myrh. Hat nicht die heilige Lutgardis, ihr Herz ſogar mit dem Herzen Chriſti vertauſcht; und hat nicht Chriſtus ſelbſt ihr die Heurath abgerathen? — Nein! was ich einmal geleſen, das laſſe ich mir nicht abdiſputiren. Mein Glück iſt, daß ich meine Legende immer bei Handen habe. Da ſehen eure Hochwürden! wie Ribadeneira ſchreibt: **Es hienge ihr eine ſtarke Liebsverſtändnuß an mit einem adelichen Jüngling, und hatte Kupido beide Herzen ſchwer geſeſſelt, und heftig entzündet. Solches mißfiele Chriſto dem göttlichen Liebhaber, welcher dieſe Braut für ſich auserſehen, und keinem anderen laſſen wollte.**

P. Sales. Sie leſen mir alles umſonſt vor. Die Fabeln der Legendenſchreiber, und die von denſelben leider unter das Volk gebrachten ſo unrichtigen als albernen Geſchichten ſind mir ſchon zu ſehr bekannt. Ich ſage ihnen nur wieder-

berholt, daß man nicht nur nicht ſchuldig iſt, dieſes Gezeug zu glauben; ſondern daß man noch übel thut, wenn man demſelben einen unverdienten Glauben giebt, und ſich damit den Kopf und die Zeit verderbt. Die nämliche Herzentauſcherei treffen ſie im Leben der heiligen Katharina von Siena auch an; gleichwie es die Legendenſchreiber ſchon im Brauch haben, bei mehreren Heiligen die nämlichen Begebenheiten anzuführen. Die Kirche iſt ſogar nur im ſittlichen Verſtande die Braut Chriſti, und mit der Kirche gehören wir ihm alle zu, ohnedem, daß es nothwendig und thunlich iſt, mit ihm ein hochzeitliches Verſprechen zu ſchlieſſen.

Fr. Myrh. Ihr Vorfahrer mein voriger Beichtvater redete ganz anders.

P. Sales. Mein Vorfahrer iſt mir ein lieber Mitbruder, und ich bedaure ihn vom Herzen, daß er durch ſein finſteres, und ängſtiges, ſkrupuloſes Betragen endlich ſo weit gekommen, daß auf Befehl des Biſchofs ihm der Beichtſtuhl hat unterſagt werden müſſen. Der arme

Mann

Mann läuft Gefahr, noch gar närrisch zu werden.

Fr. Myrh. Das thäte mir wohl vom Herzen leid.

P. Sales. Ich versichere sie; auch er hat sich sein ängstiges und trauriges Wesen durch Lesung der Legenden und dergleichen Bücher zugezogen.

Fr. Myrh. Nein! meine Legenden und meinen Wittwenstand lasse ich mir nicht nehmen.

P. Sales. Was ihren dermaligen Stand betrift, ob sie ihn ändern, oder nicht ändern sollen, da habe ich schon gesagt, daß ich mich nicht einmal zu einem Rath gebrauchen ließe. Aber was die Legenden belanget, da habe ich die Pflicht, ihnen zu rathen, daß sie die Legende des Ribadeneira, und alle die Legenden, welche so unschicklich geschrieben sind, weder selbst lesen, weder ihren lieben Kindern zu lesen geben.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ebenſo hat leider mein ſeliger Ehegatte geredet; und was das übelſte war, ſo hat er es in Beiſeyn der Kinder geſagt, die ich hernach auch nicht zum leſen bringen konnte, und noch nicht bringen kann. Das, das iſt die Urſache meiner fortwehrenden Betrübnuß, daß ich an meinen Kindern noch keine Freude erlebt, und auch keine erleben werde.

P. Sales. Wie können ſie das ſagen? Der Gerhab ſelbſt erzählte mir mit Freuden, daß dero ältere Jungfer Tochter eine der glücklichſten Heurathen nächſtens bevorſtehe, und beinahe ſchon richtig ſey.

Fr. Myrh. Ich gebe meinen Willen nicht dazu, wenn ſie mir auch noch hundertmal auf den Knieen nachkriecht, wie ſie es ſchon gethan hat. Es wird freylich der Gerhab und der Magiſtrat die Heurath doch vor ſich gehen machen. Aber genug, mit meinem Willen geſchieht es nicht. Könnten eure Hochwürden wohl das glauben, was ſie mir geſagt hat. Nach vielen Bitten, und Jammern, und Heulen,

und Weinen ſagte ſie noch: Will denn die Frau Mutter, daß ich eine ſchlechte Perſon werden, und in ein übles Leben gerathen ſolle?

P. Sales. Nun ſie ſagte ja nicht, daß ſie ſchon den Vorſatz habe; ein übles Leben zu führen, und ein ſchlechtes Weibsbild zu werden. Sie ſtellte nur ihrer lieben Mutter die Gefahr vor, in die ſie kommen könnte, und vor welcher ohne Gnade Gottes auch keine ſo junge und wohlgeſtaltete Perſon ſicher iſt. Selbſt der Apoſtel Paulus ſagt ja: Es iſt beſſer heurathen, als Brunſt leiden.

Fr. Myrh. O! wider dieſe Gefahr giebt es ſchon Mittel. Der heilige Martinianus vertrieb ſich den Fleiſchkitzel hiedurch, daß er auf einen Kohlhaufen ſtieg, und ſich die Füſſe verbrannte. Der heilige Benedikt wälzte ſeinen Leib in einen Dornbuſch. Die heilige Agnes hat lieber ſtatt deſſen, daß ſie ſich zum Heurathen entſchloſſen, ſich auf Befehl des Stadtpflegers Symachi in das gemeine Frauenhaus nacket führen laſſen. Deßwegen blieb ſie doch

rein,

rein; denn ſie wurde von einem Engel mit einem ſchneeweißen Gewande, und ſolchem Glanze umgeben, daß kein Mannsbild ſich getrauete, ihr nahe zu kommen. Schon damal, als ſie nacket hingeführet wurde, ließ ihr Gott in einem Augenblick (wie Ribadeneira ſchreibt) die Haare ihres Hauptes ſo lang und häufig wachſen, daß ſelbe bis auf den Boden reichten, und keine Blöſſe an ihr geſehen werden konnte. Der heilige Hugo bewahrte ſich mit dem, daß er kein Geſicht des anderen Geſchlechtes anſah. Er wußte nie, ob er mit einem alten Weibe, oder mit einer jungen Weibsperſon rede. Der heilige Chryſantus lief auch keine Gefahr, da er mit den frecheſten Weibsbildern in ein Zimmer verſperrt wurde, weil von denſelben eine nach der anderen in tiefeſten Schlaf fiel, dergeſtalt, daß dieſe großmächtigen Weibsbilder davon getragen werden mußten, und dabei ſo wenig erwachten, als die Kinder, wenn ſie ſchon eher vom Schlaf überfallen werden, ehe man ſie zu Bette bringt. Der heilige Bernhard trotzte aller Gefahr mit dem, daß er ſich im kälteſten Winter bis an den Hals in einen Teich geſenket, und ſolang

darinn

darinn verharret, bis ihm nicht allein alle ungebührende Hitze verloschen, sondern beinahe die natürliche entgangen; gleichwie er auch halb todt und erfroren herausgezogen wurde. Der heilige seraphische Franz stieg auch öfters bis in den Hals in Schnee, und überwand auf solche Art den Fleischkitzel. Der heilige Einsiedler Jakob nahm in die rechte Hand das gesegnete Oel, um einer Weibsperson, die ihn verführen wollte, und sich deßwegen krank anstellte, nur das Herz zu salben; die linke Hand aber hielt er in das Feuer, um Feuer mit Feuer zu vertreiben, und zwar durch drey Stunden dergestalt, daß die Finger zu prasseln, braten, und ein Glied nach dem anderen in Aschen zu fallen anfieng. Leider brachte dieser nämliche Heilige nach einer Zeit ein Mägdlein zum Fall, und sogar um's Leben. Hätte er sich die rechte Hand auch so abgebrannt, wie vormals die linke; so hätte er auch das zweytemal die Gefahr überwunden, und wegen so grosser Laster nachhin nicht so strenge büssen dürfen.

P. Sales.

P. Sales. Seyn ſie verſichert, Frau Myrhenbüſchlinn! daß ich recht groſſe Achtung und Verehrung gegen die Heiligen überhaupt, und auch gegen die inſonderheit trage, auf welche ſich ihre Erzählungen beziehen. Aber ſie werden mir erlauben, daß auch Heilige in den Legenden angeführet werden, die verheurathet waren, die Kinder erzeugten, die ihre Kinder zur Ehre Gottes, und ſowohl zu ihrem eigenen, als gemeinen Beſten erzogen; die gute Hausväter, gute Hausmütter waren, und ſowohl Gott als ihren Nebenmenſchen, und dem Staat dienten. Kann alſo ihre Jungfer Tochter gleich dieſen heilig werden, wenn ſie heurathet, wenn ſie die Pflichten des Eheſtandes erfüllet, ihrem Ehegatten getreu iſt, für eine gute Erziehung ihrer Kinder, und ordentliche Aufrechthaltung ihres Hauſes ſorget, und hierdurch ein nützliches Mitglied der häuslichen und bürgerlichen Geſellſchaft wird; warum wollen ſie ihr ein Hinderniß machen, auf dieſe Art heilig zu werden? Iſt denn nicht ſchon der Eheſtand ein heiliger Stand? Iſt er nicht von Gott ſelbſt eingeſetzet, und zu einem Sakrament erhoben?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Wenn der Eheſtand ein ſo heiliger Stand iſt, warum dürfen denn die Geiſtliche nicht heurathen?

P. Sales. Das iſt eben nur durch menſchliche, nicht durch göttliche Satzungen nach und nach aufgekommen; und es kann wieder davon ſo abkommen, wie in den erſten Zeiten unſerer heiligen Kirche die Geiſtlichen verheurathet waren.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden werden ja doch nicht wünſchen, daß der eheloſe Stand der Geiſtlichen aufgehoben werde.

P. Sales. Mein Alter von 75 Jahren, glaube ich, kann ihnen allen Verdacht benehmen, daß ich hierinn für mich einen Wunſch mache; aber für jüngere Geiſtliche wünſche ich es gewiß vom Herzen.

Fr. Myrh. O himmliſcher Vater! das wäre ſauber, mit dem allerreineſten Opfer mit der Prieſterweihe den Eheſtand vereinigen?

P. Sales. Und doch haben in den erſten heiligen Zeiten des Chriſtenthums verheurathete Prieſter die Pflichten des Eheſtandes mit den prieſterlichen Pflichten zu vereinigen gewußt. Ich erinnerte ſie ja ſchon darauf, daß der Eheſtand ein von Gott eingeſetzter, und zum Sakrament erhobener heiliger Stand ſey. Kann alſo ein von Gott eingeſetzter Stand dem Dienſte Gottes, kann ein Sakrament dem anderen Sakramente entgegen ſeyn? Soll nicht auch von Eheleuten ein tugendhaftes Leben geführet werden? Die Tugend macht die Reinigkeit der Seele aus, und mit dieſer Reinigkeit wird alſo auch der verheurathete Prieſter zum reinen ſten Opfer tauglich ſeyn.

Fr. Myrh. Die Sorgen für Weib und Kinder, für das Hausweſen, die Hauskreutze ſind gewiß mit den prieſterlichen Verrichtungen nicht vereinbarlich.

P. Sales. Aber wie vereinbaren denn mit allem dem ſo viele Weltleute die Pflichten der mühſamſten, verantwortlichſten, und wichtigſten Aemter?

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Mir iſt genug, daß Chriſtus ſelbſt ſeinen Apoſteln befohlen, Weib und Kind zu verlaſſen, und ihm nachzufolgen?

P. Sales. Meine beſte Frau Myrhenbüſchlinn! jeder Staatsbeamte, jeder Soldat, jeder Bürger und Bauer, wenn es ſein Geſchäft, ſein Amt fodert, daß er ſich auf einige Zeit von Weib und Kindern entferne; muß ſeinem Geſchäfte, ſeinem Amte nachgehen. Chriſtus hat nicht befohlen, daß ſeine Apoſtel ihre Weiber und Kinder ſchlechterdings verlaſſen, und um ſie ganz unbekümmert ſeyn ſollen. Er ſagte hiedurch nur ſo vieles, daß Niemand, gar Niemand, hiemit weder geiſtliche weder weltliche Perſonen auch durch das, was ihnen hier auf Erde das liebſte wäre, von Haltung der göttlichen Gebote, von Annehmung ſeiner Lehre, von Geduld in Kreutz und Leiden, von einem tugendhaften Lebenswandel, und von Erfüllung der Standes- und Amtspflichten ſich abhalten laſſen ſolle.

Fr. Myrh. O! meiner Tochter wird es ſchon recht ſeyn, daß ſie an euer Hochwürden einen

ſo nachdrücklichen Fürſprecher erhält; itzt würde wohl mein Vorpredigen von den Mitteln, den Fleiſchkitzel zu ſtillen, bei ihr noch weniger fruchten.

P. Sales. Der Apoſtel Paulus dieſer groſſe Heilige ſagt denen, die ſich nicht enthalten können, keineswegs, ſie ſollen auf einen Kohlhaufen ſteigen, ſich die Füſſe verbrennen, in Dornbuſchen wälzen, im kälteſten Winter ſich bis an Hals in einen Teich oder Schnee ſtecken, die Hände ſo lang in's Feuer ſtecken, bis ſie abfallen und abrinnen; ſondern er ſagt ihnen; ſie ſollen heurathen. Sehen ſie, daß dieſes das Mittel iſt, welches ein Apoſtel ein ſo groſſer Heiliger anräth.

Fr. Myrh. Was müſſen denn aber die thun, die nicht heurathen können, weil ſie keinen Ehegatten bekommen; oder durch Leibsgebrechen, oder durch Mangel an Vermögen gehindert ſind, in ehelichen Stand zu tretten?

P. Sales. Auch dieſe haben nicht nothwendig, etwas zu unternehmen, wodurch ſie ſich

der Gefahr ihrer Gesundheit aussetzen, und sich gegen das göttliche Gebot der Selbsterhaltung versündigen würden; denn Fehler der einen Art müssen nicht durch wirkliche Fehltritte einer anderen Art, sondern durch sichere gute Handlungen vermieden werden. Ein mässiges ordentliches Leben, eine stäte Beschäftigung, das Gebeth zu Gott um seine Gnade und seinen Schutz, der Gedanke auf ihn und auf die ewigen und zeitlichen üblen Folgen des Lasters, die Vermeidung böser Gelegenheiten und Gesellschaften, ein Bestreben, sich in der Sittlichkeit und Ehrbarkeit auszuzeichnen, die Lesung nützlicher Erbauungsbücher, die Anhörung des Wortes Gottes, der Gebrauch der heiligen Sakramente, bescheidene Uibungen einer wahren Andacht, und dergleichen; das sind Mittel gegen alle Laster, hiemit auch gegen ein unkensches Leben.

Fr. Myrh. Nun soll also meine Tochter diese Mittel anwenden, und ledig bleiben.

P. Sales. Die von mir angeführten Mittel sind zur Abwendung einer unordentlichen

Liebe

Liebe und eines Laſterlebens; keine Mittel aber wider den Eheſtand, der nicht laſterhaft iſt. Der Eheſtand ſelbſt, wie ich ſchon ſagte, iſt für die, die ſich verehlichen können, ein vom Apoſtel Paulus vorgeſchlagenes Mittel. Ja ich ſage ihnen noch mehr; die Perſon, welche durch nichts gehindert iſt zu heurathen, iſt auch ſogar ſchuldig, ſich zu verheurathen. Denn jeder, der nicht durch Mangel an Kraft und Vermögen, oder durch Geſetze verhindert iſt, Kinder zu zeugen und zu erziehen, hat die Pflicht, zu der von Gott anbefohlenen Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes auf die Art beizutragen, die mit dem vom Urheber der Natur vorgeſetzten Endzwecke und den Geſetzen übereinſtimmend iſt. Und betrachten ſie nur, was ſie auf ihrem Gewiſſen hätten, wenn ſie die Urſache wären, daß die Zahl der Heiligen nicht vermehret würde.

Fr. Myrh. Gott behüte mich, daß ich hiezu eine Urſache geben ſollte.

P. Sales. Die würden ſie gewiß geben; Denn wenn ſie die Heurath verhindern, ſo verhin-

hindern sie auch die Kinder, die aus der Heurath gezeuget werden, und dermaleins in die Zahl, der himmlischen Geister kommen können.

Fr. Myrh. Wenn diese Kinder aber nicht Heilige würden?

P. Sales. Nun so haben sie keine Schuld daran; weil sie ihrer Seits gethan haben, was sie thun konnten. Sie thun aber ihrer Seits nicht, was sie thun sollten, wenn sie sogar die Geburt derjenigen verhindern, welche hätten Heilige werden können.

Fr. Myrh. Nun so solle sie in Gottes Namen heurathen meine Tochter. Aber sagen es ihr euer Hochwürden selbst, daß ich hiezu nur einwillige, um die Zahl der Heiligen zu vermehren.

P. Sales. Ich werde ihr die heilige Absicht der mütterlichen Einwilligung um so geschwinder melden, als ich überzeugt bin, daß sie selbst kaum die Zeit erwarten kann, dieser hei-

heiligen Abſicht nachzukommen und zur Vermehrung der Heiligen beizutragen.

Fr. Myrh. Aber wenn doch nur mein gröſſerer Sohn ein Geiſtlicher geworden wäre. Dieſer Troſt wird mir leider wohl bei keinem von allen meinen drey Knaben zu Theil werden, daß ich ſagen könnte, einen geiſtlichen Herrn Sohn zu haben.

P. Sales. Das können ſie noch nicht wiſſen, meine beſte Frau!

Fr. Myrh. Nichts weiß ich ſo verläßlich, als dieſes. - Schon von dem Kleinen, der noch Säugling iſt, weiß ich es, daß er nicht geiſtlich, zugeſchweigen heilig wird.

P. Sales. Wie mögen ſie ſich mit ſolchen Gedanken abgeben oder quälen?

Fr. Myrh. Gewiſſe Zeichen und Vorbedeutungen trügen nicht. Ich war ſchon niemal zu bewegen, daß ich meine Kinder ſelbſt ſäugen ſollte. Ich gab mir alſo Mühe, ein ehrbares

Weib

Weib zu finden, die ſich als Säugame bei ihm gebrauchen laſſen wollte, weil es mein Ehegatte und der Medikus durchaus haben wollten, daß er nicht beim Waſſer ſolle auferzogen werden. Allein die Mühe war vergebens; ich mußte ein ſolches Weibsbild als Amme in das Haus nehmen, die unlängſt im ledigen Stande Kindesmutter geworden. Die heilige ſchwediſche Jungfrau Katharina weinte, zappelte mit ihren Händlein und Füßlein, und wehrte ſich erſtaunlich, wenn ſie an die Bruſt eines unehrbaren Weibsbildes angeleget werden ſollte. Der heilige Amarantus nahm gar keine Bruſt an, ſondern griff ſchon als ein Kindlein lieber nach dem Kruzifix als nach den Brüſten. Mein kleiner Bub aber ſchnappte nach der Bruſt ſeiner ſauberen Säugame; und es iſt nicht anders, als wolle er ſich von ihren Sünden vollſaufen. Nein, nicht einmal ein meiniges kleines Kind ſoll meine Bruſt ſehen oder berühren.

P. Sales. Die Kinder nicht nur zu erzeugen, ſondern nach der Erzeugung zu erhalten, und zu erziehen, iſt eine den Aeltern ſelbſt obliegende Pflicht. Unter die Erhaltung gehöret

nun

nun vorzüglich die Nahrung; und ſchon der Körper der Mutter iſt von Gott hiezu gebauet, daß ſie ſelbſt ihren Kindern dieſe Nahrung gebe, wenn es nicht die Mutter wegen Unpäßlichkeit oder anderen Umſtänden unmöglich oder ſchädlich wird. Ich meinerſeits würde allen Müttern dieſen Rath geben, und ihnen vorſtellen; wie ſogar die Thiere in Anſehung ihrer Jungen mehrere Sorgfalt, als manche Menſchen tragen.

Fr. Myrh. Ein Thier iſt ein Thier; das hat keine Vernunft.

P. Sales. Ein Thier hat die in ſeine Natur von dem Schöpfer gelegte Triebe. Wir ſind von den Thieren nur durch die Vernunft unterſchieden. Auch wir haben alſo angebohrne, und uns weſentliche Naturstriebe, die von der Vernunft geleitet werden müſſen, damit wir ſie nicht mißbrauchen, und damit nicht zu den Trieben, die der Schöpfer in unſere Natur geleget hat, ſich Triebe übler Gewohnheiten und ausſchweifender Leidenſchaften geſellen; oder wohl gar jene durch dieſe erſticket werden. Und

hie-

hiemit müssen auch wir den eigentlichen, vom Schöpfer herkommenden, und ebendeßwegen guten Naturstrieben nachkommen, und uns hierinn von unvernünftigen Thieren nicht beschämen lassen. Seyn sie übrigens recht froh, daß der kleine Säugling an der Brust seiner Amme sich so wohl befindet. Auch der wird noch zu einem Heiligen heranwachsen.

Fr. Myrh. Ja, wenn das wäre! Aber ich habe geringe Hofnung, und bethe deßwegen alle Tage inständig um seinen Tod.

P. Sales. Halten sie ihn also nicht für ein Geschenk Gottes? Wenn dieser selbst ihn wieder nehmen wollte, nun da müßte ihr Wille mit dem göttlichen Willen vereiniget seyn. Aber den Tod einem gesunden Kinde erbethen wollen, verzeihen sie mir, das ist ein unzulässiges, und für eine Mutter unverzeihliches Gebeth, weil sie in allen, und hiemit auch durch das Gebeth zu seiner Erhaltung beitragen müssen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Hat nicht der heilige Hilarius seiner Tochter, welcher er zugeredet hat, von der Heurath, die sie mit einem Jüngling vorhatte, abzustehen, und sich mit Christo zu vermählen, endlich von Gott den Tod erbethen, damit sie nicht mehr im Stande sey, zu sündigen? Gott erhörte auch dieses Gebeth, und der Vater weinte bei der Leiche vor Freuden.

P. Sales. Wenn sie mir nicht aus der Vernunft, und aus dem Worte Gottes, sondern aus den Legenden Einwürfe daher bringen; so bleibt meine Lehre so sicher und unumstößlich, daß sie als eine gute Christin sich derselben siegen müssen. Die Heiligen konnten als Menschen fehlen, und haben in vielen sich verfehlet. Sie haben sich wirklich zuweilen vergessen, sonderlich wenn sie Gott der Heftigkeit ihrer Gemüthsart; oder ihres Temperaments überlassen hat. * Wir lesen ja auch in den Legenden von Heiligen heftige Reden, und sogar Schimpfworte, die sie wider ihre Richter aus-

* Baronnius in vita studit.

ausgestossen; Zänkereien mit welchen einige heilige Lehrer aus vorgefaßten Meynungen, oder in der Hitze zu weit gegangen; persönliche Streitigkeiten, die sich zuweilen mit übler Begegnung geendiget, und mehrere dergleichen Fehler. * Sölle man diese Fehler nachahmen? Leider sind einige Fehler der Heiligen von Legendenschreibern zu heroischen Tugenden gemacht worden. Allein gegen die Stärke der Vernunft und des Evangeliums gilt das Ansehen der Legendenschreiber nichts, gar nichts; besonders da sie noch dazu so vieles von den Heiligen erdichtet, und nach dem Geschmack der damaligen finstern Zeiten hingeschrieben haben. Ich bitte sie; legen sie die Legende bei Seite, und erlauben sie mir, daß ich ihnen bessere, nützlichere, und auf die Grundsätze der gesunden Vernunft und des heiligen Evangeliums haltende Erbauungsbücher überbringe; darinn werden sie Wahrheit, sichere Richtschnur ihrer Handlungen, und mehrere Beruhigung finden.

Fr. Myrh.

---

* Baillet Abhandlung von der Geschichte der Heiligen §. 91.

Fr. Myrh. Aber die Tochter des heiligen Hilarius iſt doch auf das Gebeth ihres Vaters geſtorben, und hiedurch aller Gelegenheit zu ſündigen entzogen worden?

P. Sales. Hat die Tochter nicht eben ſo aus Zufall ſterben können? Und gedenken ſie nur, wenn ſich jeder dieſes Beiſpiel zur Richtſchnur machen wollte, was für eine thörichte ungereimte Folge zuletzt herauskommen würde. Alle Aeltern müßten bethen, daß ihre Kinder ſterben, um nicht dermaleinſt in eine Sünde zu verfallen. Wie viel Kinder glauben ſie wohl, daß übrig blieben? Und dürfte nicht dann auch jeder Erwachſene um baldigen Tod bethen, um nicht mehr in eine Sünde fallen zu können? Das heißt ſoviel, als um baldige Ausleerung der ganzen Welt, um baldige Ausrottung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes bethen. Sie werden ja doch auch nicht Gott ſelbſten es veragen, daß er Menſchen erſchaffen, die in Sünden fallen können. Empfehlen ſie ihren kleinen Säugling Gott; dieſer wird alles recht machen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ich wünſche es. Wenn er aber ſo wird, wie ſeine Brüder, ſo ſind alle meine Wünſche umſonſt.

P. Sales. Ich ſehe an keinem ihrer Söhne etwas, woraus ſie nicht das Beſte hoffen könnten.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden ſollen nur ſehen, was immerzu der mit ſieben Jahren, der Eugenerl ſchon treibt. Die gute Hofnung würde ihnen bald vergehen.

P. Sales. Nun was treibt er denn ſo übles?

Fr. Myrh. Ich habe ihm ein wunderſchönes Meßkleid, alle Paramenten zum Meßleſen, Kelch und Monſtranze, eine Biſchofhaube, und einen Biſchofſtab machen laſſen. Ein anderes Kind ſpielete ſich damit recht gern; er nicht. Das iſt immer ein Reiten und Fahren im Zimmer herum. Wenn man ihn fragt! **Was wirſt werden?** bekömmt man keine andere Antwort, als: **Ich werde Soldat.** Dann

macht

Fr. Myrh. Hat nicht der heilige Hilarius ſeiner Tochter, welcher er zugeredet hat, von der Heurath, die ſie mit einem Jüngling vorhatte, abzuſtehen, und ſich mit Chriſto zu vermählen, endlich von Gott den Tod erbethen, damit ſie nicht mehr im Stande ſey, zu ſündigen? Gott erhörte auch dieſes Gebeth, und der Vater weinte bei der Leiche vor Freuden.

P. Sales. Wenn ſie mir nicht aus der Vernunft, und aus dem Worte Gottes, ſondern aus den Legenden Einwürfe daher bringen; ſo bleibt meine Lehre ſo ſicher und unumſtößlich, daß ſie als eine gute Chriſtinn ſich derſelben fiegen müſſen. Die Heiligen konnten als Menſchen fehlen, und haben in vielen ſich verfehlet. Sie haben ſich wirklich zuweilen vergeſſen, ſonderlich wenn ſie Gott der Heftigkeit ihrer Gemüthsart; oder ihres Temperaments überlaſſen hat. * Wir leſen ja auch in den Legenden von Heiligen heftige Reden, und ſogar Schimpfworte, die ſie wider ihre Richter aus-

* Baronnius in vita ſtudit.

ausgestossen; Zänkereien mit welchen einige heilige Lehrer aus vorgefaßten Meynungen, oder in der Hitze zu weit gegangen; persönliche Streitigkeiten, die sich zuweilen mit übler Begegnung geendiget, und mehrere dergleichen Fehler. * Solle man diese Fehler nachahmen? Leider sind einige Fehler der Heiligen von Legendenschreibern zu heroischen Tugenden gemacht worden. Allein gegen die Stärke der Vernunft und des Evangeliums gilt das Ansehen der Legendenschreiber nichts, gar nichts; besonders da sie noch dazu so vieles von den Heiligen erdichtet, und nach dem Geschmack der damaligen finstern Zeiten hingeschrieben haben. Ich bitte sie; legen sie die Legende bei Seite, und erlauben sie mir, daß ich ihnen bessere, nützlichere, und auf die Grundsätze der gesunden Vernunft und des heiligen Evangeliums haltende Erbauungsbücher überbringe; darinn werden sie Wahrheit, sichere Richtschnur ihrer Handlungen, und mehrere Beruhigung finden.

Fr. Myrh.

---

* Baillet Abhandlung von der Geschichte der Heiligen §. 91.

Fr. Myrh. Aber die Tochter des heiligen Hilarius iſt doch auf das Gebeth ihres Vaters geſtorben, und hiedurch aller Gelegenheit zu ſündigen entzogen worden?

P. Sales. Hat die Tochter nicht eben ſo aus Zufall ſterben können? Und gedenken ſie nur, wenn ſich jeder dieſes Beiſpiel zur Richtſchnur machen wollte, was für eine thörichte ungereimte Folge zuletzt herauskommen würde. Alle Aeltern müßten bethen, daß ihre Kinder ſterben, um nicht dermaleinſt in eine Sünde zu verfallen. Wie viel Kinder glauben ſie wohl, daß übrig blieben? Und dürfte nicht dann auch jeder Erwachſene um baldigen Tod bethen, um nicht mehr in eine Sünde fallen zu können? Das heißt ſoviel, als um baldige Ausleerung der ganzen Welt, um baldige Ausrottung des ganzen menſchlichen Geſchlechtes bethen. Sie werden ja doch auch nicht Gott ſelbſten es vergen, daß er Menſchen erſchaffen, die in Sünden fallen können. Empfehlen ſie ihren kleinen Säugling Gott; dieſer wird alles recht machen.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Ich wünſche es. Wenn er aber ſo wird, wie ſeine Brüder, ſo ſind alle meine Wünſche umſonſt.

P. Sales. Ich ſehe an keinem ihrer Söhne etwas, woraus ſie nicht das Beſte hoffen könnten.

Fr. Myrh. Eure Hochwürden ſollen nur ſehen, was immerzu der mit ſieben Jahren, der Eugenerl ſchon treibt. Die gute Hofnung würde ihnen bald vergehen.

P. Sales. Nun was treibt er denn ſo übles?

Fr. Myrh. Ich habe ihm ein wunderſchönes Meßkleid, alle Paramenten zum Meßleſen, Kelch und Monſtranze, eine Biſchofhaube, und einen Biſchofſtab machen laſſen. Ein anderes Kind ſpielete ſich damit recht gern; er nicht. Das iſt immer ein Reiten und Fahren im Zimmer herum. Wenn man ihn fragt! Was wirſt werden? bekömmt man keine andere Antwort, als: Ich werde Soldat. Dann

macht

macht er ſich gleich aus Tiſchen und Seſſeln ſeine Feſtungen, lauft Sturm, ſchlagt und hauet herum, ſchreit: So machen's die Huſaren. Ich bin der Laudon; verſprengte mir neulich meine drey Katzen beim Fenſter hinaus, und kam mit einem Lerm, daß er die Türken auf das Haupt geſchlagen. Und ſo geht es den ganzen Tag. Die Meßkleider bleiben in einem Winkel liegen. Nur zwinget er immerzu ſeinen Bruder, den mit neun Jahren, daß derſelbe das Meßkleid anlegen, und ihm ein te Deum landamus halten muß, wenn er glaubt, eine Bataille gewonnen zu haben.

P. Sales. Alles dieſes giebt mir eben die beſte Hofnung von ihm.

Fr. Myrh. Mir nicht. Des heiligen Athanaſius ſein Spiel in der Kindheit war, Kinder taufen. Schon als ein Kind wußte er alle Kirchenzeremonien, und ahmte ſogar einem Biſchof auf das artigſte in allen biſchöflichen Verrichtungen nach. Der heilige Vincentius Ferrerius fieng ſchon als ein Knäblein an, den kleinen Kindern zu predigen. Der heilige

Ber-

Bernardinus Senenſis baute gern Altärlein; ſtieg ſogar in der Kirche zu Siena am Feſte des heiligen Onuphrii als ein Knäblein unvermuthet auf die Kanzel, und predigte ſo beredt als andächtig vor allen Leuten, mit welchen die Kirche voll war. Mein Eugenerl hingegen, wenn ich ihm ſage; **predige!** ſtellet ſich zwar auch gleich in Poſitur; aber wie? mit einem Stock in der Hand, und kommandirt ſeine Soldaten dergeſtalt, daß ich mir die Ohren verhalten muß.

P. Sales. Ich könnte ihm recht mit Freuden zuhören, und mich dabei vom Herzen beluſtigen. Ich würde ihn nur warnen, an den Geräthſchaften nichts zu verderben, und weder ſich, weder einem anderen Menſchen, weder auch einem Vieh was zu leide zu thun; weil das nicht einmal im ernſthaften Kriege ohne Noth geſchehen darf. Und auf dieſe Weiſe würde ich Gelegenheit ſuchen, die erſten Grundlinien der auch einem Soldaten nothwendigen und anſtändigen Sittlichkeit ihm beizubringen. Uibrigens aber würde ich ihm ſein Spiel nicht verderben. Wer weiß es, ob ihn Gott nicht

beſtimmet hat, daß er dermaleinſt ein ſtattlicher General werde, und dem Vaterlande rechtſchaffene Dienſte leiſte.

Fr. Myrh. Das iſt aber wohl gewiß der Weg zur Heiligkeit nicht.

P. Sales. Sogar in den Legenden werden ſie ja heilige Kriegsmänner gefunden haben.

Fr. Myrh. Ich fand ſie freylich; er aber wird gewiß kein heiliger Soldat. Gedenken eure Hochwürden nur; Ich ſchrieb neulich auf ein Zettlein den engliſchen Gruß, und befahl ihm, er ſolle es in das Maul nehmen, und hinabſchlucken, ſo wie der heilige Thomas von Aquin, da er noch in den Faſchen war, ſich nicht wehren ließ, ein ſolches Zettlein hinabzuſchlucken, auf welchen der engliſche Gruß geſchrieben war, und welches Zettlein (wie Ribadeneira ſchreibt) in dem kleinen Thomas Wurzel gefaßt, und die Liebe zur Himmelskäniginn hervorgebracht hat. Um alles in der Welt hätte er es mir nicht hinabgeſchluckt, und ich hatte zu thun, es ihm wieder aus den Hän-

Händen zu bringen; mit aller Gewalt wollte er es zu einer Patron für seine Flinte machen.

P. Sales. Ich selbst, wenn ich zugegen gewesen wäre, hätte die Hinabschluckung dieses Zettels nicht angehen lassen. Der englische Gruß ist zum Lesen und Bethen, aber nicht zum Hinabschlucken. Eben so ist das Hinabschlucken der heilsam verbotenen heiligen drey Königzettel, Lukaszettel oder Landshuterbildel ein thörichtes Wesen, und kann eher dem Magen, besonders bei Kindern einen Nachtheil, als der Seele einen Vortheil bringen. Gott hat uns gelehret, wie wir bethen sollen. Er hat das Vater unser nicht auf Zetteln geschrieben, und seinen Jüngern zum hinabschlucken gegeben. Seyn sie versichert; es kömmt viel darauf an, daß man den Kindern schon von ihrem zarten Alter an mit Handlungen und Worten richtige Begriffe beibringe.

Fr. Myrh. Da kömmt freylich viel darauf an; darum bin ich auch unserem Bader nicht mehr gut, der hat mir das kleine Mädel, das erst fünf Jahr alt ist, schon im Grund und

Boden verdorben. Die wird auch nicht mehr heilig.

P. Sales. Wie ſo?

Fr. Myrh. Meine Köchinn (ich bin froh, daß ich ſie bald los werde) hat auch nicht aus Vorſatz, die Heurathsgedanken ſich zu vertreiben, ſondern eben in dieſen Gedanken vertieft ſich beide Hände mit ſiedheiſſem Waſſer verbrannt. Nun mußte man freylich gleich den Bader herbeiholen; und dieſer machte ihr, weis Gott was für Umſchläge und Pflaſterwerke durch vierzehn Täge. So oft der Bader kam, hatte der Plunder die Baberl mein kleines Mädel ſogleich bei ihm, und machte ſich gleichfalls bei Herrichtung der Umſchläge und Aufſtreichung der Pfläſter, und Zureichung der Binden eine Metze zu thun. Der unbedachtſame Bader lobte ſie, und ſagte: **Die Baberl heurathet gewiß noch dermaleinſt einen Chyrurgus; verſteht ſich ſchon gut auf's faſchen; das wird eine ſtattliche Hausmutter werden;** und ſo plapperte er ihr hundert ſolche Sachen vor, und machte kein

End mit lauter Lehren, daß ſie nur auch gut kochen, ſpinnen, nähen, ſtricken, Hemder und Lailachen zuſchneiden, Hauben heften, und dergleichen lernen ſolle, um gewiß einen Mann zu bekommen, und eine rechtſchaffene Hausfrau werden zu können. Das Mädel, das ohnedem voller Geſchäftigkeit iſt, bei jeder Rede, durch die eine eitle Weltbeſchäftigung empfohlen wird, gleich einen Zunder Feuer fängt, und alle dergleichen Handlungen kaum ſieht, als ſie ſolche gleich einem Affen ſchon nachahmt; dieſe iſt mir nun vollkommen verdorben. Weil ſie ſchon fünf Jahre alt iſt, habe ich ihr die Legende vom Pater Kochem hervorgegeben; denn ſie lieſt ſchon recht gut; und die heilige Siena hat auch ſchon im ſechſten Jahre ihres Alters die Lebensbeſchreibungen der Heiligen gelernet, und ſchon im ſiebenten Jahre ſich zur ewigen Jungfrauſchaft verlobet. Es wäre alſo auch bei meiner Baberl die höchſte Zeit, daß ſie in den Legenden zu leſen und zu lernen anfienge. Allein um alles in der Welt iſt ſie nicht dazu zubringen, beſonders weil der ſaubere Herr Gerhab gerade ſo, wie mein verſtorbener Mann auf eine ſolche Erziehung und Andacht nichts hält, und

ihr

ihr von Zeit zu Zeit bald ein kleines Küchengeschirr, bald kleine Haubenstöcke, bald ein Spinnrädlein, bald leinwandene oder seidene Abschnitzel, bald schön angekleidete Puppen, bald eine kleine Apothecke, und dergleichen Spielwerk daher bringt. Dabei hat sie nun den ganzen Tag zu thun; sie kocht, kleidet ihre Puppen an, schneidet Faschen zu, streicht Pflaster auf, und die Legende bleibt liegen.

P. Sales. Das sind schon wieder die besten Anzeigen, daß auch sie, wie ihre gröſſere Schwester eine sorgfältige, arbeitsame, und gute Hausmutter dermaleinst werden wird. Auch bei ihr werden sie den Trost haben, daß durch sie die Zahl der Heiligen wird vermehret werden.

Fr. Myrh. Aber verzeihen mir euer Hochwürden! es ist doch zu früh, daß ein Mädel von fünf Jahren schon vom Heurathen rede. Wenn ich sage: Baberl! willst denn keine Klosterfrau werden, und Christus zum Bräutigam haben? was glauben eure Hochwürden, was sie mir zur Antwort giebt? Ich habe unseren

Herr-

Herrgott recht gern, ſagt ſie, aber mit dem Heurathen iſt es bei ihm nichts; er heurathet nicht. Ich muß alſo ſchon einen Bader heurathen. Wenn ich darauf ſage: du ſolleſt aber ſo bleiben, wie Chriſtus, ohne heurathen; ſo wirft ſie mir gleich vor, was ſie neulich im Krippelſpiel geſehen, daß Chriſtus es gern ſieht, wenn man heurathet, weil er ſelbſt bei der Hochzeit zu Kana in Gallilea geweſen. Und ich bin nicht im Stande, ſie aus ihrer Heurath mit einem Bader herauszubringen.

P. Sales. Nun bei allen dieſen Reden, die ſie als ein Kind vorbringet, ſind noch keine üble Begriffe verbunden. Es iſt alſo nur nothwendig, daß ſie nach und nach, wie ſie mehr zu Verſtand kömmt, vorſichtig geleitet werde. Die guten Begriffe, und die Ausübungen tugendhafter Handlungen werden ſich bei ihr durch vorſichtige Erziehung ſo aneinander ketten, daß zur Zeit, da Gott ihre Hochzeit wie jene zu Kana in Gallilea wird gefällig ſeyn, ſie voll Unſchuld, Ehrbarkeit, und Beſcheidenheit aus dem ledigen Stande in den Eheſtand übertretten wird.

Fr. Myrh.

Fr. Myrh. Das iſt wahr; der einzige Franzel, der jetzt neun Jahr alt, und ſchon in der zwoten lateiniſchen Klaſſe iſt, der hätte meine Wünſche erfüllen können, wenn jetzt nicht die ganze Welt mit vereinigten Kräften bemühet wäre, junge Leute an der Annehmung des Kloſterſtandes zu hindern.

P. Sales. Wie können ſie jetzt ſchon wiſſen, daß dieſer ihr Sohn ein Kloſtergeiſtlicher werden würde?

Fr. Myrh. Das kann ich wohl daher wiſſen, weil ich ihn ſchon in der Wiege zum Franziskanerorden beſtimmt habe, und weil er wirklich jetzt auch in ſeiner Aeuſſerung beſtändig bleibt, daß er Franziskaner werden wolle. Er hat neulich gegen ſeinen gröſſeren Bruder ſich ſo ereifert, daß ich ſchon befürchtete, er werde krank werden.

P. Sales. Was war denn die Urſache des Zankes?

Fr. Myrh.

und den abſcheulichen Teufel behielt ſie für ſich, faſchte ihn ganz ein, ſo daß er nur mit Kopf und Bart herausſieht; beſchmierte auch dort, wo ſie dem Teufel ſchon ein Hörnel hinweggebrochen hat, ihn mit ihrem Pflaſter; und ich war gezwungen, ihr ihre Puppe wieder zu geben, um nur meine Statue wieder zu erhalten, und den Teufel aus den Faſchen herauszubringen.

P. Sales. Eben aus dem, daß ſie ſogar die Figur des Teufels eingefaſchet hat, können ſie abnehmen, daß ſie die Einfaſchung in der größten Unſchuld verrichtet. Und wirklich hat ihre Einfaſchung des Teufels mehr Zuſammenhang mit der wahrhaften Lehre, daß der Teufel nach dem Triumph, den Chriſtus über ihn erhalten hat, über uns keine willkürliche Gewalt habe, als die Schriften der Legendenſchreiber, die vom Teufel eine Menge gegen Menſchen und Heilige gewagter Unternehmungen daher erzählen, nicht anders, als ob ſie dabei geweſen wären; da doch ſelbſt die Art ihrer Erzählung das Fabelhafte ſchon mit Händen greiffen läßt.

Fr. Myrh.

machte Herabsetzung der Bettelgeistlichen; und er bemühte sich mit gröſster Hitze, zu behaupten, daß kein anderer Heiliger, als Franziskus, die fünf Wundenmaale Christi an seinem Körper aufzuweisen habe. Sein Bruder, der doch nie eine Legende lieſt, wuſte, weiß nicht woher, ihm doch sogleich zu sagen, daß Christus auch der heiligen Ida von Löwen seine Wundmaalen so stark eingedruckt, daß sie hiedurch des Nähens und Spinnens und anderer Arbeiten unfähig gemacht, wieder Gott gebethen, ihr die schmerzhaften Wundmaalen zu nehmen, und zuzuheilen. Er fiegte bei: Die selige Elisabeth von Rutte habe gleichfalls alle Freytage in der Fastenzeit nicht nur die fünf Wundenmaalen; sondern auch die sieben Hauptwunden, welche Christo durch die dörnerne Krone verursachet wurden, bekommen. Sogar der heiligen Idwina vergaß er nicht, welche gleichfalls die fünf Wundenmaalen von Christo ihrem Körper eingedruckt bekommen; aber auch wieder zur Verhütung alles eitlen Ruhmes sich die Hinwegnehmung derselben erbethen hat. Der Kleine weinte vor Zorn, daß mehrere Hei-

Fr. Myrh. Anfangs hat der Groſſe dem Kleinen vorgeworfen, daß dieſer ein ſo ſchlechtes Atteſtat bekommen, und beinahe das ganze Jahr auf der Eſelbank geſeſſen. Nun dieſem Handel habe ich gleich ein End gemacht, und habe den Groſſen gefragt; ob er nicht wiſſe, daß der heilige Albertus magnus aus dem Predigerorden ein heiliger, und vortreflicher Lehrer geworden, obwohl es auch bei demſelben Anfangs mit dem Studiren, und beſonders mit der Philoſophie (von welcher ich zwar nicht weiß, was ſie iſt) nicht recht vor ſich gehen wollte, dergeſtalt, daß er (wie Ribadeneira gar ſchön beſchreibt) von den übrigen Studenten keine andere Namen, als Ochs, Eſelskopf, Strohputz und dergleichen bekommen hat. Albertus wollte auch ſchon auf und davon laufen. Allein es hielten ihn drey Jungfrauen auf, welche die Aufwärterinnen der Mutter Gottes waren, und ihn bei dieſer aufführten, wo er die Zuſicherung erhielt, daß er ein ſolcher Philoſoph werden würde, dem keiner gleicht, wie er es auch dann geworden iſt. Der Eifer überfiel aber den Kleinen am meiſten über die von ſeinem groſſen Bruder gemach-

besteht. Aber deßwegen ist keinem Menschen der Weg genommen, heilig zu werden.

Fr. Myrh. Wie ist wohl jemand sodann im Stande, die drey evangelischen Räthe in ihrer Vollkommenheit auszuüben?

P. Sales. Ebenso, wie jedermann im Stande war, den drey evangelischen Räthen nachzukommen, bevor man noch von Klöstern und Klostergeistlichen etwas wußte. Denn um gegen die Sünden wider die in jedem Stande zu beobachtende Keuschheit mit besonderem Bestreben nach einem ehrbaren, sittsamen, mässigen, und von üblen Gelegenheiten entfernten Lebenswandel, gegen die Sünde eines stolzen Eigensinnes, einer sträflichen Willkur und Halsstärrigkeit mit besonderem Gehorsam und demuthsvoller Unterwürfigkeit gegen seine geistliche und weltliche Vorgesetzte, gegen die Sünde der übermässigen Begierde nach Geld und zeitlichen Gütern mit Handlungen, die dem Geitze, dem Neid, der Hartherzigkeit, der Ungenügsamkeit, der unerlaubten Erwerbungssucht und schmutzigen Bettelei gerade und klug entgegengesetzet wer-

werden können, ſich zu bewahren, bedarf es keines Kloſterlebens und keiner Klöſter, in deren Mauern man eben auch nicht immer alle Tugenden vereint findet. Nicht nur jeder Weltprieſter, ſondern jeder Weltmenſch, wie ich ihnen gezeiget habe, kann die evangeliſchen Räthe befolgen.

Fr. Myrh. Aber es iſt doch ganz etwas anderes, ſich hiezu mit Gelübden zu verbinden. Leider iſt es ſo weit gekommen, daß, da vor Zeiten ſogar die Kinder, welche von Aeltern zum Kloſterſtand verlobt worden, Kloſtergeiſtliche werden und bleiben mußten, jetzt die Gelübde der Kloſtergeiſtlichen ſelbſten ohne allem Anſtande und noch dazu von weltlichen Obrigkeiten aufgelöſet werden.

P. Sales. Die Gelübde, mit welchen die Aeltern ihre Kinder vor Zeiten den Klöſtern geſchenket, und zum Kloſterleben verlobet haben, und welche von den Legendenſchreibern ſo hoch angeprieſen werden; gleichwie ſie auch ſogar von einigen Kirchenverſammlungen * beſtätti-

get

* Concil. tolet. de anno 633 can. 49. 55.

get worden, sind doch vom heiligen Gregorius dem Grossen, * vom Papst Klemens dem dritten, und vom Konzilium zu Trident selbst als unschicklich verworfen worden. Selbst auch der heilige Bernhard hielt eine solche Kinderweihung für ein langwieriges Menschenopfer. * * Sehen sie also, daß sogar von spätern Päpsten, Lehrern, und Konzilien hierinn das verworfen worden, was frühere Päpste, Lehrer, und Konzilien für heilig gehalten. Was sollen nun die Legendenschreiber bei Anrühmung solcher Gelübde für ein Gewicht haben? Die gesunde Vernunft ist schon entgegen, daß die Aeltern an ein unschickliches Gelübd, und die Kinder an ein fremdes persönliches Gelübd, wozu ihr eigener freyer Wille gehöret, gebunden seyn sollen.

Fr. Myrh. Wenn aber hernach die Kinder das nämliche Gelübd freywillig bestättigen; so

solle

---

* Lib. 1. epist. 48.

* * Horrore mitius illo, quo membra cædantur ferro, sed Diuturnitate molestius.

ſolle wenigſtens in dieſem Falle kein eigenes Gelübd der Kloſtergeiſtlichen, und hiemit auch kein Kloſter aufgehoben werden.

P. Sales. Meine beſte Frau Myrhenbüſchlinn! wenn ihre Dienſtbothen ein Gelübd machten, drey Tage in der Woche gar nichts zu arbeiten, ſondern nur zu bethen; wobei die nöthige Sorge für ihre Kinder, und das ganze Hausweſen leiden müßte; würden ſie ein ſolches Gelübd angehen laſſen, würden ſie ein ſolches Gelübd für giltig halten?

Fr. Myrh. Für Dienſtbothen wäre dieſes ein närriſches Gelübd, und ich würde mich bedanken, wenn Zimmer und Küche, die Sorge für meine Kinder, und die alltäglich nothwendigen Arbeiten vernachläſſiget würden, und alles zu Grund gienge. Ein ſolches Gelübd ließ ich freilich meinen Dienſtbothen nicht gelten.

P. Sales. Nun ſie wollen dem Landesfürſten alſo nicht das nämliche Recht eingeſtehn, was ſie doch ſelbſt als Hausfrau haben? Solle ein Regent zum Schaden ganzer Länder etwas gelten laſſen müſſen, was ſie nicht ein-

mal zum Schaden ihres einzigen Hauſes gelten ließen?

Fr. Myrh. Aber die Klöſter und Kloſterleute ſchaden ja nicht, ſondern verſchaffen den Ländern wenigſtens mit ihrem Gebethe Nutzen, und den Segen Gottes?

P. Sales. So könnten auch ihre Dienſtbothen ſagen; wir wollen ſtatt der Arbeit mit Bethen ihrem Hauſe Nutzen ſchaffen. Es iſt nicht zu läugnen, daß Kloſterleute ganzen Ländern Nutzen verſchaffet haben. Beſonders hat der Orden des heiligen Benedikts das Verdienſt, daß die verwildeteſten Länder zur Kultur gebracht worden, und daß jetzt da alles voll arbeitender geſitteter Menſchen iſt, wo Wälder und darinn nur wilde Thiere, oder einige Waldbrüder ſich befanden. Sehen ſie, wie ſelbſt die Kloſterleute dem natürlichen Hange nachgegangen, die menſchlichen Geſellſchaften zu vermehren. In den erſteren Zeiten lieferten auch die Kloſterleute Handarbeiten zum Bedürfniß ihrer Nebenmenſchen; ja ſie trugen ſogar zur Erhaltung guter Bücher bei, da ſie ſich mit

Ab-

Abschreibung derselben beschäftigten. Nachhin trugen sie aber auch auf die nämliche Art zur Erhaltung albener Schriften, und Fortsetzung aberglaubischer fabelhafter Dinge bei, wozu hauptsächlich die Legenden gehören. Sie ließen von nützlichen Arbeiten nach; suchten Geld und Güter von allen Seiten an sich zu ziehen; liessen sich zwischen ihren Klostermäuern wohl geschehn; erstreckten auch ausser denselben ihr Wohlleben mit Uibermuth; und oft mit Grausamkeiten; und überließen unter dem Vorwande des Bethens, welches vorzüglich im Chor bestand, alle Lasten den übrigen Gliedern des Staates, welche in Noth und Armuth schmachteten.

Fr. Myrh. Nun so sollte man sie nur wieder zur Arbeit anhalten, und nicht aufheben.

P. Sales. Sobald sie zu der Arbeit angehalten werden, die dem Priester oblieget; so sind sie eben hiedurch schon aufgehoben. Da sie Handarbeiten, zum Beispiel den Ackerbau, das Korbflechten, Kotzenmachen, und dergleichen verließen, wurden sie Priester. Der Prie-

ſter bekömmt bei der heiligen Weihe die nämliche Pflicht, welche die Apoſtel und Jünger Chriſti hatten, nämlich nicht im Kloſter beiſamm zu ſitzen, und zu bethen, ſondern auseinander zur Seelſorge fortzugehen. Mönch und Seelſorger paßt nicht zuſamm. Sehen ſie, wie bei Erfüllung deſſen, was ſie als Prieſter ſchuldig ſind, der Mönchſtand von ſelbſten ſich aufhebt. Keuſchheit, die evangeliſche Armuth, die in Vermeidung des unordentlichen Hanges nach zeitlichen Gütern, und in dem Vorzuge der Pflichten vor allen zeitlichen Abſichten beſtehet, den Gehorſam gegen die Vorgeſetzten können und ſollen ſie auch auf ihrer Seelſorgsſtazion beobachten. Alſo fällt von ihren Gelübden nichts weg, als das ſchädliche Gelübd ſtatt der Arbeit unter dem Vorwande des Gebethes beiſamm im Müſſigange zu ſitzen. Und dieſes iſt das Gelübd, welches keiner Auflöſung bedarf; weil es nach der geſunden Vernunft und nach dem Evangelium ſchon für ſich nicht gilt.

Fr. Myrh. Aber die Kloſtergeiſtlichen haben ja doch auch in ihren Kloſterkirchen geprediget, und den Pfarrern ausgeholfen.

P. Sales.

P. Sales. Daß der eine oder der andere Sonn- oder Feyertagprediger ist; daß der eine oder der andere in der Seelsorge aushilft, hiedurch ist das noch nicht erfüllet, was ihm in der Priesterweihe auferleget worden. Die wahre Seelsorge fodert nicht nur in den Städten, sondern auf dem Lande mehrere Pfarren, hiemit auch mehrere Seelsorger, und zwar beständige Seelsorger. Es müssen also von den Klosterleuten nicht nur einige, und nicht nur auf einige Zeit aushilfsweise; sondern alle, die immer tauglich sind, zur anhaltenden Seelsorge hinausgehen, da ihnen die heilige Priesterweihe die priesterlichen eigentlich in der Seelsorge bestehenden Pflichten auferleget hat.

Fr. Myrh. Die aber nicht tauglich sind, sollen doch beisamm bleiben.

P. Sales. Nun diese machen sodann kein eigentliches Kloster aus, sondern ein Invalidenhaus; und da bin ich nicht entgegen, daß sie beisamm bleiben könnten, wenn nicht wieder der Vernunft entgegen wäre, daß etwelchen Untauglichen ein ungeheures Klostergebäude ein-

ge-

geräumt bleiben, und nicht nützlicher verwendet werden solle.

Fr. Myrh. Von euer Hochwürden, da sie doch selbst ein Klostergeistlicher sind, hätte ich diesen Unterricht wirklich nicht erwartet.

P. Sales. Ich habe ihnen gesagt, daß ich schon 75 Jahre alt bin; und dieses Alter leistet sichere Bürgschaft, daß ich aus keiner Freyheitssucht die Klosteraufhebungen billige. Ich billige sie, weil ich der Stärke der Wahrheit nicht widerstehen kann.

Fr. Myrh. Ich bitte eure Hochwürden um alles in der Welt, dem Gerhaben meiner Kinder dergleichen nicht vorzusagen. Er hat meinen Franzel ohnedem schon aus der lateinischen Schule nehmen, und zu einem Kaufmann und Fabrikanten geben wollen; weil er sagt: der Bursch wird doch wohl noch zu einem Buchhalter bei der Handlung brauchbar gemacht werden können; und statt seiner kann sein Geld in der Handlung arbeiten. Und ich habe doch noch in keiner Legende von einem heiligen Buchhal-

halter etwas geleſen, oder daß ein Heiliger ſein Geld in eine Fabrick oder Handlung gegeben hätte.

P. Sales. Die meiſten haben freylich vorher ihr Geld lieber in die Klöſter gegeben. Das iſt wohl ein recht guter Gedanke, daß der Gerhab ihn zu einer Handlung geben will. Wenn wirklich das wahr wäre, daß noch kein Buchhalter heilig geworden, ſo müßte ihnen eben das die größte Freude ſeyn, daß ihr Sohn der erſte heilige Buchhalter wäre. In allen Ständen kann man durch Erfüllung ſeiner Pflichten heilig werden.

Fr. Myrh. Mein Franzel legte ſich in Tod; denn er will einmal Franziskaner werden. Wenn er zu Hauſe allein iſt, ſo trägt er immer einen Strick um das Kleid. Erſt geſtern hat er ſich wieder einen neuen Strick eingeſchaft, und drey zwar gar erſtaunliche groſſe Knöpfe daran gemacht, weil nämlich der gute Burſch mit den Knöpfen noch nicht recht umgehen kann.

P. Sales.

P. Sales. Meine beste Frau! überlassen sie alles dem Gerhaben. Das ist ein bescheidener, erfahrner, redlicher Mann. Der wird alles recht machen; denn mit dem Franziskanerorden (sage ich ihnen) ist es schon vorbei. Die Franziskaner so wie andere Ordensleute werden auf die Seelsorge hinausgesetzet, und die Franziskaner haben sich bis dahin, als er Franziskaner werden könnte, längst von selbsten aufgehoben.

Fr. Myrh. So bewegen mir eure Hochwürden doch meinen grossen Sohn, daß er ein Geistlicher, meinetwegen ein Weltpriester werde. Was ich für eine Freude hätte, wenn er auf mündlichen Befehl der Mutter Gottes ihr ein Hochamt halten müßte, von Heiligen selbst mit dem Meßkleid angelegt würde, und nach dem Hochamt von der Mutter Gottes ein weisses Kleid vom unkenntlichen Zeug zu schenken bekäme; welches alles dem heiligen Bonito wiederfahren, dem auch bei seinem Hochamte die Heiligen ministriret, und die Engel musiziret haben. Auch dem heiligen Ildephons (wie Ribadeneira schreibt) hat die Mutter Gottes

aus

aus der himmlischen Schatzkammer ein prächtiges Meßkleid in eigener Person überbracht. Ach bewegen ihn doch eure Hochwürden, daß er wenigstens Weltprieſter werde.

P. Sales. Behüte mich der Himmel! Wir Kloſtergeiſtliche ſind am wenigſten hiezu geſchickt, daß jemand mit uns über einen Stand berathſchlagen ſolle. Mit dem man berathſchlaget, der muß ein erfahrner Mann ſeyn, und ausgebreitete Kenntnuß von ſo verſchiedenen Ständen der Welt haben. Eine ſolche Kenntnuß iſt nicht die Sache der Kloſtergeiſtlichen; und ich muß immer lachen, wenn ich ſo viele Leute ſehe, die über weltliche Händel und Gegenſtände bei unſerer Kloſterpforte ſich Raths erholen. Dero Herr Sohn hat, ſoviel ich weiß, die beſte Hofnung, nächſtens bei einem Dikaſterium angeſtellet zu werden. Dahin iſt alſo ſein Beruf, und dem ſolle er folgen.

Fr. Myrh. O Gott! bei den Gerichtsſtellen ſieht es auch mit dem Heiligwerden übel aus.

P. Sales.

P. Sales. Und da hat man eben die meiſte Gelegenheit, recht viel gutes zu ſtiften. Der Herr Sohn hat gute Talente, und hat ſich die zu ſeiner künftigen Amtirung erfoderlichen Wiſſenſchaften ſtattlich beigelegt. Er hat ein ausnehmend gutes Herz, und einen Hang, jedermann nicht nur Recht und Billigkeit widerfahren zu laſſen, ſondern auch gegen jedermann, und bei jeder Gelegenheit nach aller Thunlichkeit wohlthätig zu ſeyn. Er hat einen ungemeinen Fleiß; hiemit wird er ſowohl zum Vortheil der Geſchäftsbeförderung, als auch mit guter Folge in Rückſicht ſeiner ſelbſt immer beſchäftiget ſeyn; denn ein mit guten Arbeiten beſchäftigter Mann hat beinahe nicht einmal Zeit übles zu thun.

Fr. Myrh. Das iſt das beſte an ihm, daß er nicht eigennützig iſt. Lieber Gott! es giebt ja einige, welche als Patronen und Schützer alles üblen und dummen Gezeuges bekannt, aber auch ſtäts im Solde derjenigen ſind, die um das ſchlechtere zu ihrem Vortheil aufrecht zu halten ſolche Schützer haben, und erhalten müſſen. Mein ſeliger Mann hat es bei ſeinem

Ge-

Gewerbe, wobei man ihn Anfangs nicht aufkommen laſſen wollte, genug erfahren. Wie oft, wenn er nach Hauſe kam, ſagte er: es giebt Leute, die, um ſechs Gulden Zulage zu bekommen, ihren eigenen Vater zum Galgen herholeten; welche in allen Gelegenheiten nur auf ſich denken, von keinem Menſchen wahre Freunde ſind, nicht nur einzelne Perſonen, ſondern das Beſte ganzer Länder ihren ſchlechten Nebenabſichten aufopfern, und ſtäts heimlich miniren, um etwas, was dieſen ihren Abſichten im Wege ſteht, in Luft zu ſprengen. Jedes Wort (ſagte er) das aus ihrem Munde kömmt, iſt entweder eine Lüge; oder, wenn ſie in Verlegenheit kommen, auf Schrauben geſetzt, oder, wenn gäh ein ihren Abſichten entgegen geſetzter Wind geht, ſo wiſſen ſie eine Wendung zu nehmen, und einen anderen vor ſich zu ſchieben, als wenn ſie ihrerſeits die beſten Geſinnungen gehabt hätten. Nein! von meinem Sohne bin ich verſichert, daß er nicht ſo werden wird, und dieß deßwegen, weil er durchaus nicht eigennützig, und auch nicht für ſich nur allein bedacht iſt.

P. Sales.

P. Sales. Nun das freut mich, daß ſie mit meiner Meinung übereinkommen, daß er ein rechtſchaffener Mann werden wird.

Fr. Myrh. Aber ein Heiliger, ein Heiliger ſollte er werden; und das würde er leichter, wenn er in den geiſtlichen Stand trätte.

P. Sales. Er iſt ſchon im geiſtlichen Stande; denn das Wort geiſtlich kömmt vom Geiſt her. Nun er iſt voll guten Geiſtes; und ſein Geiſt wird von Zeit zu Zeit durch Verwendung und Bildung vollkommener werden. Kurz; in dem der Geiſt Gottes iſt, der iſt geiſtlich, er mag geweiht, oder nicht geweiht ſeyn; er mag einen ſchwarzen, oder grünen Rock tragen.

Fr. Myrh. Aber das iſt erſtaunlich, wie mir eure Hochwürden heut zuſetzen. Ich höre heut Sachen, die mir meine vorhinnigen Beichtväter nie geſagt haben.

P. Sales. Was ich ihnen bisher geſagt habe, für das ſtehe ich als Prieſter, und als

ein

ein ehrlicher Mann, daß dieſes alles ſeine Richtigkeit habe, und durchaus der Gott gefälligen Wahrheit angemeſſen ſey; da hingegen in ihren Legenden ein Gewebe von Unwahrheiten, Zweydeutigkeiten, und unrichtigſten Nachahmungsregeln enthalten iſt.

Fr. Myrh. Uber meine Legenden laſſe ich nichts kommen.

P. Sales. So gewiß, als ich heut das Vergnügen hatte, mit ihnen zu ſprechen, eben ſo gewiß legen ſie noch ſelbſt die Legenden bei Seite.

Fr. Myrh. Das müßte doch wunderbarlich zugehen.

P. Sales. Ganz natürlich wird es zugehen. Ich werde ihnen beſſere Bücher bringen. Dieſe werden ihnen nicht durch Erdichtungen, ſondern durch Gründe der geſunden Vernunft und des heiligen Evangeliums Aufklärung, Troſt, und Beruhigung geben. Auf einmal wird es ihnen leichter im Kopfe, und ruhiger um das

Herz

Herz werden. Ich wette, ſie werfen ſodann die Legende des Pater Kochems in's Feuer. Haben ſie nur Geduld; und überlaſſen ſie ſich mit Hinwegſetzung alles Eigendünkels, und aller Schwermuth meiner Leitung, die gewiß zu ihrem Beſten ausfallen wird.

Fr. Myrh. Nun meine liebe Legenden der Heiligen; ſo ſolle es noch ſo weit kommen, daß wir getrennet werden.

P. Sales. Sie ſelbſt werden ſich von ihnen trennen, ſo gewiß, als ich jetzt gehe, und mich bis auf Wiederſehen empfehle.

VI.

VI.

Die Schweſter Bibiana.

Schweſt. Bibiana. Ich weis es gewiß, daß unter unſeren Kloſterreliquien, die bey der würdigen Mutter in Verwahrung ſind, ſich auch etwas vom Kleide des heiligen Antonius von Padua befinde.

Würdige Frau. Wie oft muß ich es aber der Schweſter noch ſagen, daß hievon unter allen unſeren Reliquien nichts vorhanden iſt. Sage ſie mir nur; warum ſie denn eben eine Reliquie vom Kleide des heiligen Antonius von Padua haben will?

Schw. Bib. Die würdige Mutter wird es ja ſelbſt im Leben dieſes Heiligen geleſen haben, daß ein Geiſtlicher, dem kein Bethen, Faſten, und Kaſteyen in den unerträglichen Anfechtungen wider die Keuſchheit helfen wollte, alſogleich hievon befreyet worden, ſobald

er

er das Kleid des heiligen Antonius angeleget hat.

Wür. Fr. Das Legendenleſen wird der Schweſter noch vollends den Kopf verrücken. Ich weis ihr ein kräftiges Mittel wider ihre Anfechtungen. Beſchäftige ſie ſich nur ſtäts mit der Bedienung der Kranken, deren wir immer genug im Krankenzimmer haben, und warte ſie den Kranken bei Tag und Nacht fleißig ab, ſo werden ihr die Anfechtungen gewiß vergehen.

Schw. Bib. O das einzige Krankenwarten, das macht noch keine Kloſterfrau aus.

Wür. Fr. Nicht? was iſt denn wohl anders der Endzweck, und die Hauptpflicht unſeres Ordens, als das Krankenwarten? Könnte wohl auch etwas bei Gott verdienſtlicheres ſeyn, als den armen Kranken dienen und beiſtehen?

Schw. Bib. Das nämliche verrichten in weltlichen Krankenhäuſern weltliche Krankenwär-

wärterinnen auch; deßwegen ſind ſie aber noch keine Kloſterfrauen. Eben in dem hat unſer Orden den Vorzug, daß wir nicht nur den Kranken warten, ſondern auch Kloſterfrauen ſeyn müſſen. Wir ſind hiemit auch verbunden, auch nach Art der Kloſterfrauen zu leben.

Wär. Fr. Weis die Schweſter, in was wir als Kloſterfrauen von den weltlichen Krankenwärterinnen unterſchieden ſind? In dem, daß wir uns durch Gelübde zum beſtändigen Krankendienſt verbunden haben; da die Weltlichen nur willkürlich den Kranken dienen, und aus dieſem Dienſte alle Augenblick austretten können; und daß wir alſo eben wegen des Gelübdes uns den Krankendienſt mehr, als Weltliche ſollen angelegen ſeyn laſſen. Im übrigen, meine liebe Schweſter! bin ich innerſt überzeugt, daß weltliche Krankenhäuſer einen groſſen Vorzug vor unſeren Krankenzimmern verdienen.

Schw. Bib. Um Gotteswillen! wenn die weltlichen Obrigkeiten ein ſolches Geſtändniß

aus dem eigenen Munde einer Kloſtervorſteherinn hörten; ſo würden wir gewiß aufgehoben.

Wür. Fr. Warum ſollte ich ein Geſtändniß nicht machen, woraus meine Redlichkeit müßte erkannt, und belobet werden, und worüber eine andere Einrichtung zum gröſſeren Vortheil der Kranken könnte getroffen werden. Sey ſie unbekümmert; ich habe nicht nothwendig, mein Geſtändniß zu machen. Die weltlichen Obrigkeiten werden noch von ſelbſt einſehen, daß eben deßwegen, weil wir Kloſterfrauen ſind, zu unſerem Unterhalt ein gröſſeres Vermögen, und ein gröſſeres Gebäud, als für die Kranken, die doch die Hauptperſonen ſind, hergenommen werde, und daß wir alſo ſehr koſtbare Krankenwärterinnen ſind. Der Leidenden Menſchheit, werden ſie ſagen, iſt beſſer geholfen, wenn das Gebäud und das Geld zur Hilfe mehrerer Kranken mit leichterem Unterhalt minder koſtbarer Krankenwärterinnen verwendet wird.

Schw. Bib. Sie werden es aber ſchon ſehen die weltlichen Obrigkeiten, daß die Kran-

ken

ken von Weltlichen nicht so gut verpfleget werden.

Würr. Fr. Glaube die Schwester nur das nicht. Sind denn nicht wirklich mehrere weltliche Krankenhäuser, wo die Kranken von Weltlichen mit größter Sorgfalt, und unter wirksamster Obsicht gepfleget werden. Eine solche Obsicht ist mir als Klostervorsteherinn ja nicht einmal möglich.

Schw. Bib. Warum nicht?

Würr. Fr. Deßwegen, weil ich die Klosterfrauen, die unter verschiedenem Vorwande sich dem Krankendienste entziehen, nicht so abdanken und entlassen kann, wie dieses ein Vorsteher eines weltlichen Krankenhauses thun kann.

Schw. Bib. Die würdige Mutter ist gegen uns recht hart.

Würr. Fr. Gar nicht. Ich weiß gar wohl, daß einige Klosterfrauen selbst ihre Gesundheit

beim Krankendienste ringebüsset haben; und ich habe gewiß alle Nachsicht und alles Mitleiden mit ihnen. Aber eben ihre kränkliche Zustände geben mir und jedem Vernünftigen einen neuen Beweis, daß weltliche Krankenhäuser den Vorzug vor unseren verdienen.

Schw. Bib. Die weltlichen Krankenwärterinnen gehen lieber eher vom Krankendienste davon, als daß sie ihre Gesundheit aufopfern sollten; hiemit gebühret unseren Krankenzimmern immer noch der Vorzug vor den weltlichen Krankenhäusern.

Wür. Fr. Dieser Vorzug, daß wir unsere Gesundheit aufopfern, bezieht sich noch nicht auf unsere Krankenzimmer. Eine weltliche Krankenwärterinn, die ihrer nach der Hand empfindet, daß sie zum Krankendienst nicht mehr geeignet sey, tritt aus diesem Dienste aus, und erwählet einen anderen Dienst. Statt ihrer tritt eine Tauglichere ein. Die weltlichen Krankenwärterinnen sind nicht so versperrt; sie können ausser des Krankenhauses in frischerer Luft sich erholen. Bei uns hingegen, die wir sol-

ſolche Erholungsmittel nicht haben, wird zuletzt ſelbſt aus den Kloſterfrauen ein Krankenſpital, und ſtatt der untauglichen Kloſterfrauen können nicht ſogleich taugliche aufgenommen werden, weil ſich nicht immer Kandidadinnen einfinden, und weil auch das Vermögen nicht erflecket, nebſt den noch lebenden untauglichen ſo viele von Zeit zu Zeit neu anzuwerbende taugliche zu unterhalten. Gehn alſo nicht eben deßwegen, weil wir dem Krankendienſte unſere Geſundheit aufopfern, hernach den Kranken die erfoderlichen Krankenwärterinnen ab, die bei einem weltlichen Krankenhaus nicht ſo leicht mangeln. Sieht die Schweſter, daß die weltlichen Krankenhäuſer einen Vorzug verdienen.

Schw. Bib. Meinetwegen können ſie uns aufheben. Ich gehe deßwegen doch wieder in ein Kloſter, aber nicht mehr in ein ſolches, wo Kranke ſind.

Wür. Fr. Nun ſo muß ſie in ein ſolches gehen, wo die Kloſterfrauen ſich mit dem Unterrichte der Kinder beſchäftigen müſſen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Mit den Kindern beſchäftigen? Gott behüte mich! Ich will nicht einmal ein anderes Kind ſehen, als meine Jeſukinder.

Wür. Fr. Gibt es bei ihr mehrere Jeſukinder?

Schw. Bib. Komme die würdige Mutter nur doch einmal wieder in meine Zelle. Es iſt ja nicht nothwendig, gar ſo ſtets im Krankenzimmer zu ſeyn, und dort herum zu arbeiten, wie es die würdige Mutter macht. Ich habe 6 Jeſukindeln.

Wür. Fr. Wie ich ſchon geſagt habe; ſie wird mir noch närriſch. Ich dächte, ein Jeſukindlein wäre überflüſſig; denn jetzt iſt ja unſer Heiland kein Kind mehr. Auſſer einer lehrreichen Vorſtellung ſeiner Kindheit, die mit einem einzigen Bilde erreicht iſt, ſolle übrigens dieſer unſer liebe Heiland mannbar, und nach dem Alter, in welchem er unſere Erlöſung vollendet hat, vorgeſtellet ſeyn. Nicht wahr; wir ehrten die Stifterinn unſeres Kloſters, und ließen, ſie deßwegen abbilden? Iſt uns aber

wohl

wohl eingefallen, ſie als Kind abbilden zu laſſen?

Schw. Bib. Chriſtus iſt freylich als ein Mann geſtorben; allein nach ſeiner Himmelfahrt iſt er wieder als Kind erſchienen.

Wür. Fr. Glaube ſie ſolche Thorheiten nicht.

Schw. Bib. Gott ſteh mir bei! was ſagt die würdige Mutter? Iſt nicht Chriſtus als ein ausbündig ſchönes Knäblein zum heiligen Antonius gekommen? hat er ſich nicht als ein Knäblein anfangs auf das Buch Antonii geſetzet; bis er gar in ſeine Arme gerücket iſt, ihn angelacht, und mit ihm durch viele Liebeszeichen geſpielet hat? Hat nicht der heilige Johannes von Gott, wie er noch ein Bücherkramer war, und mit dieſen ſeinen Waaren im Vorſatz, ein Bücherhändler zu werden, nach Granata reiſete, unſeren Heiland als ein Knäblein auf dem Wege angetroffen? Er hat ſich freylich nicht eingebildet, daß dieſes Knäblein Chriſtus ſey. Er hat es vielmehr bedauert, weil es bloßfuß und übel gekleidet war; zog

auch

auch deßwegen ſeine Schuhe aus, und legte ſie dem Kinde an; und da das Kind in ſo groſſen Mannsſchuhen nicht gehen konnte, nahm er es gar auf ſeine Achſel. Beim tragen hätte er es zwar merken können, daß es kein natürliches Kind iſt; denn das liebe Knäblein machte ſich ſo ſchwer, daß der heilige Mann erbärmlich ſchwitzte, vor Müdigkeit ſchnaufte, und endlich keinen Schritt mehr gehen konnte, ſondern das Kind zu einem Baum hinſetzte, und er ſich bei einem Brunn erquickte. Wirklich hat er nichts gemerket, bis das Kind ihn mit Namen genennet, ihm das zukünftige Schickſal mit einem offenen Granatapfel, in deſſen Mitte ein Kreuz war, vorbedeutet, und endlich verſchwunden iſt. Auch die heilige Ida wurde das Jeſukindlein anſichtig, und hierüber ſo entzückt, daß ſie auf öffentlicher Gaſſe ohne Empfindlichkeit dagelegen, und ihre Vertraute genug zu thun gehabt haben, bis ſie ſolche nach Haus gebracht. Und hat nicht die ſelige Margaritha ihrem kleinen geſchnitzten Jeſukindlein verſchiedene Fragen vorgetragen, und von demſelben richtige Antwort empfangen; welche ſie zwar nicht mit den leiblichen

Ohr-

Ohren, ſondern mit ihrem erleuchteten Gemüthe deutlich vernehmen konnte? — Ich will doch nicht hoffen, daß die würdige Mutter alles dieſes nicht glauben wird?

Wür. Fr. Ein Glaubensartikel iſt es gewiß nicht, daß Chriſtus mit dieſen Heiligen als ein Kindlein geſprochen. Aber das glaube ich wohl, daß manche Heilige in ihren geiſtlichen Betrachtungen die Phantaſie überſpannt, und ſodann ſelbſt geglaubt haben, dergleichen Dinge zu hören und zu ſehen; wozu auch ihr Temperament, und ihre ſtette Vertiefung in finſtere Gedanken, oft kränkliche Zuſtände, oder eine allzugroſſe Abſönderung von allen anderen Beſchäftigungen, als nur nicht von der Leſung übertriebener Geſchichten mag beigetragen haben.

Schw. Bib. Aber eine Kloſtervorſteherinn ſolle am wenigſten ſo reden.

Wür. Fr. Eine Kloſtervorſteherinn ſolle alſo vor allen übrigen dumm und leichtgläubig ſeyn? Meine Schweſter Bibiana! Ich habe

die

die Legenden auch geleſen; aber was nur ſonderbare Sachen und Wunder betraf, die ich nicht zur Nachahmung nehmen konnte, über dieſe bin ich immer hinausgegangen; und ſelbſt unſer Kloſterbeichtvater hat mir nicht nur hierinn recht gegeben, ſondern er hat noch beigeſetzt, daß in den Legenden eine Menge Erdichtungen enthalten ſind, und daß man bei mehreren Heiligen ganz gleiche Erzählungen findet, die nirgens einen verläßlichen Grund haben. In Sonderheit ſind mehrere ſolche Heilige, von welchen in den Legenden ganz gleiche Begebenheiten mit dem Jeſukindlein vorkommen.

Schw. Bib. Freylich ſind mehrere ſolche Heilige. Kann aber ein anderes weltliches Kind, wenn es ein freundliches und leutſeliges Kind iſt, mehreren Leuten zugehen, warum ſolle das himmliſche Jeſukind ſich nicht bei mehreren Heiligen auf gleiche Art einfinden können?

Wür. Fr. Ich habe es ja der Schweſter ſchon geſagt, daß, nachdem Chriſtus zu einem

Mann

Mann erwachsen, es kein himmlisches Jesukindlein mehr geben könne.

Schw. Bib. Liebster Gott! nun werden auch die Klosterfrauen, und selbst die Klostervorsteherinnen schon ganz verkehrt. Ich habe dieses wohl heut die ganze Nacht wehmüthigst überdacht, weil mich eben dieser Kummer schlaflos gemacht. Dreymal hat mir heut Nacht der böse Feind, um mich nur in meiner Betrachtung zu stören, das Nachtlicht ausgeblasen.

Wür. Fr. Wenn einem das Nachtlicht erlöscht, so muß es der Teufel gethan haben?

Schw. Bib. War es nicht der böse Feind, welcher der heiligen Yta auch das Nachtlicht ausgelöscht hat, um sie mehr anfechten zu können? Sie hat alle seine übrige Schelmereyen, nämlich das Werfen, Schlagen, sich unter das Fenster setzen, die Speisen ausschütten; alles dieses hat sie nicht geachtet; aber das Lichtauslöschen konnte sie nicht leiden. Und da es ihr der böse Feind abermal that; so schrie sie aus ih-

ihrem Fenſter auf den Freüdhof hinaus! ein Verſtorbener ſolle vom Grabe aufſtehen, und ihr von der Freüdhöflampe ein Licht bringen. Dieſes iſt auch geſchehen; und der Uiberbringer ſagte noch dazu dieſe deutlichen Worte: **Da nimm das Licht von meiner Hand, von Toggenburg bin ich genannt.**

Wür. Fr. Das war alſo gewiß ein verſtorbener Dichter, weil er ſein Licht mit Reimen daher gebracht hat.

Schw. Bib. Die würdige Frau macht zu allen einen Spaß.

Wür. Fr. Wenn die Schweſter glaubt, daß ich hierinn ſo unrecht habe; ſo wende ſie ſich lieber zu unſerem Beichtvater, und verſuche ſie, ob denn dieſer allen ihren Grillen beiſtimmen werde.

Schw. Bib. Leider haben wir unſeren vorigen Beichtvater nicht mehr. Der Mann hat mit mir geweint, wie unſer Chor abgeſchaft worden.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Unſer Chor iſt das Krankenzimmer. Dort hören wir alle Stimmen; dieſe verſtehen wir beſſer, als das lateiniſche Chorgebeth, und können hierauf auch verſtändlicher antworten.

Schw. Bib. So iſt die würdige Mutter mit ihrem Krankenzimmer ſchon wieder da. In dem Chor wechſelweiſe zu bethen hat der heilige Biſchof Ignazius von den Engeln gelernet. Den heiligen Franz de Paula verließ in ſeiner Krankheit alles Gedächtniß, aber die Pſalmen und alle Chorgebether entfielen ihm nicht. Die heilige Lutgarda ſah es mit eigenen Augen, wie allzeit beim Verſe: Deus in adjutorium meum intende die Teufeln aus der Kirche die Flucht nahmen. Selbſt der gekreuzigte Heiland löſete ſich von Nägeln ab, ſtieg vom Kreuze, und gieng zu dem heiligen Petrus Zöleſtinus, um mit ihm die Pſalmen zu ſingen. Sieht die würdige Mutter, was der Chor für eine heilige Sache iſt, die ſich die würdige Mutter nie hätte abbringen laſſen ſollen? Verzeih mir's die würdige Mutter! das iſt nicht zu verantworten.

Wür. Fr.

Wär. Fr. Das verantworte ich ganz leicht. Können die Teufel bei dem Verse: Deus in adjutorium meum intende ſchon nicht beſtehen; ſo können ſie wohl vor Gott ſelbſten noch weniger beſtehen; und daher iſt gar nicht zu begreifen, wie die Teufel in unſerer Kirche die Gegenwart Gottes aushalten, und ſich immer darinn ſo lang verweilen ſollen, bis ſie mit dem Deus in adjutorium meum intende erſt von den Kloſterfrauen oder Chorgeiſtlichen hinausgejagt werden. Die Kirche iſt kein Wohnplatz der Teufeln. Alles, was immer die Schweſter aus den Legenden daher erzählet hat, beweiſt nicht, daß ſtatt der Pſalmen, deren Sinn ſogar von vielen Geiſtlichen, zugeſchweigen von Kloſterfrauen nicht verſtanden wird, ein verſtändlicheres Gebeth nicht beſſer ſey; und noch weniger iſt bewieſen, daß ein ſo oftmaliges langes Chorbethen beſſer ſey, als arbeiten. Eine ſchlechte Ehre für Klöſter, wo die Vorſteher deßwegen ſo ſehr auf den Chor halten, weil ſonſt die Kloſtermitglieder müſſig bleiben, und ſich nicht zu ihrem und ihres Nächſten Vortheil zu beſchäftigen wüßten. Das übertriebene Chorgeſchrei war wohl gar

dem

dem göttlichen Gebothe der Selbsterhaltung entgegen; weil sich hiedurch wirklich viele die Gesundheit und Festigkeit ihres Körpers verdorben haben, ohne daß dabei der Glauben mehr verbreitet, die Sittlichkeit mehr verbessert, und den Nebenmenschen mehr genutzet worden ist. Hält die Schwester auf die Festigkeit ihres Körpers soviel; nun so sey sie nur fleißig um die Kranken herum.

Schw. Bib. Der würdigen Mutter ihr letztes Wort ist immer das Krankenzimmer. Unterdessen bekömmt unsere Kirche immer dabei ein schlechteres Ansehen; da doch die Geistlichen vorher am liebsten bei den Klosterfrauen Messe gelesen haben, weil alles schön, nett, und zierlich war.

Wür. Fr. Was fehlet unserer Kirche?

Schw. Bib. Erstens läßt uns die würdige Mutter schon keine Zeit mehr, daß wir die Kirchenwäsche in so viele tausend Falten zusammlegen könnten, wie vorher; sondern es heißt gleich: **Geht's lieber zur Krankenwäsch.**

Zwey-

Zweytens dürfen wir bei der würdigen Mutter auch keine Zeit mehr auf das Reliquien faſſen verwenden; und wir bekommen auch hiezu von Weltlichen dasjenige nicht mehr, was man zur Einfaſſung und Zierung der Reliquien nothwendig hat, weil wir ihnen auch mit keinen gefaßten Reliquien und Nonnenkrapfen aufwarten können. Drittens hat die würdige Mutter es den weltlichen Kommiſſarien angehen laſſen, daß das meiſte von unſerem Kirchenſilber in das Münzamt gebracht, und das dafür eingelöſte Geld für mehrere Krankenbetter verwendet worden.

Wür. Fr. Die Krankenwäſch, meine liebe Schweſter! hat einen näheren Bezug auf Gott, als die Kirchenwäſch; denn zum weſentlichen Gottesdienſt wäre eben eine Kirchenwäſche nicht unumgänglich nothwendig; aber die Wartung des kranken Armen, in deſſen Perſon Gott zu uns kömmt, fodert Krankenwäſche. Der heilige Kirchenrath zu Tibur hat in ſeine Satzungen den Spruch des heiligen Bonifazius gebracht, welcher alſo lautet: Vor Zeiten waren hölzerne Kelche, aber goldene Prie-

Prieſter. Kelch, Paten, und andere Zugehör, ſo wir heut zu Tage beim Meßopfer nothwendig haben, ſind erſt um die Helfte des dritten chriſtlichen Jahrhunderts aufgekommen; und daß hiezu Silber, Gold, und Edelgeſteine verwendet wurden, geſchah noch ſpäter. Und da die Schweſter die Legenden ſo gern lieſt; hat ſie denn nicht geleſen, wie der heilige Hugo die Kirchenkelche zu Geld gemacht hat, um nur den Armen Brod und Almoſen geben zu können? Nachahmungswürdige Handlungen, in denen wir den Heiligen gleich kommen können; Handlungen, die uns von Gott ſchon befohlen ſind, und wo uns die Beiſpiele der Heiligen nur zur gleichen Befolgung aufmuntern ſollen, ſolche Handlungen muß man ſich aus den Geſchichten der Heiligen herausnehmen, nicht kindiſche, lächerliche, übertriebene, unnachahmliche, oder gar erdichtete Dinge. Frage die Schweſter nur den Beichtvater, ob ich mit meiner Lehre und mit meinen Ermahnungen nicht recht daran bin.

Schw. Bib. Mir ahnt etwas, würdige Mutter! in Anſehung unſeres neuen Beichtvaters, und ich getraue mir nicht, es zu ſagen.

Wür. Fr. Nur frey herausgeredet. Obgleich derſelbe mir ein recht auferbaulicher, ehrlicher, verſtändiger, und beſcheidener Mann zu ſeyn ſcheinet; und obgleich ſelbſt der Biſchof mir ihn von dieſer Seite angerühmet hat; ſo können wir uns doch als Menſchen irren. Offenbare mir alſo die Schweſter nur ungeſcheut dasjenige, was ſie wider ihn gründlich anführen und beweiſen kann.

Schw. Bib. Hat nicht der Teufel die Geſtalt des ſeligen Johannes vom Kreuz angenommen, und in dieſer Geſtalt eine Kloſterfrau in Beichtſtuhl ruffen laſſen, wo er ihr die ſchädlichſten Lehren in Kopf gebracht hat? Ich fürchte immer, unſer dermaliger Beichtvater, der ganz andere Lehren giebt, als der vorige, iſt (verzeihe mir Gott meine Muthmaſſung) wohl gar der böſe Feind.

Wür. Fr. Ich habe aber dieſe Muthmaſſung, daß die Schweſter wirklich ſchon von Sinnen ge-

gekommen. Wie kann ihr den nur von weitem ein ſolcher Gedanken beifallen? Was ihr wohl der dermalige Beichtvater für ſchädliche Lehren gegeben?

Schw. Bib. Ich geſtehe es aufrichtig: ich klagte ihm in der Beicht, daß die würdige Mutter uns keine Reliquien mehr zum Einfaſſen herausgebe. Das gehört nicht in den Beichtſtuhl, ſagte er, beichte die Schweſter ihre Sünden, nicht die Sünden der würdigen Frau oder ihrer Mitſchweſtern; die werden ſchon ſelbſt ihre Sünden beichten. Reliquien aber nicht zum Einfaſſen hergeben, iſt keine Sünde. Es iſt in Anſehung der Aechtheit auf die wenigſten Reliquien etwas zu halten, und auch in Anſehung der Verehrung kein Mißbrauch, keine übertriebene Andächtelei damit zu treiben.

Wür. Fr. Das iſt wohl eine gründliche Lehre, die jeder ächtfromme und beſcheidene Geiſtliche geben wird. Der Teufel giebt gegen Mißbräuche, Aberglauben, und übertriebene Andächteleien gewis keine Lehre.

ſprach die heilige Brigidam alſo an: Tochter Gottes! ſegne meine Augen, auf daß ich auch möge ſehen, was in der Welt iſt. Brigida willfahret, und giebt ihr das Augenlicht. Daria aber findet, daß durch das Anſchauen zergänglicher Dinge das Gemüth nur verwirret werde, und der Herzensruhe in Beſchauung Gottes über die Maſſen verhinderlich ſey; bittet daher ſogleich wieder um ihre Blindheit, welche ſie auch alſogleich auf das abermalige Gebeth Brigidæ erhalten.

Wür. Fr. Was das für Fauſen ſind. Das Anſchauen zergänglicher Dinge, wie denn alles, was wir anſehen, zergänglich iſt, macht für ſich, wenn wir nur die Augen nicht mit ſündhafter Abſicht auf etwas heften, das Gemüth noch nicht verwirrt, ſondern erhebt vielmehr daſſelbe zum Schöpfer. Gott, wie er in ſich iſt, können wir in dieſem Leben nicht ſehen; wir können ihn anders nicht beſchauen, als in denen Dingen, die uns in die Sinne fallen, und aus dieſen erkennen, daß er als Schöpfer derſelben auch darüber unendlich erhaben ſeyn müſſe. Zu der uns Menſchen mög-

lichen

heiligen Gregorius etliche Feilſpäne von der Kette des heiligen Paulus erhalten. Der heilige Germanus hat Gold und Silber, welches ihm der Kaiſer Juſtinianus angebothen, hinbanngeſetzet, und dafür etwas von der Krone Chriſti, etliche Gebeine von den unſchuldigen Kindern, und den Arm des heiligen Georgius mit gröſsten Freuden angenommen. Der Kaiſer Zeno hat eine groſſe Kirche von königlicher Koſtbarkeit gebauet, um nur das Evangelium Matthäi zu bekommen, welches der heilige Barnabas mit eigener Hand geſchrieben, und welches in deſſen Sarge gefunden worden.

Wür. Fr. Und ich ſage ihr hierauf abermal, daß mir, um mehrere Kranke recht gut verpflegen zu können, Gold und Silber viel lieber wäre, als Gebeine von unſchuldigen Kindern, deren Aechtheit niemal erprobet werden kann. Nicht mit den Gebeinen und Armen der unſchuldigen Kinder, und des heiligen Georgius, ſondern mit unſeren Armen, wenn wir mit dieſen die Kranken heben und legen, iſt der leidenden Menſchheit geholfen. Der Beichtvater hat recht, daß es um die Aechtheit der

mei-

meiſten Reliquien übel ausſieht. O! wie viele Gebeine ſolcher Menſchen, die nicht heilig geworden, werden mit Reliquien vermenget, und ſchön geziert herumgetragen werden.

Schw. Bib. Verzeihe mir die würdige Mutter; die unzählige Menge der Martyrer zu Zäſaraugusta wurde auf Befehl des Daciani mit Dieben, Mördern, und Uibelthätern verbrennet; und doch hat ſich gleich die Aſche der Martyrer von der Aſche der übrigen fein ſauber abgeſöndert. Falſche Reliquien geben ſich gleich ſelbſt zu erkennen. Auch der heilige Julianus und ſeine Geſellen wurden mit Uibelthätern enthauptet, und alle Körper untereinander geworfen. Aber ſogleich ſetzte ſich eine jede Seele eines Martyrers in Geſtalt eines allerſchönſten Jungfräuleins auf ihren Körper, damit die Körper der Martyrer erkannt werden konnten.

Wür. Fr. Nun werden die Seelen auch der heiligen Männer nach ihrem Tode ſchöne Jungfräuleins?

Schw. Bib.

Schw. Bib. Ich ſagte nur, daß ſie in dieſer Geſtalt erſchienen wegen ihrer Reinigkeit, die ſolche Seelen haben; da ſogar die Gebeine und Reliquien der Heiligen ſich nicht von unreinen Händen anrühren laſſen.

Wür. Fr. Wollte Gott! ſie wären nie von unreinen Händen angerühret worden.

Schw. Bib. Hat's ſchon erfahren der unlautere Hofherr des Prinzen Petrus von Portugal. Der wollte in das Zimmer des Prinzen hinaufgehen, um die Gebeine der Heiligen Berardi, Accurſii, Adjuti, Ottonis, und Petri zu ſehen und zu verehren. Er mußte aber mitten auf der Stiege wie ein Stein unbeweglich ſtehen bleiben. Eben ſo ergieng es dem Waffenträger, in deſſen Schild die heiligen Gebeine ruhten. Dieſer verſündigte ſich auch wider das ſechſte Gebot, und als er ſodann den Schild anrühren wollte, floh der Schild mit den heiligen Gebeinen ſo hoch in die Höhe, daß er ihn nicht erreichen konnte.

wühlt unter dem Vorwande, ſie in die Kirche zu bringen, und daß auch Quintianus deßwegen von ſeinem biſchöflichen Sitze werde gejagt werden, welches auch geſchehen.

Wür. Fr. Nun, wenn die Schweſter dem Gregorius von Tours glaubt; ſo muß auch ſie die Reliquien unangefochten laſſen.

Schw. Bth. Die würdige Mutter redet doch manierlicher, als der Beichtvater; bei dem hört man nur die Worte **Knochen, umwühlen**. Die Heiligen haben keine Knochen; Knochen ſind in der Fleiſchbank. Und es iſt keine Rede vom Herumwühlen; das thun Schweine. Aber Kloſterfrauen geben ſich mit Einfaſſung der Reliquien ab.

Wür. Fr. Die Schweſter iſt wohl wunderlich; daß ſind ja nicht die Worte des Beichtvaters, ſondern des heiligen Gregorius von Tours. Die Schweſter zörnt ſich hiemit umſonſt über den Beichtvater, und ſie zieht eigent-

Schw. Bib. Ich habe ſie wirklich ſchon zu mir genommen, um ſie der würdigen Mutter vorzuzeigen; da iſt ſie!

Wür. Fr. Leſe mir ſie die Schweſter vor.

Schw. Bib. Erlaube mir die würdige Mutter, daß ich vorher meine Brille aufſtecke. Meine Augen verlaſſen mich vom Tage zu Tage mehr; Gott gebe, daß ich bald blind werde.

Wür. Fr. Was iſt das wieder für ein närriſcher Wunſch. Solle die Schweſter nicht vielmehr Gott um die längere Dauer ihres Augenlichtes bitten; und auch ihrerſeits hiezu beitragen, daß ſie ihre Augen nicht muthwillig verderbe, wie ſie dieſes wirklich durch das immerwährende und angeſtrengte Legendenleſen thut.

Schw. Bib. Nun wie ich ſage, ſo iſt es. Vor Zeiten haben die Leute, und beſonders die Kloſterfrauen ganz anders geredet und gedacht. Eine blinde Kloſterfrau Namens Darta

ſprach

ſprach die heilige Brigidam alſo an: Tochter Gottes! ſegne meine Augen, auf daß ich auch möge ſehen, was in der Welt iſt. Brigida willfahret, und giebt ihr das Augenlicht. Daria aber findet, daß durch das Anſchauen zergänglicher Dinge das Gemüth nur verwirret werde, und der Herzensruhe in Beſchauung Gottes über die Maſſen verhinderlich ſey; bittet daher ſogleich wieder um ihre Blindheit, welche ſie auch alſogleich auf das abermalige Gebeth Brigidæ erhalten.

Wür. Fr. Was das für Fauſen ſind. Das Anſchauen zergänglicher Dinge, wie denn alles, was wir anſehen, zergänglich iſt, macht für ſich, wenn wir nur die Augen nicht mit ſündhafter Abſicht auf etwas heften, das Gemüth noch nicht verwirrt, ſondern erhebt vielmehr daſſelbe zum Schöpfer. Gott, wie er in ſich iſt, können wir in dieſem Leben nicht ſehen; wir können ihn anders nicht beſchauen, als in denen Dingen, die uns in die Sinne fallen, und aus dieſen erkennen, daß er als Schöpfer derſelben auch darüber unendlich erhaben ſeyn müſſe. Zu der uns Menſchen mög-

lichen

lichen Beſchauung Gottes ſind uns die Sinnen ſo nothwendig, daß deßwegen bei dem Taubſtummen, um ihn zu unterrichten, die ihm in die Augen fallenden Zeichen das Gehör und die Sprache vertretten müſſen; ſo wie auch Blinde durch das Fühlen gewöhnt werden können, die Farben oder anders Eigenſchaften der Dinge, die ſie berühren, zu unterſcheiden. Hätte die Schweſter Daria meinetwegen in ihren Betrachtungsſtunden die Augen vollends zugemacht, oder tief niedergeſchlagen; ſo wäre ſie ja der Zerſtreuung auch ausgewichen, und hätte ſodann nach verſtrichener Betrachtungsſtunde mit offenen Augen zur Arbeit gehen können; denn zum ſtäten Betrachten und Nichtsarbeiten ſind wir nicht auf die Welt gekommen. In dieſem Stücke hat unſer Orden einen wahren Vorzug vor anderen, daß wir eine Beſchäftigung haben, wobei die Arbeit ſtäts eine Betrachtung iſt. Unſere arme Kranke laſſen uns bei unſerer Arbeit an ſich immerfort Gott beſchauen; weil wir das Gott thun, was wir den Armen thun, und weil der Menſch das Ebenbild Gottes iſt. Wir ſehen genug Zergängliches an den verſchiedenen

Zer-

Schw. Bib. Was? nicht einmal beim Papſten ſollen ſie vorher ſchuldig ſeyn, die Erlaubnuß hiezu anzuſuchen?

Wür. Fr. Sucht die Schweſter beim Papſten um Erlaubnuß an, ſich zu waſchen, die Nägel von Fingern abzuſchneiden, eine Wunde zu verbinden, oder auch verwehren zu dürfen, wenn einer anderen Schweſter einfiele, der Schweſter ihre Reliquien hinwegzunehmen, und für ſich dafür eine Chokolade einzuhandeln?

Schw. Bib. Das verſteht ſich, daß ich hiezu keiner Erlaubnuß bedarf.

Wür. Fr. Nun ſo bedarf der Landesfürſt auch keiner Erlaubnuß, den Staatskörper zu ſäubern, die Mißbräuche hinwegzuſchneiden, die Wunden, die durch Mißbräuche dieſem Körper gemacht worden, zu heilen, und auch mit den Reliquien ſo wenig etwas unrechtes angehen zu laſſen, ſo wenig als die Schweſter etwas unrechtes damit angehen ließ. Schlage ſie ſich hierinn allen Skrupel aus; ſie ſieht zu wenig ein, was ein Landesfürſt von Gott

ſelbſt

ſetzten. — Nun ſo leſe mir die Schweſter doch einmal das vor, was der Beichtvater von den Reliquien geſchrieben.

Schw. Bib. Höre die würdige Mutter nur, wie ſchon der Anfang gotteslästerisch iſt: **Wenn dem heiligen Gregorius von Tours zu glauben iſt.** * Einem Heiligen hat man alſo eben nicht nothwendig zu glauben?

Wür. Fr. Die Heiligen waren auch Menſchen, die ſich irren, oder irre geführet werden konnten.

Schw. Bib. **Wenn dem heiligen Gregorius von Tours zu glauben iſt; ſo war es den Heiligen nicht allemal gelegen, daß man ihre Aſche und Knochen beunruhigte; denn Gregorius ſchreibt: Der heilige Chamant habe ſich bei ſeinem Nachfolger Quintianus von Rodus als über eine ſtrafbare Verwegenheit beklagt, daß er ſeine Knochen umgewühlt**

* Greg. von Tours. Vit. P.P. C. 4.

wühlt unter dem Vorwande, ſie in die Kirche zu bringen, und daß auch Quintianus deßwegen von ſeinem biſchöflichen Sitze werde gejagt werden, welches auch geſchehen.

Wür. Fr. Nun, wenn die Schweſter dem Gregorius von Tours glaubt; ſo muß auch ſie die Reliquien unangefochten laſſen.

Schw. Bib. Die würdige Mutter redet doch manierlicher, als der Beichtvater; bei dem hört man nur die Worte **Knochen**, **umwühlen**. Die Heiligen haben keine Knochen; Knochen ſind in der Fleiſchbank. Und es iſt keine Rede vom Herumwühlen; das thun Schweine. Aber Kloſterfrauen geben ſich mit Einfaſſung der Reliquien ab.

Wür. Fr. Die Schweſter iſt wohl wunderlich; daß ſind ja nicht die Worte des Beichtvaters, ſondern des heiligen Gregorius von Tours. Die Schweſter zörnt ſich hiemit umſonſt über den Beichtvater, und ſie zieht eigent-

gentlich gegen den Heiligen los; der ſich dieſer Ausdrücke bedienet hat.

Schw. Bib. Gott behüte mich! Wenn der Heilige ſo geſchrieben hat; ſo wird er ſeine Urſache gehabt haben. Genug, daß ich in mehreren Legenden geleſen, daß einige Heilige ſelbſt nach ihrem Tode verlanget haben, ihre Körper zu erheben, und wegzubringen. Die Heiligen ſind nicht alle gleich; der eine will da liegen bleiben, der andere nicht.

Wür. Fr. Meine beſte Schweſter! Ich glaube; allen Heiligen ſey es gleichgiltig, ob ihre Gebeine da oder dort liegen. Leſe ſie weiter.

Schw. Bib. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts wurde der Mißbrauch, der mit Erhebung und Uiberſetzung der Körper der Heiligen begangen wurde, von den Kirchenvorſtehern ſcharf hergenommen. Mönche waren Urheber dieſer Mißbräuche; denn ſie waren hauptſächlich diejenigen, die durch ganze Pro-

vin-

Wür. Fr. Nein! aus den Legenden.

Schw. Bib. Nun, da ſolle es die würdige Mutter wohl glauben.

Wür. Fr. Wenn ich es glauben ſolle; ſo muß ich der Schweſter ſogleich befehlen, ihre Reliquien ohne weitern wieder dahin zurückzugeben, wo ſie ſelbe herbekommen hat.

Schw. Bib. Die würdige Mutter ſpaßt ſich nur.

Wür. Fr. Höre ſie: Der heilige Fruktuoſus Biſchof zu Torragona in Spanien * erſchien allen denen, welche von ſeiner Aſche, oder halbverbrannten Knochen etwas mit ſich genommen. Er ſagte ihnen; ohne Verſchub ſollen ſie alles das, was ſie von ſeinen und ſeiner Mitmartyrer Reliquien genommen haben, in ein Grab zuſammlegen. Die Reliquien des Simeons Stylites in Syrien ** ließ zwar der Bi-

* Acta S. Fructuoſi 21 Iun. n. 4.

** Vita Simon Stylit. 5. Ian. n. 18.

deln.* Auch Karl der Groſſe machte gegen dergleichen ſchändliche Mißbräuche mit den Reliquien eine Verordnung ** im Jahre 801. Was gehen mich dieſe Kaiſer an; und was haben die Kaiſer mit den Reliquien zu ſchaffen?

Wür. Fr. Ich glaube aber, als die oberſten Beſchützer unſerer heiligen Religion haben ſie alles Recht, wider die Mißbräuche der Religion Geſetze zu geben. Und wenn noch dazu Mißbräuche eine Unordnung in ihren Ländern und unter ihren Unterthanen verurſachen; ſo haben ſie auch als Landesherren zur Ausrottung ſolcher Mißbräuche ein Recht von Gott, der ſie zu Landesherren geſetzet hat, und dürfen ſich alſo in Ausübung dieſes ihnen von Gott ſelbſt gegebenen Rechtes durch Niemanden irre machen laſſen.

* Humatum corpus nemo ad alterum locum transferat, nemo Martyrem diſtrahat, nemo mercetur. l. ult. cod. de viol. Sepulch.

** Mabillon Sæc. 5 præf. n. 99. capitul. edit. Baluzii.

ehrungsvolle Erinnerung derjenigen Tugenden, durch welche wir auch heilig werden können, wenn wir nämlich durch Nachahmung derselben uns eine Fertigkeit in Ausübung unserer Pflichten erwerben. Was schreibt dem der Beichtvater weiters.

Schw. Bib. Der heilige Exsuperius von Toulufe war ängstig darüber, daß man den Körper des heiligen Saturninus an einen anderen Ort wolle bringen lassen. * Ein Traumgesicht belehrte ihn zwar, daß man die Heiligen nicht beleidiget, wenn man ihre Körper verlegt, oder sie zerstücket, um Reliquien auszutheilen. Allein weil ein Traum nichts verläßliches ist; so bat er hiezu wegen des Gesetzes Theodosius um Erlaubnuß beim Kaiser.

Wär. Fr. Sieht die Schwester abermal einen von einem Heiligen selbsten gegebenen Beweis, was die Landesfürsten in Ansehung der Reli-

quien

* Acta S. Saturnini n. 5

ſelbſt für Rechte hat, zu deren Ausübung er keiner anderen Erlaubnuß bedarf ebendeßwegen, weil zu dem, was ihm Gott befiehlt, eine menſchliche Erlaubnuß weder etwas dazu thun, weder etwas davon nehmen kann. Leſe ſie lieber weiter fort.

Schw. Bib. Die mailändiſche Kirchenverſammlung machte im Jahr 813 ein Verboth in gleicher Abſicht, ohne Bewilligung der Fürſten und ohne Erlaubnuß der Synode die Körper der Heiligen nicht von einem Orte an andere zu bringen.

Wür. Fr. Sieht die Schweſter; wie von der mailändiſchen Kirchenverſammlung erkannt worden, was die Fürſten in Rückſicht auf die Reliquien zu reden haben.

Schw. Bib. Der heilige Papſt Gregorius erzählt von griechiſchen Mönchen, die in Rom verſchiedene Todtenknochen ausgruben! ſie mit ſich in ihr Land nahmen, und für Reliquien der

ehrungsvolle Erinnerung derjenigen Tugenden, durch welche wir auch heilig werden können. wenn wir nämlich durch Nachahmung derselben uns eine Fertigkeit in Ausübung unserer Pflichten erwerben. Was schreibt dann der Beichtvater weiters.

Schw. Bib. Der heilige Exsuperius von Toulouse war ängstig darüber, daß man den Körper des heiligen Saturninus an einen anderen Ort wolle bringen lassen. * Ein Traumgesicht belehrte ihn zwar, daß man die Heiligen nicht beleidiget, wenn man ihre Körper verlegt, oder sie zerstücket, um Reliquien auszutheilen. Allein weil ein Traum nichts verläßliches ist; so hat er hiezu wegen des Gesetzes Theodosius um Erlaubnuß beim Kaiser.

Wür. Fr. Sieht die Schwester abermel einen von einem Heiligen selbsten gegebenen Beweis, was die Landesfürsten in Ansehung der Reliquien

* Acta S. Saturnini n. 5

verbreitet haben, ſobald die Zerſtümlungen der Heiligen, und Austheilungen der Reliquien gegen die heilſamen Geſetze, und beſonders im ſiebenten Jahrhunderte überhand genommen haben. Leider ſind die Mißbräuche mit den Reliquien, und die Verbreitungen unächter Reliquien ſo weit gekommen, daß, obwohl die vierte allgemeine Kirchenverſammlung im Latran die Päpſte Honorius III, Gregorius IX, Klemens IV mit mehreren Verordnungen gegen die falſchen Reliquien, und gegen die Mißbräuche mit den Reliquien gewarnet haben, doch falſche Reliquien genug mit den ſchönſten Einfaſſungen in Kirchen und Häuſern herumſtehen.

Würt. Fr. Raſte die Schweſter ein wenig aus. Ich will ihr auch etwas erzählen, was ich hierüber geleſen habe, obwohl ich es nicht glaube.

Schw. Bib. Aus einem weltlichen Buche etwa?

Würt. Fr.

laſſen hätte. * Unwiſſenheit und Bosheit haben Anlaß gegeben, die Gebeine unbekannter oder weniger berühmter Heiligen, beſonders wie man angefangen, den neu entdeckten Körpern die Namen berühmter Heiligen beizulegen, für die Reliquien der berühmteſten Heiligen eben dieſes Namens auszugeben. Mein Rath wäre alſo; die Schweſter Bibiana ſolle ſich nicht ſoviel nach den Körpern und Reliquien der Heiligen ſehnen, als nach den Körpern der Kranken, welche alle authentiſche Ebenbilder Gottes ſind, um denſelben recht fleißig die erforderlichen Dienſte zu leiſten.

Wür. Fr. Göttlich hat der Pater Beichtvater geſchrieben. Dieſe Sprache iſt vollkommen nach meiner Geſinnung und Uiberzeugung. So ſchrieb der Teufel niemal, wenn er wirklich zum Schreiben kommen könnte. Sorge ſich die Schweſter nicht; der Beichtvater redet die Wahrheit, und hiemit redet Gott aus ihm, nicht der Teufel. Schw. Bib.

* Guibert Novig. Pignor 55. l. 1.

Biſchof Martyrius nicht angreifen, doch kam ihm ſelbſt die Luſt an, nur ein Haar aus dem Barte des Heiligen herauszureißen, um ſelbes mit Hochachtung aufzuheben; und augenblicklich wurde er deßwegen von Gott ſelbſten geſtraft.

Schw. Bib. Nun wenn die Heiligen ſelbſt bei mir ihre Reliquien nicht leiden wollen, oder ehe mich Gott deßwegen ſtrafen ſollte; ſo gebe ich ſie gleich wieder zurück.

Wür. Fr. Behalte die Schweſter nur ihre Reliquien, denn ſo wie ich nicht glaube, daß einige Heilige begehrt haben, man ſolle ihre Reliquien anders wohin überſetzen; eben ſo glaube ich nicht, daß einige darüber, daß man ihre Reliquien überſetzet, oder zerſtümmelt hat, ihren Unwillen und Zorn geoffenbaret haben. Laſſe die Schweſter alſo ihre Reliquien, da ſie nun ſchon da ſind, als Zierathen ſtehen, wo ſie ſtehen, ohne damit einen Aberglauben oder anderen Mißbrauch zu treiben; und ob es gleich kein Glaubensartickel iſt, daß ſie bei aller Authentick, die auch ein menſchliches Werk iſt, ächt ſind; ſo nehme ſie ihr daraus eine ver-

ch-

laſſen hätte. * Unwiſſenheit und Bosheit haben Anlaß gegeben, die Gebeine unbekannter oder weniger berühmter Heiligen, beſonders wie man angefangen, den neu entdeckten Körpern die Namen berühmter Heiligen beizulegen, für die Reliquien der berühmteſten Heiligen eben dieſes Namens auszugeben. Mein Rath wäre alſo; die Schweſter Bibiana ſolle ſich nicht ſoviel nach den Körpern und Reliquien der Heiligen ſehnen, als nach den Körpern der Kranken, welche alle authentiſche Ebenbilder Gottes ſind, um denſelben recht fleißig die erforderlichen Dienſte zu leiſten.

Würt. Fr. Göttlich hat der Pater Beichtvater geſchrieben. Dieſe Sprache iſt vollkommen nach meiner Geſinnung und Uiberzeugung. So ſchrieb der Teufel niemal, wenn er wirklich zum Schreiben kommen könnte. Sorge ſich die Schweſter nicht; der Beichtvater redet die Wahrheit, und hiemit redet Gott aus ihm, nicht der Teufel. Schw. Bib.

* Guibert Novig. Pignor 55. l. 1.

Schw. Bib. Nun mein lieber Gott! auf das Chorgebeth der Klostergeistlichen, auf die langen klösterlichen Betrachtungen, auf die Reliquien, auf die Anhörung mehrerer heiliger Messen, auf das oftmalige Beichten, und Kommuniziren, auf die vielen Oktav- und Novenandachten, auf die vielen Segen, Vespern, und Litaneyen nicht viel halten, solle von Gott seyn?

Wär. Fr. Das ist richtig von Gott; denn die Schwester hat ja Gott angelobet, daß sie nach allen ihren Kräften den armen Kranken dienen wolle; und Gott hat befohlen, sogar den Sabath nach Erfordernuß dem Dienste des Nebenmenschen nachzusetzen. Wenn sie also ganze halbe Täge mit allem dem zubrächte, was sie daher gesagt hat, und unterdessen die armen Kranken die nothwendige Hilfe nicht bekämen; hieße das Gott ehren? oder hieße es nicht vielmehr Gott mit Übertrettung seines Gebots und des ihm abgelegten Gelübdes beleidigen? Und was würde bei solchen Beleidigungen das zu oftmalige mehr in eine Gewohnheit gebrachte Beichten, das eben so oftma-

angerathen, und ich mir schon angeschaft habe, will ich der Schwester und allen Klosterfrauen anrathen, und ich werde ganz gern einer jeden damit ein Geschenk machen. Jede wird hierinn die schönsten und zureichendsten Gebether finden, und ganz leicht damit unter einer Messe fertig werden. — Die Schwester hat ja heut Nacht bei den Kranken die Wache gehabt?

Schw. Bib. Ich, und die Schwester Asella. Wir zwo hatten heut die Wache.

Wür. Fr. Hat sich etwas besonderes ereignet? Sind einige schlechter oder schwächer geworden?

Schw. Bib. O mein Gott! es sind einige unter den Kranken so wehleidig, daß sie über alles gleich entsetzlich jammern, als wenn es schon aus wäre. Die heilige Sinklezia hatte eine so faule und garstige Krankheit, daß vor Gestank niemand bei ihr bleiben wollte. Sie hatte nicht nur Zahnschmerzen, sondern nebst diesen verfaultes Zahnfleisch, wurmstichigen

Mund,

Prämonstratenserordens überwiesen wurden, daß bei der Messe Hermani eben nicht mehr Wachs verbrennet werde, als bei einer sonst abgekürzten Jägermesse. Der heilige Johannes von S. Facundo hatte auch zu thun, daß er jemanden bekäme, der ihm bei der Messe dienen wollte; und sogar sein Oberer, dem er dieses klagte, gab ihm keine Ausrichtung, sondern die Antwort: er solle sich andern Geistlichen gleichhalten, und kein Kerzenbrenner seyn. Dieser Obere redete aber gleich anders, wie ihm der Heilige die Ursache seines langen Meßlesens angegeben, nämlich: daß ihm unter der Messe von Gott alle Geheimnisse unseres Glaubens, die man sonst nicht begreifen kann, sondern nur glauben muß, klar und augenscheinlich geoffenbaret werden. Ich kann unter den Messen, wie sie heut zu Tage gelesen werden, mit meinen Gebethern nie fertig werden.

Wür. Fr. Ich will ihr nicht nur einen Rath geben, sondern auch selbst dazu helfen, daß sie gewiß fertig wird. Das nämliche Gebethbuch, welches mir der Pater Beichtvater an-

Krankendienst anhalten muß. Sie wird sich schon zu diesem Gott gefälligen Dienst treflich anschicken. Die heilige Sinklezia fehlte in diesem Stücke, daß sie keine Heilmittel annehmen wollte. Sich selbst ein Uibel zuziegen, oder geflissentlich dessen Heilung verhindern, ist eine Sünde wider das göttliche Geboth, sich zu erhalten. Die Geduld ist nur dort verdienstlich, wo gar nicht, oder nicht sogleich uns geholfen werden kann. Bei aller dieser Geduld bleibt man im Gewissen schuldig, die möglichen Hilfsmittel anzuwenden. Welche Kranke jammerte denn so sehr?

Schw. Bib.: Das Stubenmädel, das über die Stiege gefallen, und sich eine Rippe gebrochen.

Wär. Fr. Die arme Haut dauert mich. Sie wird denken, sie sey schon zu allem ferneren Dienen unfähig. Nein, nein! sie wird schon wieder hergestellet. Ich werde sie hernach gleich besuchen, und auch den übrigen Kranken nachsehen.

Schw. Bib.

Mund, kalten Brand, Lungensucht, Schwindsucht, das hitzige Fieber, alles beisamm; und dennoch fiel ihr nicht bei, um eine Hilfe zu schreien, sondern sie wollte vielmehr keine Salbe, kein Pflaster, keine Medizin, keinen Bader, und keinen Doktor leiden, um nicht des grossen Lohnes der Geduld und der verdienstlichen Schmerzen beraubt zu werden. Hieran sollen sich unsere Kranke spiegeln, und dieser Heiligen nachfolgen. Es blieben uns eine Menge Arbeiten und Unkösten ersparrt; und sie kämen dabei um so geschwinder unter die Schaar der Heiligen.

Wür. Fr. Die Schwester war selbst noch nie gefährlich krank; darum weiß sie auch noch nicht, wie einem Kranken ist. Zweytens war sie vorher immer zu anderen Hausgeschäften verwendet; das ist abermal eine Ursache, daß ihr das Jammern der Kranken fremd und beschwerlich vorkömmt. Habe sie nur Geduld und guten Willen für ihren kranken Nebenmenschen; und sey sie recht ämsig im Krankenzimmer, gleichwie ich denn bei vermehrten Krankenbettern eine jede nach ihren Kräften zum

Kran-

Krankendienſt anhalten muß. Sie wird ſich ſchon zu dieſem Gott gefälligen Dienſt treflich anſchicken. Die heilige Sinklezia fehlte in dieſem Stücke, daß ſie keine Heilmittel annehmen wollte. Sich ſelbſt ein Uibel zuziegen, oder gefliſſentlich deſſen Heilung verhindern, iſt eine Sünde wider das göttliche Geboth, ſich zu erhalten. Die Geduld iſt nur dort verdienſtlich, wo gar nicht, oder nicht ſogleich uns geholfen werden kann. Bei aller dieſer Geduld bleibt man im Gewiſſen ſchuldig, die möglichen Hilfsmittel anzuwenden. Welche Kranke jammerte denn ſo ſehr?

Schw. Bib. Das Stubenmädel, das über die Stiege gefallen, und ſich eine Rippe gebrochen.

Wär. Fr. Die arme Haut dauert mich. Sie wird denken, ſie ſey ſchon zu allem ferneren Dienen unfähig. Nein, nein! ſie wird ſchon wieder hergeſtellet. Ich werde ſie hernach gleich beſuchen, und auch den übrigen Kranken nachſehen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Ich habe es ihr heute rechtschaffen gesagt, daß ein solches Jammern unnöthig und unnütz sey. Ich stellte ihr vor, wie dem heiligen Philippus Nereus aus Eifer im Gebethe gar zwo Rippen auf der linken Seite nämlich die vierte und fünfte zersprungen, und wie der Heilige froh war, daß hiedurch seinem Herzen Platz gemacht worden, welches vor Uiberfluß der in ihm vom heiligen Geiste verliehenen Gaben in natürlicher Enge ohne Erstickung nicht hätte bestehen können. *

Wür. Fr. Nun wenn bei der kranken Person die vorgeschriebenen Mittel angewendet werden; so darf und solle man sie allerdings zur Geduld, und zum Vertrauen auf Gott ermuntern. Aber nur immer liebreich und trostreich muß man mit den Kranken sprechen. Das Stubenmädel hat bei der Schwester ihrer Erzählung den Trost gewiß nicht bekommen, der ihr hätte gegeben werden können; denn wenn es wirklich wahr wäre, daß dem heiligen Phi-

* Ribadeneira in vita Philippi Nerei.

Kloſter zu gehen; ſie wird auch dieſen Willen ſchon verlautbaret haben. Die heilige Eliſabeth hat hiemit dieſen Willen, von dem ſie ſchon vollends überzeugt war, nur dergeſtalt befördert, daß er wegen des kindiſchen Putzes nicht etwelche Tage länger aufgeſchoben wurde. Die Legendenſchreiber haben leider oft die wahre Gelegenheit, und die wahren Umſtände einer Begebenheit nicht ſo angeſetzet, wie ſolche hätten angeſetzet werden ſollen; hingegen aber Umſtände, Reden, und Thaten dazu geſetzet, die ſich gar nicht ſo ereignet haben. Das Stubenmädel, welches jetzt mit gebrochener Rippe bei uns iſt, hat noch keine Luſt zum Kloſterleben bewieſen, hiemit ſind ihr ihre ſchönen Kopfhaare zu laſſen. Sollte hieraus für ihre Seele ein Uibel erwachſen; ſo iſt dieſes eine Krankheit, die Gott und ihren Beichtvater; nicht aber uns angeht. Sage mir die Schweſter Bibiana, wird die Schweſter Aſella bei der Krankenwache ohne ihre eigene Gefahr gebraucht werden können? denn auch die Aſella iſt durch ihr übertriebenes ſowohl mündliches, als beſchauliches Gebeth,

und durch das immerwehrende Leſen ihrer finſteren Betrachtungsbücher und Legenden zu einer milzſüchtigen und immer ſelbſt kränkelnden Perſon geworden.

Schw. Bib. Ich verlange mir keine andere Mitwächterinn, als ſie. Sie iſt eine nicht nur recht fromme und heilige Perſon, ſondern ſie hat auch Erfahrenheit; und wenn's nach ihrem Sinn gienge, ſo würden bald die koſtbaren Medizinen erſparret ſeyn, und leicht mehrere Kranke angenommen werden können, weil ſie auch geſchwinder aus dem Krankenzimmer und zu ihrer Geſundheit kämen.

Wür. Fr. Nun ein ſolcher Vorſchlag wäre mir ganz anſtändig; denn das iſt alles, was ich wünſchen könnte. Aber ich zweifle ſehr daran, daß es beſſer gerichtet werden könnte, als es bisher geſchehen.

Schw. Bib. Was koſten das Jahr hindurch nur unſere Salben! Der heilige Guilielmus Herzog in Gaskonien (ſagte die Schweſter Aſella) brauchte keine ſolchen Salben, und wur-

Kloſter zu gehen; ſie wird auch dieſen Willen ſchon verlautbaret haben. Die heilige Eliſabeth hat hiemit dieſen Willen, von dem ſie ſchon vollends überzeugt war, nur dergeſtalt befördert, daß er wegen des kindiſchen Putzes nicht etwelche Tage länger aufgeſchoben wurde. Die Legendenſchreiber haben leider oft die wahre Gelegenheit, und die wahren Umſtände einer Begebenheit nicht ſo angeſetzet, wie ſolche hätten angeſetzet werden ſollen; hingegen aber Umſtände, Reden, und Thaten dazu geſetzet, die ſich gar nicht ſo ereignet haben. Das Stubenmädel, welches jetzt mit gebrochener Rippe bei uns iſt, hat noch keine Luſt zum Kloſterleben bewieſen, hiemit ſind ihr ihre ſchönen Kopfhaare zu laſſen. Sollte hieraus für ihre Seele ein Uibel erwachſen; ſo iſt dieſes eine Krankheit, die Gott und ihren Beichtvater; nicht aber uns angeht. Sage mir die Schweſter Bibiana, wird die Schweſter Aſella bei der Krankenwache ohne ihre eigene Gefahr gebraucht werden können? denn auch die Aſella iſt duech ihr übertriebenes ſowohl mündliches, als beſchauliches Gebeth,

und

und durch das immerwehrende Leſen ihrer finſteren Betrachtungsbücher und Legenden zu einer milzſüchtigen und immer ſelbſt kränkelnden Perſon geworden.

Schw. Bib. Ich verlange mir keine andere Mitwächterinn, als ſie. Sie iſt eine nicht nur recht fromme und heilige Perſon, ſondern ſie hat auch Erfahrenheit; und wenn's nach ihrem Sinn gienge, ſo würden bald die koſtbaren Medizinen erſparret ſeyn, und leicht mehrere Kranke angenommen werden können, weil ſie auch geſchwinder aus dem Krankenzimmer und zu ihrer Geſundheit kämen.

Wür. Fr. Nun ein ſolcher Vorſchlag wäre mir ganz anſtändig; denn das iſt alles, was ich wünſchen könnte. Aber ich zweifle ſehr daran, daß es beſſer gerichtet werden könnte, als es bisher geſchehen.

Schw. Bib. Was koſten das Jahr hindurch nur unſere Salben! Der heilige Guilielmus Herzog in Gaskonien (ſagte die Schweſter Aſella) brauchte keine ſolchen Salben, und wur-

wurde doch kurirt. So gewaltig ihn die Teufeln einmal bei der Nacht in Gestalt vieler Fechter herumgeschleppet, und erbärmlich mit Schlägen zugerichtet haben, also geschwind ist er ohne alle irrdische Salbe wieder geheilet worden; denn auf sein Vertrauen kamen alsogleich drey wunderschöne Frauen im hellen Glanze. Die edelste war selbst die Himmelskäniginn; die beiden anderen zündeten ein Feuer an, wärmten dabei die zerschlagenen Glieder, und bestrichen dieselben mit einer himmlischen Salbe. Es wäre zwar nicht einmal diese Salbe nothwendig gewesen; denn nur das liebreiche Anschauen der seligsten Mutter Gottes hat alsogleich alle Wunden geheilet.

Wür. Fr. Jetzt weiß ich schon wieder, woran ich bin.

Schw. Bib. Auch die heilige Lidwina, welcher, da sie so stark entzückt war, ein grosser hart bei ihr stehender Wachsstock die ganze Seite verbrannte, wurde nicht visel mit irrdischen Salben, sondern von Christo selbst, der samt seiner wertheften Mutter in Begleitung vieler

Apo-

Apoſteln und anderer Heiligen in ihr Kämmerlein kam, mit einer dermaſſen wohlriechenden Salbe beſtrichen, wovon ſie bis den anderen Tag einen ganz himmliſchen Geruch von ſich gab. Wir haben in unſeren Krankenzimmer allzuwenig geiſtliche Mittel. Es ſind doch nebſt der heiligen Waldburga noch 16 Heilige männlichen Geſchlechtes, und ſieben Heilige weiblichen Geſchlechtes, welche alle Oel ſchwitzen; wie denn der heilige Demetrius von den Griechen auch der Oelſchwitzer genannt wird.* Und dennoch haben wir in unſerem Krankenzimmer nicht das mindeſte von einem heiligen Oel, womit man den Kranken eine Erleichterung geben könnte.

Wür. Fr. Wie weniges Kenntniß ſie von Gott, und von geiſtlichen Mitteln hat. Sind nicht alle Kräuter und Arzneyen von Gott? hat ſie nicht der Schöpfer geſegnet? und können ſie alſo nicht mit Dankſagung und Vertrauen auf Gott ganz geiſtlich genommen werden?

---

* Μαρτυρολόγιον. Ribadeneira in vita Waldburgæ.

den? Von allen den Oelen, ſo ſie mir daher nennt, iſt keine Offenbarung da, daß man ſie in Krankheiten ſicher brauchen könne. Aber durch die Natur ſelbſt hat uns der Schöpfer ſoviele Heilmittel geoffenbaret, die man alſo vermög des Gebots, ſich zu erhalten, und hiezu die vom Schöpfer gegebenen Mittel anzuwenden, nicht unter dem Vorwande anderer geiſtlicher Mittel zum Schaden der Geſundheit vernachläſſigen darf.

Schw. Bib. Wenn nur wenigſtens die Heiligen, die gegen das Zahnweh, Bruſtweh, Halsweh, Augenweh, und andere Krankheiten angeruffen werden müſſen, abgemalen im Krankenzimmer da hiengen; ſo würden die Kranken dnrch Anſehung dieſer Bilder zur Foderung und Ergreifung geiſtlicher Mittel angeeifert. Allein auſſer des Kruzifixbildes, worauf nebſt Chriſtus nur die Mutter Gottes und der heilige Johanes neben dem Kreutz zu ſehen iſt, erlaubt der Pater Beichtvater ſelbſt kein Bild mehr. Mir iſt um alle übrigen Bilder, die aus dem Krankenzimmer hinausgeſchaft worden, nicht ſo ſehr leid, als um die vier letzten Din-

ge des Menſchen; durch dieſe ſind die Kranken in diejenigen Betrachtungen gebracht worden, die ſich für einen Kranken gehören.

Wür. Fr. Und eben dieſe Bilder habe ich ſchon vorlängſt aus dem Krankenzimmer hinausgewunſchen.

Schw. Bib. O wie ſchön war die Vorſtellung der Seele, die in Himmel fährt!

Wür. Fr. Ja, ja! recht ſchön fabelhaft war ſie.

Schw. Bib. Der Weg zum Himmel war gar nicht fabelhaft, ſondern ſo gemalen, wie es der heilige Maurus geſehen hat, daß der heilige Benedickt auf einem ſolchen Weg, der beederſeits mit viel tauſend Lampen beleuchtet, und durchaus mit koſtbaren Decken behangen war, im Himmel geſtiegen iſt. Daß auch dabei die Engel mit aller Gattung Muſickinſtrumenten, und muſizirend vorgeſtellet ſind, hat auch in der Wahrheit ſeinen Grund; denn damal, als der Abt Pahomius die Seele eines

Or-

Ordensmannes gegen Himmel fahren ſah, haben auch die begleitenden Engel eine überaus liebliche Muſick gemacht. Ebenſo erſchallte die ſchönſte himmliſche Muſick bei dem Tod Onuphrii, wie es der heilige Einſiedler Paphnutius hörte. Noch ſchöner und nothwendiger für die Kranken waren aber die Bilder der Hölle und des Todes. Auf dem Bild der Hölle waren ſo ſchön alle Marter der Hölle: Sieden, Braten, Sengen, Brennen, Spiſſen, Hacken, Zerreiſſen, Schlagen, und alle Marterinſtrumente recht ſichtbarlich für die Kranken dargeſtellt; und waren nicht auch im Bilde des Todes am Bette des Kranken, und zwar beim Kopf und bein Füſſen, und an beiden Seiten des Kranken, ja ſogar unter dem Bette die Teufeln in einer unaushaltlichen abſcheulichſten Geſtalt vortreflich vorgeſtellet, wie ſie den Krankem mit Anfechtungen plagen, ſchon auf ſeine Seele warten, ihn zum Verzweifeln bringen wollen. Es kann auch kein ſtrengeres Geſicht in der Natur geben, als das Geſicht des himmliſchen Richters, welches beim Bilde des Gerichts gemalen war. Bei ſolchen Bildern haben doch die Kranken die letzten

Din-

Dinge recht betrachten können. Dieſe Bilder haben ſie in Furcht und Zittern, und endlich dahin gebracht, daß ſie ſich ganz gern und recht feſt an Geiſtliche gehalten haben, und man nie genug Weihwaſſer herumſpritzen konnte.

Würt. Fr. Das iſt eben das unſchicklichſte, daß man oft durch ſolche Vorſtellungen den Leuten das Sterben erſchweret hat; da doch unſere heilige Religion ſich hiedurch auszeichnet, daß jeder hierinn mit Troſt und vollkommener Beruhigung ſeinen Geiſt in die Hände des Schöpfers übergeben kann. Wer ſich durch ſeine Lebenszeit mit widerſinnigen Vorſtellungen des Pater Kochems das Gehirn angefüllet hat, oder wer zu dergleichen Vorſtellungen auf ſeinem Todtenbette von anderen Perſonen oder durch Bilder gebracht wird, der wird freylich mit einer bedaurungswürdigſten Angſt, und gleichſam auf einer Folterbank dahinſcheiden. Wenn der Kranke einmal die Sache mit ſeinem Gewiſſensrath ausgemacht, ſich den heiligen Sakramenten unterzogen, und ſich in den Willen und in die Barmherzigkeit ſeines

Got-

Gottes ergeben hat; so muß man ihn nicht unnöthig quälen, sondern vielmehr mit liebreichen Vorstellungen in der Hofnung auf Gott der die Liebe selbst ist, stärken, damit in ihm eine freudige Sehnsucht, bald bei Gott zu seyn, alles Finstere und Bange überwinde, und er mit einer heiligen Munterkeit die letzte Stunde erwarte.

Schw. Bib. Ja, ja! das ist jetzt die neue Mode zu sterben. Man weis bei den Kranken nicht mehr, haben sie Anfechtungen, oder haben sie keine. Wenn sie einmal gebeichtet, und kommunizirt, und die letzte Oelung bekommen haben; so ruffen sie auch dann nicht mehr so oft nach einem Geistlichen, wie vormals geschehen, da der Geistliche durch etwelche Täge vom Bette nicht hinweggekommen, bis die Seele ausgefahren ist. Die alte Kammerjungfer, die neulich bei uns gestorben, hat mich gar gebethen; ich solle ihr doch nicht mit dem Weihbrunn um das Gesicht so herum spritzen, und selbst der Beichtvater hat mich schon mit meinem Weihbrunnkessel von etwelchen Bettern hinweggejagt.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Der Beichtvater hat recht gethan. Ich sehe schon, daß durch die Schwester mir zuletzt die Kranken nur in ihrer Beruhigung gestöret würden, und daß ich also sie höchstens zu denen werde gebrauchen können, die schon Rekonvaleszenten sind.

Schw. Bib. Nun das weis ich wohl, daß ich gehorsamen muß; aber wir könnten uns eine so grosse Anzahl Rekonvaleszenten ersparen, wenn die würdige Mutter dieselben, da sie einmal nicht mehr bettliegrig sind, geschwinder aus dem Kloster entließ.

Wür. Fr. Nicht wahr, damit sie halbkurirt hinauskommen, in eine gefährlichere Krankheit zurückfallen, oder an demselben Tage, in welchem sie hinausgetrieben werden, im nächsten Hause; oder wohl gar auf der Gasse ihren Geist aufgeben.

Schw. Bib. Wenn man schon so ißt, wie die Tagwerkers Tochter, die von ihrem hitzigen Fieber nicht halb und halb, sondern ganz hergestellet ist, und sich doch noch unter den

Re-

Rekonvaleszentinnen befindet; so ist keine Gefahr zu einer neuen Krankheit. Verzeih mir's Gott! das Mädel, ich lasse es mir nicht nehmen, ist von dem nämlichen Fraßteufel besessen, den der heilige Makarius in Aegypten aus einem Knaben ausgetrieben, der nie ersättiget werden konnte, weil alle Speisen in ihm zu Dunst wurden.

Wür. Fr. Vergönne die Schwester ihr das Essen. Die arme Haut hat nothwendig, sich so viele Kräfte zu verschaffen, damit sie ihr künftiges beklemmtes Leben und die harte Arbeit wieder ausdauren kann. Ich lasse sie noch vor etwelchen Tagen nicht hinaus. — Ich hoffe ja, daß heut Nacht auch der Dienstmagd, die der Herr Pastor der lutherischen Gemeinde hereingegeben hat, die Medizinen richtig seyen gegeben worden, und daß sie überhaupt gute Wartung erhalten habe?

Schw. Bib. Aus heiligem Gehorsam hat man das gethan, was man hat thun müssen; aber —

Wür. Fr.

Wür. Fr. Was aber? Iſt ſie nicht eben unſer Nebenmenſch? Iſt ſie nicht auch ſogar Chriſtinn? Hat Gott der Herr nicht auch einen Samaritan geheilet, der dafür ſodann dankbarer war, als die, welche ſich rechtgläubig nannten, aber in Werken das Widerſpiel zeigten? Leſe die Schweſter ſtatt der Legenden lieber die heilige Schrift; dieſelſt die beſte Legende.

Schw. Bib. Aber denke die würdige Mutter nur, was mir ſogar unſer Beichtvater geſagt hat, und zwar unter einer Todſünde; daß nämlich, ſobald dieſe Lutheriſche ihren Paſtor verlangt, ſogleich um denſelben ſolle geſchicket werden. O Herr meines Lebens! ſo gehet es denn ſchon ſo weit, daß zu Kloſterfrauen und in unſer Krankenzimmer auch ein Paſtor noch mit Einwilligung und auf Befehl unſeres Beichtvaters kommen ſolle?

Wür. Fr. Und ich will haben, daß es auch mir gleich gemeldet werde, wenn der Herr Paſtor der lutheriſchen Gemeinde kömmt. Ich ſelbſt werde ihn mit einer Chokolade bedienen, und mich mit ihm beſprechen.

Schw. Bib.

Schw. Bib. Die würdige Mutter hat einen Spaß. Unsere Chokolade gehöret für katholische Geistliche, wenn sie uns besuchen, nicht für lutherische. Ehe sitze ich drey Tage bei Wasser und Brod auf dem Boden, als ich ihm die Chokolade machete.

Wür. Fr. Bedenke sie wohl, was sie redet; sie wird die Chokolade machen.

Schw. Bib. Ja, wenn die würdige Mutter so ernsthaft redet; so führt sie schon etwas im Schilde, wo man gezwungen wird, das mindere Uibel statt des grösseren zu wählen. Nun in Gottesnamen! ich mache die Chokolade.

Wür. Fr. Und zwar recht gut muß sie selbe machen.

Schw. Bib. Die Chokolade soll gut werden; und ich hoffe, der Pastor wird durch meine Chokolade bekehret.

Wür. Fr.

Wür. Fr. Abermal eine Grille im Kopf.

Schw. Bib. Nichts Grille. Der heilige Bernhard hat einen ganzen Schwarm muthwilliger Leute, durch deren tumultvolle Lustbarkeiten diejenigen gestöret wurden, die in der Kirche betheten, zu einem Trunk wohlgeschmacktes Biers in das Kloster eingeladen. Sie sind richtig gekommen. Aber der heilige Bernhard hat über das Bier seinen heimlichen Segen gesprochen, und die muthwillige Schaar, nachdem sie tapfer darauf gezecht hat, ist sogleich von einem ganz anderen Geiste und Sinne überfallen worden, dergestalt, daß sie fußfällig gebethen, in das Kloster aufgenommen zu werden. Sieht die würdige Mutter; etliche gesegnete Maaß Bier haben gewirket, daß die muthwillige Gesellschaft von eben dem Kloster, wo derselben das gesegnete Bier so wohl schmeckte, nicht mehr hinwegzubringen war. Ich weis also nicht, warum der Pastor von der Chokolade, die ich ihm kochen und segnen werde, nicht auch sollte bekehret werden können.

Wür. Fr. Der Schweſter thut es wahrhaftig nothwendig, daß ſie von unſerem Beichtvater in eine ernſtliche und längere Kur genommen werde; und damit ſie ſich in wehrender Kur nicht forthin verderbe, und ihre Krankheit nicht ſelbſt unheilbar mache; ſo werde ich ihr alle ihre Legenden, und unſchickliche Betrachtungsbücher verbrennen. Jetzt gehe ſie in das Krankenzimmer; ich komme gleich nach.

Schw. Bib. Deo gratias würdige Mutter!

VII.

Das Altarblatt.

Vogteiverwalter. Hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich habe mir die Ehre ausgebethen, daß ſie heut mein Gaſt, zwar nur bei einer Hausmannskoſt ſeyn wollen. Sie ſind die Hauptperſon bei der Berathſchlagung, die wir noch vor dem Mittagmahle wegen des neuen Altarblattes halten können.

Pfarrer. Haben wir endlich einmal die Erlaubnuß erhalten, ſtatt des vierhundertjährigen alten Altarblattes ein neues herſtellen zu laſſen? Man hat gar nicht mehr gekannt, was das alte Altarblatt vorſtelle, ſo zerlöchert und verdorben iſt es.

Meßner. Ich habe oft gewunſchen, daß es der heilige Nikaſius ſeyn möchte; ſo hätte der Heilige ſelbſten die Ratzen, die beim Freudhoffenſter hereinkamen, leichter davon abwehren können.

Vogteiverw. Da der alte Freÿdhof nun aufhört, und in Kürze beſſer verwendet ſeyn wird; ſo giebt ſich gegen die Ratzen die Gegenwehre von ſelbſt, damit das neue Altarblatt unangefochten bleibe. Es kömmt nur jetzt darauf an, was dieſes neue Altarblatt vorſtellen ſolle. Um mehrere Meynungen zu hören, habe ich auch hier den Herrn Marktrichter nebſt einem burgerlichen Kirchenprobſten, wie auch den anderen Kirchenprobſten von Seiten der Bauerſchaft unſeren rechtſchaffenen Nachbar und Mühler dazu eingeladen. Und gedenken eure Hochwürden, mein Weib will auch was dabei zu reden haben.

Verwalterinn. Ich verſtehe zwar das wenigſte dabei; aber was ich der Andacht halber gern auf dem Altarblatt zu ſehen wünſche, könnte ich unmöglich verſchweigen.

Pfar. Die Frauen haben oft die beſten Gedanken, und beſchämen auch oft ſogar mit ihren beſcheidenen Vorſchlägen in Rückſicht auf die Andacht die Männer.

Vogteiverw.

Vogteiverw. Ich weis ſchon, was ein jeder von uns mit Ausnahm euer Hochwürden für ein beſonderes Altarblatt im Wunſche und Vorſchlage hat. Eure Hochwürden müſſen alſo zuerſt ihren Vorſchlag ſagen, ſodann die Vorſchläge der übrigen anhören, und einen jeden Vorſchlag beurtheilen.

Pfar. Umgekehrt wird es beſſer ſeyn. Jeder ſolle vorher ſeinen Vorſchlag ſagen, und ſodann ſage ich erſt den meinigen; denn meine Abſicht iſt, daß ich keineswegs auf meinen Vorſchlag eigenſinnig beſtehen, ſondern vielmehr ſehen will, wie ich die übrigen Vorſchläge vereinigen, und wieviel ich an meinem Vorſchlag zum allgemeinen Vergnügen nachgeben kann. Die Frau Verwalterinn ſolle den Anfang machen.

Verwalterinn. Eure Hochwürden vergeben; ich möchte mit meinem Vorſchlag gern die vorletzte ſeyn, damit nicht einige nur aus Höflichkeit mir beiſtimmen. Nebſt dem habe ich den Vortheil, daß ich nach gehörten anderen Vorſchlä-

ſchlägen leichter was beſſeres ſagen kann, als andere geſagt haben.

Pfar. Nun ſo ſolle der letzte unſerer Rathsverſammlung der Meßner die erſte Stimme führen.

Meßn. Ich ſage aufrichtig; mir wäre am liebſten, wenn der heilige Nikaſius auf das Altarblatt käme, damit ich nur bei dieſer Kirche mit den Ratzen und Mäuſen weniger Mühe bekomme.

Pfar. So glaubt der Meßner alſo wirklich, daß der heilige Nikaſius gegen die Ratzen und Mäuſe auf der Wache ſtehen müſſe. Wie oft habe ich doch ſchon gegen ſolche alberne Meynungen, und abergläubiſche Vorurtheile geprediget! Es wird noch was brauchen, bis man es allen in die Köpfe bringet, daß die beſonderen Verrichtungen und Aemter, welche unter die Heiligen vertheilet werden, in dem bloſſen Gehirne des einfältigen Volkes ohne allen Grund ihren Urſprung haben. Sind wir Heiden oder Chriſten? Die Heiden haben einem jeden

ihre

ihrer falschen Götter eine besondere Macht, ein besonderes Amt angewiesen. * Die Wahrheit ist diese, daß wir den Vater im Namen des Sohnes bitten müssen, und daß ein jeglicher von den Heiligen in was immer für einem Anliegen von uns angeruffen werden könne, seine Bitte um das, was wir verlangen, wenn es zum Heil unserer Seele ist, mit unserer Bitte bei Gott zu vereinigen; denn in unserem Glaubensbekenntnisse bekennen wir die Gemeinschaft mit allen Heiligen; nicht mit diesem Heiligen nur in diesem, und mit jenem Heiligen nur in jenem Anliegen. Jeder Heilige hat vermög der Liebe zu Gott und dem Nächsten, die er in den Himmel mit sich übertragen, und die dort noch weit mehr zugenommen hat, das Verlangen uns zu helfen. Ich versichere den Meßner, daß es dem heiligen Nikasius selbst lieber ist, wenn er aus ihm keinen Ratzenheiligen macht, sondern statt der Vorstellung des Nikasius auf dem Altarblatt fleißig hinter dem Altar und in der Sakristei Ratzenfallen aufrichtet.

Verwalterinn.

---

* Muratorius von der wahren Andacht 20 Kapit.

Verwalterin. Der Meßner hat ſchon ſeine Abfertigung, und ich bin vollkommen mit euer Hochwürden verſtanden. In meinem ganzen Hauſe iſt kein Nikaſibildel oder Gebethel mehr; aber Katzen und Mausfallen habe ich genug. Die Ratzen ſind mir vorher ja ſogar über die Nikaſizettel gekommen.

Vogtein. Nun muß der Zechprobſt der Nachbar Mühler reden.

Mühler. Wenn ich einen Heiligen für das Altarblatt angeben darf; ſo iſt es kein anderer, als der heilige Antonius mit der Schwein.

Vogtein. Habe ich mir's nicht eingebildet; der kömmt mit einem Mühlerferkel daher. Meinetwegen könnte dieſer Heilige gemalen werden; aber die Schwein laſſe ich nicht dazumalen; das wäre eine wahre Sauerei auf dem Hochaltar.

Mühler. Herr Verwalter! wenn der Maler keine Sau macht; ſo iſt's aus. Kein Menſch in unſerer ganzen Gegend hielte etwas

auf

auf den heiligen Antonius, wenn keine Sau dabei wäre.

Pfar. Abermal ein Beweis der noch verbreiteten und eingewurzelten groſſen Unwiſſenheit. Die Schwein bei dieſem Heiligen iſt ein bloſſer Gedanke der Maler, um die Uiberwindungen der fleiſchlichen Wohllüſte und Verſuchungen dieſes Heiligen anzuzeigen; gleichwie ſie ihm auf die eine Hand zum Zeichen ſeiner Liebe gegen Gott und den Nächſten eine Flamme, in die andere Hand aber einen Stock, und daran ein Glöcklein geben, um ſeine Achtſamkeit und ſein unermüdetes Weſen im Gebethe anzudeuten. Allein das Volk hält ihn einmal beim Hinblick auf die Schwein und auf die Flamme für denjenigen, der unter den Heiligen den beſonderen Schutz für die Bewachung der Heerden und Schäfereien, und für die Bewahrung von Feuersbrünſten habe. Da hilft nun bei den meiſten kein predigen, und kein wiederholen, daß nur die Tugenden, wodurch Antonius die Heiligkeit verdienet hat, und zwar die Liebe gegen Gott und den Nächſten durch die Flamme; ſeine Uiberwindung der Wohllüſte durch

die

die Schwein; ſeine mit dem Gebeth zu Gott begleitete Achtſamkeit auf jeden Schritt in ſeinen Handlungen durch den Stock und das Glöcklein angedeutet werden. Alles umſonſt; in ihren Köpfen muß einmal des Antonius ſein beſonderes himmliſches Amt ſeyn, die Schweine, Ochſen, Pferde, Schaafe, und Ziegen auf unſerer Erde zu ſchützen, und zu beſorgen. In einigen Orten machen ſie ſich gleich auch einen Feyertag, und glauben, wenn ſie arbeiteten; ſo würde in demſelben Jahre ihr Vieh nicht ſicher ſeyn, und ihre Häuſer würden in Gefahr ſtehen, im Brande aufzugehen; gleich als wenn die Heiligen rachgierig wären, und begehrten, daß man ihnen zu Lieb müſſig ſeyn ſollte; oder als ob die Heiligen nicht ſoviel durch Nachahmung ihrer Tugenden, als durch Feyerung eines Tages, wovon zwey Drittheile im Wirthshauſe aufgehen, geehret würden.

Vogtein. Mühler! es hilft nichts; die Sau muß hinwegbleiben.

Mühler. Laſſen wir den ganzen heiligen Antonius hinweg, und nehmen wir den heiligen

Leo-

Leonard. Der heilige Leonard iſt bald gut genug gemalen; um das ſieht ſich Niemand um, wenn nur viel Vieh bei ihm herumſteht, und der Maler ſich befleißt, recht ſchöne Ochſen, Kühe, Pferde, Schaafe, Ziegen, alle Gattung Geflügelwerk, wie man ſie in Häuſern und Meierhöfen hält, auf dem Altarblatt ſichtbar zu machen. Der heilige Leonard mag ausſehen; wie er will; nur viel Vieh dabei. Freilich ſollen unter dem Vieh doch auch Schweine —

Vogtei. Schon wieder Schweine. Das wäre aus, wenn ein Mühler keine Schweine zähe.

Pfar. Leider wird mit dem heiligen Leonard vom unwiſſenden Volke der nämliche Aberglaube getrieben. Ach könnten wir doch mit den Heiligen reden (ſagt Muratorius) und ſie befragen, was ihnen am meiſten angelegen ſey; ſo würden gewiß alle einſtimmig antworten, daß ſie einzig und allein wünſchen, daß unſer allgemeiner Vater geliebt, und geprieſen werde, daß, ohne ihm zu gefahlen, man ſeinen heiligen Dienern nicht gefahlen könne, und daß

das Kerzenanzünden, und selbe auf den Altären brennen lassen, nichts, als ein Schauspiel sey, wenn nicht in unseren Herzen die Liebesflamme zu Gott brennt. Die Heiligen sind voll der himmlischen Herrlichkeit; sie haben also unsere Kerzen und Zierrathe nicht nöthig, besonders da dieses oft nur aus unserer Eitelkeit, oder aus zeitlichen Absichten geschieht. Diejenigen Verehrungen sind ihnen angenehm, wodurch die Ehre Gottes wahrhaft befördert, und in uns eine wahre Besserung unseres Wandels, und die Nachfolge ihrer Tugenden bewirket wird. Die meisten haben ihre Andacht zu den Heiligen nur in solang, als sie durch ihre Fürbitte zeitliche Gutthaten hoffen, als da ist, von Krankheiten, von Ungewitter, vom Wasser, von Feuersbrünsten befreyt zu bleiben, eine gute Aehrnte oder Weinlöse zu machen, ihren Gerichtsstreit zu gewinnen, Kinder zu zeugen, eine glückliche Reise oder Schiffahrt zu endigen, und dergleichen.

Mühler. Aber euer Hochwürden Herr Pfarrer! ist es denn übel gethan, wegen dergleichen Dinge sich zu den Heiligen zu wenden?

Pfar.

Pfar. Es ist nicht nur erlaubt, sondern auch löblich, wenn wir Gott nach seiner eigenen Lehre, gib uns heut unser tägliches Brod, auch um das Zeitliche bitten; aber erstens muß dabei die Absicht und Meynung seyn; daß es zum Vortheil unserer Seele sey. Zweytens müssen wir ebendeßwegen, weil Gott besser weis, als wir, was zum Besten unserer Seele ist, uns in den göttlichen Willen ergeben. Ohne diese Beobachtung ist unsere Bitte um das Zeitliche eine niederträchtige Handelschaft unserer Eigenliebe; und wollt: Gott, viele giengen nicht gar so weit über die Gränzen, daß sie die Heiligen um gewisse, ungebührliche, ungerechte, und eitle Gaben bitten. *.

Verwalterinn. Nachbar Mühler! mit dem heiligen Leonard ist es auch nichts.

Mühler. Ich frage nichts darnach. Aber der Markt, und selbst das herrschaftliche Bräu-

haus

* Muratorius l. c.

haus, hätte dabei namhaft gewonnen, wenn wir einen heiligen Leonard auf dem Altarblatt hätten. Dann würde ein erstaunlicher Zulauf vom Volke auch aus anderen Pfarren seyn, um von unserem heiligen Leonard Gnaden zu erhalten.

Pfar. Sieht der Mühler, wie das Zeitliche wieder darein kömmt. Ich habe alle Hochachtung gegen die Herrschaft; aber wenn Graf und Gräfinn hier wäre, so würde ich mir ebenso die Freyheit nehmen, ihnen zu sagen, daß man zur mehreren Emporbringung des Bräuhauses keine Mißbräuche und der Reinigkeit des Gottesdienstes entgegen stehende Handlungen in Gang bringen dürfe.

Vogtey. Mein Graf verlanget das von weitem nicht. Ich werde schon zuletzt sagen, was er mir für eine Instrukzion in Ansehung des Altarblattes, aber auch nur Vorschlagsweise gegeben hat. Die Gräfinn hat imgleichen ihren Vorschlag in einem besonderen Briefe mir eröfnet. Wenn also die Rede auf mich kömmt, so habe ich drey Vorschläge: nämlich

je-

jenen des Grafen, sodann den der Gräfinn, und endlich den meinigen zu sagen. Wir brauchen hier kein Wahlfahrts- oder Gnadenort, schleicht sich nur das schlechte Gesind immer mit; und da hat hernach die Verwaltung nichts als die unangenehmsten Arbeiten, und die Herrschaft bei dem eingefangenen Gesinde eine Menge Unkösten.

Pfar. Gnadenort! Gnadenort! die ganze Welt ist ein Gnadenort, wo wir täglich jene Gnaden sehen und geniessen, die uns der Schöpfer heranwachsen, zufliessen, und auf verschiedene Art zukommen läßt. Kein Heiliger kann eine Gnade austheilen, die Gnaden kommen von Gott, und diesen kann man aller Orten hierum bitten. Es ist auch im Vater unser kein Wörtlein von einem anderen Orte darinn, als vom Himmel: **Vater unser, der du bist in dem Himmel.** Auch die Heiligen sind im Himmel, und das gegen Himmel geschickte Gebeth wird im Himmel von den Heiligen mit dem unserigen vereiniget, um uns von dem Geber alles Guten, von dem Ausspender der Gaben, welches Gott allein ist, das-

dasjenige zu erwirken, was zum Heil unſerer Seele iſt. Gott iſt das vollkommenſte Weſen, das überall iſt; hiemit kann in ihm kein Eigenſinn und keine Beſchränkung auf ein Ort ſeyn, um eben dort lieber als anderer Orten Gnaden zu ertheilen. Die ſogenannten Gnadenörter ſind Gott vielmehr höchſt mißfählig, weil ſie nur zum Müſſigang, zum Herumlaufen durch das Land, oder wohl gar durch mehrere Länder, zur Verlaſſung des pfarrlichen Gottesdienſtes, zu unächten Bußbegriffen (da die wahre Buſſe in der Beſſerung, das iſt in Verlaſſung ſündhafter, und Annehmung guter Handlungen, und in Beſtrebung nach der Tugend, das iſt nach der Fertigkeit, gute Handlungen auszuüben beſteht) ja bei vielen zu groſſen Sünden und Laſtern Anlaß und Gelegenheit geben. Mir iſt es gar keine Freude, aus fremden Pfarren Leute in unſerer Kirche zu ſehen. Sie ſollen in ihrer Pfarre, und bei ihrem ordentlichen Seelenhirten bleiben; der muß ſie kennen, deſſen Stimme müſſen ſie hören. Jeder Seelſorget hat zu thun, daß er bei ſeinen Pfarrkindern ſeine Pflichten erfülle.

Vogtreiv. Burgerlicher Herr Zechprobst! jetzt kömmt die Rede auf sie.

Zechprobst. Ich glaube ja doch schön bitten zu dürfen, daß wir den heiligen Sebastiani und den heiligen Florian auf unser Altarblatt bekämen. Unsere alte Leute wissen es noch recht gut, wie ihnen als Kindern die damaligen alten Leute erzählt haben, auch noch als Kinder von den vormaligen alten Leuten, denen es als Kindern von den gar uralten Leuten erzählet worden, gehöret zu haben, daß vor 500 Jahren unser Markt, da er laut unseren Inschriften auf dem Rathhause nur in zwey Fischerhütten bestanden, ganz und sole chergestalten durch die Pest hingerast worden, daß im ganzen Markte nur sechs Personen übrig geblieben. Und was für Schaden das Feuer in unserem Markte schon angerichtet hat, ist ohnedem jedermann bekannt. Hiemit wäre gewiß einem jeden das ein ungemeiner Trost; wenn man diese zwey Nothhelfer gegen die Pest und das Feuer auf dem Altarblatt zu sehen bekäme.

Pfar. Nicht wahr? dem heiligen Sebaſtian wird der Maler nicht zu wenige Pfeile machen dürfen? denn in einer alten Legende, die ich zu Hauſe habe, ſteht geſchrieben, daß er wegen ſo vieler Pfeile wie ein Igel ausgeſehen hat; * und vom heiligen Florian wiſſen wir ohnedem, wie er gemalen werden muß. O meine liebe Leute! ſo glaubt denn ihr, daß der heilige Florian ganze Täge und Nächte mit dem Waſſeramper ſo daſtehe, wie er gemalen wird, und zwar in der unbequemſten Stellung, weil er dabei den Fahn, und oft noch dazu ein brennendes Haus auch in der Hand halten muß. Zwar das brennende Haus ſteht öfters bei ſeinen Füſſen, dergeſtalt, daß die Flammen vom Dachſtuhl des brennenden Hauſes gerade an

* Ita eum Sagittis impleverunt, ut quaſi ericius videretur, in legenda Sanctorum, quæ lombardica nominatur de anno 1481 legend. XXIII. pag. XL. Auch vom heiligen Ritter und Martyrer Theodorus am 8ten Horuung ſchreibt Kochem: Sie ſchoſſen ſo viele Pfeile in den Leib des Heiligen, daß er einem Igel gleichſah.

an die Waden des Heiligen anſchlagen, und beinahe er ſelbſt, oder doch ſein Mantel Feuer fangen ſollte. Nein! das iſt entſetzlich; der heilige Florian muß einmal nach dem Volksbegriff die Feuerlöſchkommiſſion über ſich haben; und der heilige Sebaſtian wird mit aller Gewalt zu einem Peſtdoktor und zum göttlichen Regierungsrath in Geſundheitsſachen gemacht. Zwar weil die Gegenſtände ſo häufig ſind; ſo wird dem heiligen Florian der heilige Donat mit ſeinen Donnerkeilen gerade ſo, wie die Heiden den Jupiter gemalen haben, beigeſellet, damit durch keinen Donnerſtreich ein Feuer entſtehe. Dem heiligen Sebaſtian wird aber in Anſehung der Krankheiten der heilige Rochus beigegeben. Meine liebe Leute! das ſind lauter Einbildungen, daß die Heiligen ihre beſondere Dienſte haben, und daß man vor Peſt und Feuer nicht ſicher ſey, wenn nicht eine Statue oder ein Bild eines ſolchen Heiligen in der Kirche, oder am Hauſe angebracht iſt.

Techprobſt. Aber wie Kochem ſchreibt, ſo hat ja der heilige Rochus noch vor ſeinem To-

de auf einer Tafel, die man bei ihm gefunden, ſelbſt dieſe Worte geſchrieben: **Ich zeige an, daß diejenigen, ſo mit der Peſt behaftet, und ihre Zuflucht zur Fürbitte des heiligen Rochi nehmen, von der giftigen Seuche ſollen befreyet werden.**

Pfar. Der heilige Rochus ſolle dieſe Ankündigung gemacht, und ſich darinn noch bei Lebzeiten einen Heiligen genannt haben? O meine liebe Leute! gewöhnet euch doch nur einmal an, Gott als denjenigen zu erkennen, der eben deßwegen, weil er Gott iſt, auch in den Anruffungen immer der erſte ſeyn ſolle, der der einzige eigentliche Nothhelfer iſt, weil alles von ihm kömmt; der uns in allem dem gern hilft, was zu unſerem Seelenheil iſt; und der uns gelehret hat, wie wir in unſeren Anliegen bethen ſollen, nämlich zum Vater im Namen des Sohnes. Selbſt die Heiligen müſſen ihn bitten, hiemit muß die Bitte eigentlich auf Gott gehen, und die Anruffung der Heiligen, von denen nicht allein St. Florian oder St. Sebaſtian, ſondern ein jeder zur Abwendung der Peſt oder Feuersgefahr für uns, und mit

uns

uns bitten kann, kann sich also auch nur dahin erstrecken, daß die Heiligen unsere Bitte mit ihrer Bitte begleiten. Der Heiligen ihre Würdigkeit ist zwar in Vergleichung mit uns sehr erhoben; jedoch in Betrachtung der unbegreiflichen Majestät Gottes sind sie so zu sagen, ein Nichts zu nennen, * indem der Unterschied zwischen dem Schöpfer aller Dinge und seinen Geschöpfen allezeit unendlich ist. Glaubt nur nicht, daß, wenn ihr gerade Gott durch die Verdienste des göttlichen Vermittlers Jesu Christi um Abwendung aller Feuers- und Pestgefahr bitten würdet, euer Haus, eure Gesundheit nicht genug gesichert wäre. Eine solche Meynung wäre die schädlichste, und wirklich unserem heiligen Glauben sowohl, als schon den vernünftigen Begriffen, die wir von unserem lieben Schöpfer und Allvater haben müssen, gerade entgegen gesetzet.

Zechprobst. Haben sie doch in einigen Kirchen wohl gar 14 Nothhelfer?

Pfar.

* Muratorius l. c.

Pfar. Sie haben ſie freylich; aber die wenigſten wiſſen doch, was denn dieſe Nothhelfer für Heilige waren, wie ſie heißen, was ſie für Tugenden ausgeübet haben, in denen man ihnen nachfolgen ſolle; und der Namen **Nothhelfer**, der nur dieſen Heiligen beigeleget wird, bringt dieſe Leute ſodann von dem Erkenntniß und Erinnerung ab, daß Gott der eigentliche Nothhelfer ſey, an den wir uns nach dem uns von Chriſto gelehrten Gebeth wenden müſſen.

Techprobſt. Auf dieſe Weiſe kämen die Heiligen vollkommen aus der Verehrung?

Pfar. Behüte Gott; ich ſagte ja erſt kurz zuvor, wie die Anruffung der Heiligen einzurichten ſey. Ich ſagte aber auch ſchon vorher, daß die Hauptverehrung der Heiligen in Nachahmung ihrer Tugenden beſtehe. Wer alſo die Tugenden der Heiligen in Betrachtung zieht; wer die Belohnung erweget, die ſie dafür von Gott in jenem Leben davon getragen haben; und wer hiedurch bewogen wird, ihnen in der Liebe Gottes, in der Liebe des Nächſten, in Erfüllung ſeiner Standespflichten nachzufolgen,

der iſt ein wahrer Verehrer der Heiligen; und auf dieſe Weiſe kommen die Heiligen nie aus der Verehrung.

Vogtein. Laß der Zechprobſt ſeinen Vorſchlag auf Floriani und Sebaſtiani fahren. Ich habe mich erſt neulich in einem Bauernhauſe geärgert; da gehen ſie mit den brennenden Spänen auf die Nacht ſo unachtſam in Häuſern herum, daß es kein Wunder wäre; wenn mehrere Feuersbrünſte entſtünden. Eben von dem Bauern, dem ich darüber einen derben Verweis gab, bekam ich die dumme Antwort; der heilige Florian, der ober meiner Hausthür ſteht, wird uns ſchon vom Feuer bewahren.

Pfar. Hieraus ſieht man klar, daß dieſe einfältigen Leute die Mißbräuche, die bei ihnen in Anſehung der Heiligen in Schwung gekommen ſind, ſogar auf die ſteinernen, hölzernen, und gemalenen Bilder erſtrecket haben. Einige glauben wirklich, daß ſie ſelbſt an den ſteinernen, hölzernen, oder gemalenen Bildern einen ſicheren Nothhelfer haben, und vernach-

läſ-

lässigen dabei alle Bewahrungsmittel, deren Anwendung ihnen Gott durch die Natur, Vernunft, und das heilige Evangelium befiehlt. Könnte eine grössere Aehnlichkeit seyn zwischen den Heiden und diesen Leuten? Das ist wahrlich ein neues Heidenthum. Muratorius hat recht schön geschrieben, daß derjenige, welcher den goldenen, silbernen, steinernen, hölzernen, gipsirten, oder gemahlenen Bildern, diesen irrdischen unempfindlichen Dingen eine solche Verehrung nach ihren Eigenschaften erweiset, eine Abgötterei begehe.* Die Bilder dürfen nicht anders gebraucht werden, als zur Erinnerung an diejenigen, welche auf dem Bilde vorgestellet werden. Aber leider betragen sich einige in Verehrung der Bilder, besonders der sogenannten Gnadenbilder nicht anders, als wenn sie glaubten, der Heilige sey eben in diesem Bilde gegenwärtig, und eben nur bei diesem Bilde könne er auf das wirksamste angeruffen werden.

Vogtein.

* Synodus tridentin. Sess. 25 in decreto de invoc. veneratione, et reliqu. Sanctorum, et Sacris imag.

Vogtein. Nun Herr Marktrichter! was haben ſie für einen Gedanken?

Marktrich. Ich weis, daß unſer hochwürdiger Herr Pfarrer ſelbſt ein groſſer Verehrer der Mutter Gottes iſt. Hiemit zweifle ich nicht, mein Vorſchlag werde Beifall finden, daß ein Frauenbild zum Altarblatt gewählet werden ſolle.

Pfar. Wenn ein Frauenbild ſich auf Gott beziehet, weil auch Maria nur eine Dienerinn des Herrn war, und ſich ſelbſt ſo genennet hat; wenn es eine lehrreiche Vorſtellung enthält, wodurch wir zur Befolgung der Lehre ihres göttlichen Sohnes, und zur Nachahmung ihrer Tugenden bewogen werden; ſo bin ich gar nicht entgegen.

Vogtein. Der Herr Marktrichter muß uns ja ſagen, wie es gemalen werden ſolle?

Marktr. Ja, mein lieber Gott! Die Frauenbilder ſind nicht überall gleich. Einige haben das Kindel auf dem rechten Arm, einige auf

dem

dem linken; einige an der Bruſt, einige auf der Schoos, und zwar entweder ſtehend, oder ſitzend, angekleidet oder nackend.* Die Frauenbilder ſelbſten ſitzen in einigen Oertern, in anderen ſtehen ſie. Einige ſitzen auf einem Armſeſſel, andere nur auf einem Stockſeſſel, einige auf einem Eſel bei der Flucht in Aegypten, einige unter dem Kreutz, und dieſe haben entweder ſieben Degen in der Bruſt, oder auch unſeren Heiland nach ſeiner ganzen Mannsgröſſe über die Schoos liegen, daß ſich zu verwundern iſt, wie die göttliche Mutter ihren Sohn ſolchergeſtalt habe ertragen können. Einige knieen beim Bethſchämel, einige ſind ſchon in die Wolken erhoben.

Vogrein. Das wiſſen wir alles ehe. Wie glaubt aber der Herr Marktrichter, daß auf unſerem Altarblatt das Frauenbild gemalen werden ſolle?

Marktr.

---

* Molanus hiſt. imag. l. 2 z. c. 37.

Marktr. Wenn ich es aufrichtig gestehen darf; so wäre mein Wunsch, daß unser Altarblatt Mariam von gutem Rath vorstellen solle.

Vogtrey. Immer ein anpassender Gedanke für einen Rathsherrn, und besonders für einen Marktrichter, dem ist ein guter Rath besonders am Rathstage höchst nothwendig. Was sagt aber unser hochwürdiger Herr Pfarrer dazu?

Pfar. Ich muß abermal einen Muratorius reden lassen. Es ist nur allzugewiß (schreibt Muratorius) daß die wahre gründliche Andacht gegen Mariam ohne Vergleich mehr in der Nachfolge ihrer Tugenden, soviel als uns armen Menschen erlaubt ist, und wir fähig sind, als in allem anderen bestehe. Hiemit wünschete ich ein lehrreicheres Bild, als eine Abbildung Mariä mit dem Namen vom guten Rath.

Marktr. Nun; ich überlasse es euer Hochwürden, wie die Vorstellung Mariä gemacht wer-

werden ſolle; wenn nur Maria, ohne welche ſogar kein Zutritt zu Gott iſt, und welcher hingegen Gott nichts abſchlagen kann, auf unſer Altarblatt kömmt.

Pfar. Still! ſtill! das iſt zu viel. Maria hat allerdings unter den Heiligen den erſten Rang; ſie iſt vorzüglich zu verehren; ſie iſt eine Fürſprecherinn für uns; aber ſie iſt weder Gott, weder mit Gott kann ſie ſogleich befehlen. Heilige Maria bitte für uns! nicht befehle mit deinem Sohn, lautet das Kirchengebeth. Wir erkennen nach der Lehre des Apoſtels Paulus * nur einen Gott, und nur einen Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen Jeſum Chriſtum. Ohne dieſen Vermittler iſt wohl keine Gnade von Gott zu erhalten. Selbſt Maria, und die Heiligen können von Gott keine Gnade erhalten, es ſey dann vermittels des einzigen wahren Vermittlers unſeres Herrn und Heilandes, wie die heilige Kirchen-

* Epiſt. I. ad Thimoth. c. II. 5.

Kirchenversammlung von Trient uns lehret. Niemand hat jemals geträumet, daß, wenn wir um Hilfe und Fürbitte bei den Heiligen anhalten, die Heiligen sich erst an Mariam wenden müssen, um dasjenige, was wir verlangen, von Gott zu erhalten. Leider sind von der allerseligsten Mutter Gottes, aber gewiß zu ihrem größten Mißfahlen die übertriebensten Lobsprüche, die wundervollesten Erzählungen, und die ausschweifendsten Verheißungen ausgedacht worden; worüber so viele mit Vertrauen, daß sie hiedurch gewiß selig werden müssen, auf eine äusserliche Andacht gegen Marien Sünden über Sünden gehäufet, und ihr Heil gar nicht so mit Furcht und Zittern gewirket haben, wie es nach der Lehre des Apostels hätte geschehen sollen. * Ich weiß wohl, daß der Herr Marktrichter nicht unter solche Leute zu zählen ist; aber das hält er doch für gewiß, daß ohne Maria von Gott nichts zu erhalten sey.

Markt.

* Ad Philip. cap. II. 12.

Clarke. Nun ich muß mir ja Gott als den größten Herrn vorstellen. Zu groſſen Herren kann man nicht ſogleich hinkommen. Man muß alſo anſehnliche Freunde ſuchen, welche die Bitte übernehmen; und kann jemand glücklicher ſeyn, als der, der ſeine Bitte bei der Mutter des groſſen Herrn anbringt: denn ein groſſer Herr ſchlagt gewiß ſeiner Mutter nichts ab.

Pfar. Das iſt von Wort zu Wort die Lehre derjenigen, welche die Andacht zu Maria und zu den Heiligen übertreiben. Wenn Gott keinen Zutritt zu ſich erlaubete, und bei ihm es ſo wäre, wie bei den weltlichen groſſen Herren; da hätte der Herr Marktrichter recht. Aber bei Gott iſt es ganz anders. Selbſt ein Fürſt dieſer Erde (ſagt Muratorius) der dem Volke den Zutritt erlaubte, um demſelben ſeine Gnaden angedeihen zu laſſen, würde es als eine Beleidigung ſeiner Würde anſehen, wenn die Bittſchriften des Volkes nicht an ihn, ſondern an ſeine Hofherren gerichtet würden. Dieſe Urſache, daß unſer Gebeth bei unſerem Heilande weit vermögender ſey, wenn es von

der Fürbitte ſeiner allerſeeligſten Mutter begleitet und unterſtützet wird, will allzuviel ſagen, und deßhalb erweiſet ſie gar nichts; denn ſonſt müßte man niemals Jeſum Chriſtum unſern Herrn unmittelbar und gerade, ſondern allzeit vermittels der allerſeeligſten Jungfrau bitten, welches Niemand zu ſagen ſich unterſtehen wird. Nur immer auf die Lehre Chriſti hingeſehen: **So ihr etwas von mir bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.** * Er ſagt nicht in eines anderen Namen, ſondern in meinem Namen. Geht uns vielleicht das Vertrauen oder die Stimme ab, dieſen gebenedeyten Heiland ſelbſt zu bitten? Sollten wir uns fürchten, mit unſerer Bitte an ihn zu gehen? Leider iſt Gott und unſer Heiland in ſo vielen Predigten, in ſo vielen Betrachtungsbüchern immer als ein erzörnter, die Strafruthe ſtäts in Handen haltender Gott, der nur durch Mariam, oder die Heiligen wieder beſänftiget werden kann, geſchildert; und das iſt auch die Urſache, daß ſo viele Leute gegen Gott immer in knechtlicher Furcht ſind,

und

* Joan. XIV. 14.

und daß bei ihnen das Vertrauen und die Zuflucht zu unserem Heiland äusserst schwach ist, da doch der Glaube uns hierinn zur Stärke auffodert. Wie schön ist diese Auffoderung in der Epistel Pauli an die Hebräer zu lesen: **Weil wir denn einen grossen hohen Priester haben Jesum Christum den Sohn Gottes, der den Himmel durchdrungen hat; so lasset uns das Bekenntniß unserer Hofnung haben; denn wir haben nicht einen hohen Priester, der nicht könne Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versuchet ist in allem nach dem Verhältnisse ohne Sünde. Darum laßt uns mit Vertrauen hinzutretten zu dem Thron seiner Gnaden, auf das wir Barmherzigkeit und Gnade finden zur Zeit, da uns Hilfe vonnöthen seyn wird.** Können wir wohl (schließt Muratorius) gegen denjenigen, der aus Liebe für uns gestorben, der mit seinem kostbaren Leib und Blut uns speiset, der so sehr trachtet, uns Gutes zu thun, und von uns gebeten zu werden, eine Kleinmüthigkeit und Furcht äussern?

Vogtein. Also zukünftig, Herr Marktrichter! ehe der Rath anfängt, nur ganz kouragirt selbst zum Vater des guten Raths gegangen, und unserer lieben Frau nicht gar so sehr geschmäuchelt; denn sie kann gewiß auch keine Schmäuchler leiden. *

Pfar. Das ist gar das unschicklichste, daß man der Mutter Gottes so verschiedene Namen nach so vielen verschiedenen Orten, und verschiedenen Geschäften giebt. Eben hierüber schreibt Muratorius: Das Volk sollte wohl auch dieses einmal fassen, daß nur eine Mutter Gottes sey, und daß die Mutter des Rosenkranzes nicht mehr Gewalt habe, als die vom Berg Karmelo. Sie wohnet glorreich im Himmel, und sie ist stäts bereitet, demjenigen ihre Fürbitte verspüren zu lassen, der sie in seinen Nöthen von wahrem Herzen anruft. Die

* Dominæ nostræ beatissimæ Virginis Mariæ obsequia venerationem postulant, non adulationem. Petrus Abbas Cellensis l. IX. epist. 10.

den Bildern gegebenen verschiedenen Namen brachten wirklich einfältige Leute dahin, daß sie jenem Bilde in Ansehung jenes Geschäfts, und diesem Bilde in Ansehung dieses Geschäfts eine besondere Kraft abergläubisch zueigneten. Solche verschiedene Benennungen haben richtig ihren Grund in der schändlichen Gewinnsucht, und in der Absicht, das Volk zur Erlangung verschiedener Wünsche auch zu verschiedenen Bildern hinzuziehen, und von denselben bei diesem oder jenem Bilde viele Opfer herauszulocken. *

Vogtein. Unschicklich ist es richtig, der Mutter Gottes so verschiedene Namen zu geben; und wirklich verstehen die gemeinen Leute unter der Maria vom guten Rath eine ganz besondere Maria, die von Maria Trost, oder Maria Hilf ganz verschieden ist. Es ist das schon unschicklich genug, daß Maria bei diesem Bild diese, bei einem anderen Bild eine andere

* Concil. Rothomag anno 1445 can. 7.

re hilfreiche Beſchäftigung angewieſen wird, gleich als ob man ſie bei verſchiedenen Gegenſtänden auch an verſchiedenen Orten, oder bei verſchiedenen Bildern, und unter verſchiedenen Namen anruffen müßte; und die Anruffung je nach Umſtänden an dieſem Orte beſſer, als an dem anderen wäre.

Pfar. Ich bleibe einmal bei der ſchönen Lehre des Paters Petavii eines gelehrten Jeſuitens: **Ich werde keinen Anſtand nehmen** (ſagt er *) **den Andächtigen und Lobpredigern der Mutter Gottes eine Ermahnung zu geben; ſie ſollen ſich nämlich hüten, daß ihre Andacht gegen dieſelbe nicht übernehme; ſie ſollen mit dem wahrhaften, und gegründeten Lobe, welches ihr zukömmt, ſich befriedigen, und das Erdichtete oder Lügenhafte, wovon entweder gar keiner, oder kein hin-**

* Petavius l. XIV. cap. 8 num. 9 theol. dogm. de incarn.

länglicher Beweis vorzubringen ist, hinweglassen. Diese Gattung von Abgötterey, welche der heilige Augustinus die innerliche, und dem menschlichen Herzen angebohrne nennet, wird von der ernsthaften Lehre der himmlischen Weisheit sehr gehasset, als welche zur Eigenschaft hat, nichts zuzulassen, und zu lehren, als was der gewissen Richtschnur der Wahrheit vollkommen gemäß zu seyn sich befindet.

Vogteiv. Adieu, Mirakelbüchel! darinn ist eine Menge, worüber die Beweise dem Pater Petavio nicht hinlänglich wären. Nun wie steht's Herr Marktrichter?

Marker. Sagen nur sie jetzt einmal ihren Vorschlag, Herr Vogteiverwalter! Mir ist alles recht, was der Herr Pfarrer für gut befinden wird. Aber sie werden schon hitziger disputiren, und ihr Altarblatt durchsetzen wollen.

Vogtein. Zum erſten muß ich den Vorſchlag meiner Frau Gräfinn aus ihrem eigenen Brief leſen. — Da iſt ihr Brief! " Mein lieber „ Pfleger; Mein Graf wird ihm zwar einen „ Vorſchlag zu dem neuen Altarblatt geben; „ unter uns geredet, es könnte aber nichts „ dümmers ſeyn, als dieſer Vorſchlag. Ich „ mag kein weiteres Wort darüber ſchreiben, „ weil er den Vorſchlag des Grafen aus ſeinem „ Briefleſen, und ihm die Dummheit ſogleich „ auffallen wird. Mache er nur, daß der „ Pfarrer, dem er mein Kompliment melde, „ gerade ſage; das Altarblatt könne, und „ dürfe nicht ſo gemacht werden. Ich wünſch- „ te, daß, weil mir jetzt, ich weiß nicht wa- „ rum, die Augen ſo ſchwach werden, die hei- „ lige Luzia auf das Altarblatt käme. Auf das Altarblatt möchte alſo die Gräfinn gern die heilige Luzia haben.

Pfar. Der bloſſe Name der heiligen Luzia, weil das lateiniſche Wort lux Licht heißt, hat Gelegenheit gegeben, daß dieſe Heilige für ei- ne Patroninn des Augenlichtes gehalten worden. Schreiben ſie nur der Gräfinn, wenn ſie ohne-

dem

dem wieder auf einige Wochen hieher kömmt; so werde ich mir es zur Pflicht, und zum Vergnügen rechnen, ihr über die Anstalt, die wir in Ansehung des Altarblattes treffen werden, Rechenschaft zu geben.

Vogtrey. Des Grafens sein Brief ist gar zum davonlaufen. Es ist schon seine Schreibart allerliebst. Hören sie nur: oben steht nichts, als " An meinen Pfleger! Ich wäre „ über den Bericht, daß ihr die Erlaubnuß erhalten habt, bei meiner Vogteikirche ein neues Altarblatt machen lassen zu dürfen, sehr „ gleichgiltig, wenn nicht ein anderer Umstand „ dazu käme. Ich habe einen ausserordentlich „ schönen Schimmel, der 500 fl. werth ist, „ aus der Türkei bekommen; diesen möchte ich „ ohnedem gern abgemalen haben. Er könnte „ nun gleich auf das Altarblatt gemalen werden; es gienge unter den nämlichen Unkösten. „ Es versteht sich, daß eine Heilige darauf „ gesetzet werden muß; und ich dächte, daß „ die Judith darauf gesetzet werden solle, wie „ sie mit dem Kopf des Holofernes davon reitet. Auch für die Judith weiß ich schon ein gu-

„ gutes Gesichtel, welches ich dazu malen
„ ließ. Zum Holofernuskopf könnte der Pfle-
„ ger das Portrait von seinem Gesicht herge-
„ ben; hiemit wäre das Altarblatt fertig.
„ Der Pfarrer ist ein gescheider und munterer
„ Mann, der einen Spaß versteht; und ein
„ anderer hat ohnedem nichts dabei zu reden.
„ Haben schon mehrere bekannte Gesichter sich
„ als Frauenbilder oder als Heilige abmalen
„ lassen. Mache er die Sache bald richtig,
„ und erstatte er mir ehestens seinen Bericht
„ hierüber.

Pfar. Das gieng uns noch ab, daß wir einen türkischen Schimmel, eine Favoritinn vom Grafen, und des Herrn Pflegers seinen Kopf, der doch noch das beste darunter wäre, auf den Altar bekämen. Niemals sollen zu Altarblättern Portraits der noch Lebenden genommen, zugeschweigen eitle Abbildungen von Menschen und Thieren dort aufgestellet werden. * Ich habe in meinem Leben nichts gele-

* Synod. P. II. Mechlinienſis Tit. 14. c. 1. Nihil

leſen, daß die Judith mit dem Kopfe des Holofernes auf einem Schimmel davon geritten iſt. Wir braucheten ja noch ein Pferd für die Abra die Dienſtmagd der Judith. Ungezweifelt würde wohl der Graf auch noch ein Portrait für eine Dienſtmagd auftreiben. Nein, nein! da kennt mich der Graf zu wenig, wenn er glaubt, daß ſich meine Munterkeit ſo weit erſtrecke. Schreiben ſie ihm nur, daß wir eine biſchöfliche Verordnung haben, vermög welcher alle Entwürfe der Bilder, die für die Kirche gemacht werden, vorher dem Herrn Biſchof zur Einſicht und Begnehmigung eingeſchicket werden müſſen, * und daß der Herr Biſchof künftig kein Bild aufſtellen laſſe, worauf nicht etwas in Anſehung unſeres Glaubens und der Sit-

---

inordinatum, nihil profanum, nihil inhoneſtum appareat, neque in intima altarium tabula vivorum effigies depingantur.

* Synodus Mechlinienſis P. II. tit. 4. c. 1 Synod. Mediolanenſis I. cap. 7. tit. 7. Synodus Trident. l. c.

Sitten lehrreiches, und vorzüglich aus der Geſchichte Chriſti, oder aus den Geſchichten der heiligen Apoſtel und Jünger Chriſti vorgeſtellet iſt. Auf dieſe Weiſe muß er uns entſchuldiget haben, und wir bleiben in unſerer Freyheit, einen vernünftigen und chriſtlichen Entwurf zu einem Altarblatt dem Herrn Biſchof einzuſchicken.

Marktr. Maria vom guten Rath hätte keinen beſſeren Rath geben können, als euer Hochwürden Herr Pfarrer gegen den Vorſchlag des Herrn Grafen geben.

Meßner. Alle Bauern kenneten es gleich, daß des Holofernes ſein Kopf des Herrn Pflegers ſein Kopf iſt.

Mühler. Da dürfte ſich doch mein heiliger Antonius mit ſeinem Schwein eher ſehen laſſen, als der türkiſche Schimmel mit dieſer ſauberen Judith.

Zechprobſt. Was wäre das für ein Gedanke; ein Altarblatt aus dem alten Teſtament,

wo jetzt unſere Kirche neu ausgeweiſſet wird.

Pfar. Das machete eben nichts zur Sache, wenn nur das Gemäld erſtens nicht wider die Geſchichte wäre; da doch Kirchenbilder ſchon gar nichts gegen die Geſchichte enthalten ſollen; * und zweytens keine ſo ſchmutzige Abſicht darunter ſteckete. Die Werke Gottes, welche in dem alten Teſtamente angeführet werden; und auch die darinn enthaltenen Gebothe Gottes, welche den Glauben an Gott, und die Geſetze der Sittlichkeit einſchärfen, können immer zu einem lehrreichen Bilde Stoff geben.

Vogtelv. Nun will ich meinen Gedanken ſagen. Die heilige Dreyfaltigkeit iſt das vornehmſte; hiemit ſollen die drey göttlichen Perſonen auf dem Altarblatt vorgeſtellet ſeyn.

Pfar.

* S. Carolus in Synodo Mediol. I. tit. 1. cap. 7.

Pfar. Mein Herr Pfleger! die heiligſte Dreyfaltigkeit iſt allerdings jenes groſſe Geheimniß unſerer heiligen Religion, welches wir in Unterwürfigkeit glauben müſſen. Aber, mit den Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit muß man ſehr behutſam ſeyn. * Das Wort Perſonen in der Gottheit bedeutet nicht dasjenige, was wir in unſerer gemeinen Redensart dadurch anzeigen wollen, als wenn wir ſagen, daß Petrus, Paulus, und Johannes drey Perſonen ſeyn; denn Gott iſt nicht den Menſchen zu vergleichen, und der Sohn Gottes will nichts anderes bedeuten, als die ewige in ſich ſelbſt beſtehende Weisheit, und das Wort des Vaters; der heilige Geiſt aber nichts anders, als die Liebe zwiſchen dem Vater und dem Sohne. ** Lange Zeit, und noch zur Zeit

des

* Molanus l. 2 hiſtoriæ Ss. imag. c. 3 & 4 Mabillenius in præfat. ad part. I. ſec. IV. Benedict. §. 3. num. 19.

** Muratorius von der wahren Andacht 2 Kap.

des Papsten Nikolaus I waren in der römischen Kirche die Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit unbekannt. * Bei einem so grossen Geheimnisse müssen die allzuviel sinnlichen Abschilderungen auf das behutsamste vermieden werden. ** Leider ist aus den Abbildungen der heiligen Dreyfaltigkeit die Sache bei dem unverständigen Volke so weit gekommen, daß sie wirklich sich den Gott Vater als einen alten Mann, und die ganze heilige Dreyfaltigkeit körperlich vorstellen, und einige wohl glauben, daß die drey Personen so nebeneinander, und übereinander sitzen, wie sie abgemalen werden. *** Zu diesem Aberglauben gaben hauptsächlich einige Mönche Ursach. **** Um der-

* Christianus Lupus tom. 2 Schol. in canones pag. 1157.

** Pellarminus in controv. de cultu imaginum.

*** Van Espen P. II. Sect. II. tit. I. c. 2. §. 41.

**** Socrates L. 6, c. 7. Sozomenus l. 8. c. 11.

dergleichen Aberglauben hindanzuhalten ist auch gleiche Behutsamkeit in Rücksicht auf die Abbildung der Engeln zu tragen. Von weitem wußte man nichts bei unseren alten heiligen Vorfahrern von solchen Abbildungen. * Wie würden diese sich ereifert haben, wenn man ihnen geflügelte Jünglinge, oder wohl gar nur Köpfe zwischen zwey Flügeln als Engeln vorgebildet hätte.

Vogtein. Auf diese Weise heißt mein Projekt also auch nicht viel. Ich meynte, daß ich noch so gut daran bin. Nun solle mein Weib reden.

Pfar. Ungezweifelt wird die Frau Verwalterinn den besten Gedanken haben. Damit es aber nicht scheine, daß ich hernach nur aus einer einem Geistlichen gar nicht anständigen Schmäuchelei ihren Gedanken billige; so schreibe ich hier auf ein Zettel nur fünf Worte.

Se-

* Binghamus orig. eccles. volum. 5. l. 13. c. 3. §. 2. capit. Caroli M. de año 789. c. 16.

Sehen ſie! das Zettel iſt jetzt zuſammgewickelt; hierinn iſt mein Gedanke enthalten. Der Meßner nehme dieſes Zettel, und wenn die Frau Verwalterinn ihren Gedanken geſagt hat; ſodann wird der Meßner das Zettel aufmachen, und meinen Vorſchlag herausleſen.

Verwalterinn. Auf dem Altar ſehe ich nichts lieber, als eine ſchöne erbauliche Abbildung des Gekreutzigten. Ich bin mit meinem Vorſchlag ſchon fertig.

Pfar. Meßner! leſe er nun aus meinem Zettel.

Meßner. Eine ſchöne Abbildung des Gekreutzigten.

Vogtey. Du tauſend Regimentsweib! ſo geht's ſchon wieder nach ihrem Kopf.

Pfar. Der Herr Pfleger beliebe ſich nur dieſem Ausſpruch zu fiegen. Es iſt wirklich nichts ſchicklicher, als daß in denen Orten, wo wir zuſammkommen, den unſerer heiligen Religion ent-

entſprechenden Gottesdienſt öffentlich und gemeinſchäftlich auszuüben, und daß auf dem Altar, wo das ganze Opfer ſich auf denjenigen bezieht, der ſich zu unſerer Belehrung und Erlöſung geopfert, und eben am Kreuze die Stiftung unſerer Religion vollendet hat, das Bildniß dieſes unſeres Religionſtifters, dieſes das größte Opfer ſeinem Vater für uns bringenden Heilandes das Hauptbild ſey. Auf dieſes ſollen zur Erinnerung ſowohl deſſen, was er für uns gethan hat, als auch deſſen, was wir durch ſeine Verdienſte erhalten können, wenn wir ſeiner Lehre nachfolgen, die Augen eines jeden in der Kirche ſich befindenden Chriſten geheftet ſeyn.

Vogtein. Ich werde gleich unſerem Agenten ſchreiben, daß er zu dem berühmteſten Maler ſich verfiegen, von demſelben die Uiberſchläge der Koſten fodern, und dieſelben mir einſchicken ſolle. Das Kruzifixbild ſolle mir prächtig werden. Mein Graf kann auf ſeinem türkiſchen Schimmel hinreiten, wo er will. Den Holoferneskopf, zu dem mein Kopf hätte herhalten ſollen, merke ich ihm gewiß auf meine ganze Lebenszeit. Zechprobſt.

Zechprobst. Aber hochwürdiger Herr Pfarrer! nachdem jetzt die Kirche geweißet wird und die alten Bilder nicht mehr aufgehenkt werden dürfen; so werden die Wände leer und nicht gut aussehen.

Mühler. Ja, ja! hochwürdiger Herr Pfarrer! auf einer jeden Seite sollen doch wenigstens zwey Bilder erlaubt werden. Wären doch in allem nur vier Bilder.

Marktr. Schöner wäre es ja, wenn die Wände nicht gar so leer dastünden, als wie in einem Getreidkasten.

Meßner. Die Bauern verschmerzeten auch die vorigen Bilder leichter, wenn nur einige andere und bessere dafür hinkämen. Ich will gern mehrere Mühe mit dem Abstauben über mich nehmen.

Pfar. Nun wenn es nur lehrreiche, und der Geschichte entsprechende Bilder sind; so will ich gern nachgeben, ob ich gleich auch auf den Kirchenwänden zu viele Bilder nicht gern an-

ge-

gebracht ſehe. Es kömmt aber auch auf den Herrn Vogteiverwalter an, ob er damit einſtimme; denn man muß dabei nicht minder auf das Kirchenvermögen Rückſicht tragen, ob ſolches mehrere Unköſten leide.

Vogteiv. Vier Bilder können wir ſchon beſtreiten, beſonders, weil wir jetzt viele Kirchengeräthſchaften zu Geld machen, die nicht mehr aufgeſtellet werden dürfen. Soll aber wieder ein jeder von uns ein Projekt dazu machen? Ich mache keines mehr.

Marktr. Die Frau Verwalterinn, weil ſie es mit dem Altarblatt ſo gut getroffen hat, ſolle nun auch zu den vier Bildern ihren Gedanken ſagen.

Pfar. Ich bin damit zu frieden; ſie wird gewiß wieder etwas anpaſſendes in Vorſchlag bringen, welches immer den nächſten Bezug auf den hat, der auf dem Altarblatt vorgeſtellet iſt, damit Gemüth und Augen durch Seitenbilder nicht von der Hauptvorſtellung abgezogen werden.

Vogtein. Nun, ſo rede;

Meßner. Frau Verwalterinn! ich bitte, ſchlagen ſie die heiligen drey Könige vor. Gold und Weihrauch wäre gar gut für die Kirche, wenn die Bauern dadurch bewogen würden, hieran mehr zu opfern.

Vogtein. Ha, ha! der Meßner denkt auf ein Opfer, wobei auch für ihn ſelbſt etwas zu profitiren wäre.

Pfar. Die Frau Verwalterinn iſt zu geſcheid, als daß ſie aus den Weiſen des Morgenlandes drey, und zwar drey Könige machen ſollte, wovon in der heiligen Schrift kein Wort enthalten iſt. Bleiben wir bei einem König, nämlich dem Landesfürſten, der uns in Anſehung des Kirchenopfers recht heilſame Verordnungen gegeben hat.

Meß. Aber die heilige Zezilia bitte ich mir aus zurück beim Chor, weil ſie die Patroninn der Kirchenmuſik iſt.

Pfar.

Pfar. Das läßt die Frau Verwalterinn auch nicht angehen. Die beste Kirchenmusik (so wie sie auch vorgeschrieben ist) besteht in den Kirchenliedern. Da können alle mitmusiziren, und ist auch die wohlfeilste Musik. Ich lasse ohnedem keine Bierhäuselmusik in unserer Kirche mehr machen. Der Meßner halte jetzt sein Maul, damit wir von der Frau Verwalterinn den Vorschlag zu den Bildern hören.

Verwalterinn. Ich dächte; an die Wände, wo die zween Beichtstühle stehen, könnte auf der einen Seite das Bildniß des büssenden Petrus, und auf der anderen Seite das Bildniß der büssenden Magdalena so angebracht werden, wie hievon in dem Evangelium Meldung geschieht; nicht aber wie sie mit Geiseln und Klosterzilizien auf einigen Bildern vorgestellet werden.

Pfar. Stattlich! dieser Vorschlag hat meinen Beifall.

Vogtein. Mir ist's recht; und die anderen neigen ja auch schon ihren Kopf dazu.

Verwalterinn. Auf den vorderen S
aber ſolle auf der einen Seite ein Bild
len, wie Chriſto der geheilte Samaritan
und auf der anderen Seite, wie ſich
ſeren Erlöſer Kinder und Arme befinden,
uns zum Unterricht, und zu Wohlthate
pfiehlt: aber alles nach der evangeliſche
ſchichte, wozu der Herr Pfarrer die A
lung beſſer als ich wird anzugeben wiſſen.

Pfar. Noch ſtattlicher. Da iſt Tol
Armeninſtitut, Unterricht der Kinder, und
falt für dieſelben aus der Lehre und den
Chriſti jedem zur Nachahmung vor Augen g

Vogtein. Neigen ſchon wieder alle ihre
dazu; nun ſo ſolle es dabei bleiben. Ich
meinen Kopf zum Holofernes noch nicht he
ben, darum hungert mich ſchon; gehn w
Eſſen!

End des erſten Bandes.